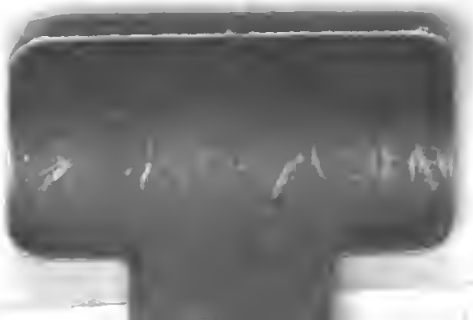
KAIS.KÖN.HOF- BIBLIOTHEK
1.844-A
1851
Alt-

S. A. 3. f. 2.



1844-R

Belinda

AURORA.

Taſchenbuch für das Jahr 1851.

Herausgegeben

von

JOHANN GABRIEL SEIDL.

Siebenundzwanzigſter Jahrgang.

WIEN.

Bei Fr. Riedl's ſel. Witwe und Sohn.

Leipzig, bei A. G. Liebeskind.

1844-A
1851

Druck von J. P. Sollinger's Witwe in Wien.

Erklärung der Stahlstiche.

I.

Selinde.

(Gemalt von Adolph Theer; geſtochen in der Kunſtanſtalt des öſterr. Lloyd.)

Ein Kind des Oſtens, ſchmachtend, läſſig, lüſtern,
Selbſt Perl' und Roſe, wie damit geſchmückt;
Auf zartem Mund der Liebe heimlich Flüſtern,
Ein ſchwimmend Aug', aus dem die Sehnſucht blickt!

Und doch uns fremd an Sprache, Tracht, Erfahrung —;
Soll das nicht Mißtrau'n uns erwecken? — Nein!
Die Schönheit iſt der Gottheit Offenbarung,
Drum ſei der Glaub' an ſie auch allgemein!

II.

Toni.

(Gezeichnet und geſtochen von Carl Mahlknecht.)

„D' ſánctwolfgangá Toni
Is niemahls nöt ohni,
Im Hauſ', auf dá Halb,
Auf'm Feld und im Wald!

Sánt anneri jüngá,
Sánt rahná, ſánt ringá,
Dö Toni gleihwohl
Is juſt ſo, wie ſ' ſein ſoll!

Drum ſag' ih halt, ohni
D' ſánctwolfgangá Toni
Hätt' frei all's á-n End',
Denn ih bin's halt ſo g'wöhnt!“

Digitized by Google

Toni

III.

Die Tochter der Dora.

(Gezeichnet von Professor Peter Reyomuk Geiger; gestochen von C. Defet)

(Zur Sage: „Die Tochter der Dora". S. 50 - 132.)

Es wählt der Herr zu großen Dingen
Sich oft ein schwaches Werkzeug aus;
Der Arm der Jungfrau muß vollbringen,
Was Männer schreckt im blut'gen Strauß.

Die Liebe muß dem Hasse dienen,
Das Herz dem Arm die Waffe leih'n,
Und was zuerst als Myrth' erschienen,
Das Schicksal kann's zum Lorbeer weih'n!

P. A. Geiger del. [illegible] pinx.

Die Tochter der Dora.

Digitized by Google

Die Tochter der Flora.

IV.

Anna Boleyn.

(Nach dem Originalgemälde gemalt von Adolph Theer; geſtochen in der Kunſtanſtalt des öſterr. Lloyd.)

(Anna Boleyn, Tochter des Sir Thomas Boleyn, geb. 1507; vermählt mit Heinrich VIII., Könige von England 1533; ſtarb nach kurzer Ehe auf dem Blutgerüſte.)

Jung, ſchön und geiſtreich, für den Thron geſchaffen,
Ward ſie vom Schickſal auf den Thron geführt;
Doch machtlos wurden bald der Schönheit Waffen:
Verbrechen wird, was den Tyrannen rührt.

Ein Unrecht war's, nicht daß, doch wie ſie büßte,
Wild brach die Meut' auf die gefall'ne los;
Doch ruhig ſtieg ſie auf das Blutgerüſte,
Im Leben reizend, ward im Tod ſie — groß.

Anna Boleyn.

V.

Der junge Bandit.

(Gemalt von E. Latilla; geſtochen von A. Dworzack.)

„Bei Zeiten brennt, was Neſſel werden ſoll'" —
Und ſollſt du Neſſel werden, ſchmucker Junge?
Du — ein Bandit? — Ein Amor, anmuthvoll,
Zum Sprunge nicht bereit, — zum Flügelſchwunge!

Die Pfeif' im Gurt, das Rohr in deiner Hand,
Sind nicht des Räubers, ſind des Hirten Zeichen!
Doch ja! — Zehn Jahr' — und ſieh'! du neckſt, gewandt,
Der Mädchen Herzen — mit Banditenſtreichen!

Der junge Bandit.

Traum — ein Leben.

Novelle

von

Franz Stelzhamer.

Und einen Liebestraum
Will ich euch nun erzählen,
Mag auch von tausend Seelen
Ihn glauben eine kaum.
. . . . . .

I.

Am frühesten Morgen nach einer wunderbaren Nacht — noch flirrt es mir unerträglich vor den Augen, noch bebt mir das Herz vor Wehmuth und Wonne, und mein ganzes Wesen feiert einen Aufruhr der seltsamsten Art! — und in diesem Zustande will ich demnach versuchen, mein nächtlich geführtes Traumleben mit aller Kraft der Erinnerung vor euren Sinnen zu entfalten und aufzurollen, und euch dann um des Himmelswillen um Rath und Ermunterung anzuflehen, falls ich wirklich geträumt habe und vielleicht noch während der Erzählung träumerisch nachempfinde und träumerisch irre rede.

Mir träumte, ich sei ein heimatloser Wanderer, und pilgere nun schon sieben lange Jahre durch vieler Herren Länder, nichts anders verlangend und zufrieden, wenn nur

die ernſthaften Paßfertiger nicht gar zu ernſt, die verdrießlichen Gränzwächter und plagſamen Straßenpatrouillen nicht allzu unartig, der Himmel nicht ſehr unfreundlich, die Nebenwandler nicht ganz unerträglich und Herberg und Herbergsleute am Abende nur halb leidlich ſich erwieſen und befanden. Auf Ruhe, die dem Leibe ſo wohl thut, auf Freundſchaft, die die Seele erſehnt, auf Liebe, die das Herz erquickt, hatte ich längſt verzichtet, ja vergeſſen. Ich hatte ja geruht, ſanft und ſelig geruht faſt ein ganzes Jahr lang im keuſchen Mutterſchooße — ich habe ja Freundſchaft genoſſen reichlich und inniglich die ganze lange Knabenzeit, und liebte als Jüngling mit Kraft und Fülle und ward geliebt mit Sanftmuth und Inbrunſt von einem ſchönen jungfräulichen Herzen; allein es iſt vorüber wie Lenzſchein und Sommerglut; die duftige Blüte ward zur ſchwellenden Frucht, die ſanftgrünen Saatenkeime ſtehen als bleiche Halme und tragen Aehren ſchwer und triftig; mein jetziger raſtloſer Wandel iſt die Sendung nach meinem Mannsglück, und iſt es etwa von Seite des Senders nicht Huld und Güte genug, daß mir auf meinem Gange noch immer Zeit und Muße erübrigt, zwiſchen dem Anſtreben und Hinblick nach meinem Ziele der ſchönen Vergangenheit zu gedenken und ſie in nachhallenden Liedern zu verherrlichen und zu feiern?

So dachte und empfand ich; da überkam mich die ſchon früher abendliche Dämmerung eines Herbſttages, und in glücklicher Fügung ſchritt ich auch eben an gegen das weſtlich geöffnete mittelalterliche Thor einer kleinen gewerbreichen Landſtadt. Die Webſtühle und Druckerſchlägel in den langen Fabriksgebäuden ruhten bereits; denn die ſie den

Tag über in Bewegung geſetzt, Geſell und Lehrjunge, verrichteten in ihren leichten weißen Jacken ſchon den gewöhnlichen Abendgang, einige ſingend und Poſſen reißend, andere beſprechend und diſputirend, je nach der Stimmung ihres Herzens, und tranken, weil der karge Verdienſt an den gemeinen Wochentagen nichts anders geſtattete, das geſündeſte: — aus dem alten Stadtbrunnen friſches klares Waſſer und eine lieblichlaue Gottesluft; die Herren aber und Meiſter des Städtchens gingen jeder in ſein Lieblingszeichen zu Wein und Braunbier. Was ſtand: die verſchiedenen Bäume in den Gärten, die Häuſer und die ruhhaltigen Menſchengruppen davor, hatten ein recht comfortables Ausſehen, und überhaupt machte das Ganze der alterthümlichen Stadt einen faſt angenehmen Eindruck auf mein Gemüth; es ſchien mir gehäbig und heiter.

Allein ſo geht es, und ſo werden einem die erſten Eindrücke der Freude und des Vergnügens meiſtens verkümmert! Denn als ich mich eben beſagtem Eindrucke hingeben, und in meiner Empfindung ſo zu ſagen — breit machen wollte, ſchritt gerade aus dem beſcheidenen Thore eines ebenfalls faſt überbeſcheidenen Häuschens ein junger Menſch heraus, deſſen Geſicht ſo blaß und der Ausdruck darüber ſo melancholiſch anzuſehen war, daß mir vorkam, der Unglückliche könne niemand anderer ſein, und kein anderes Geſchäft haben, als die — Gemeinleidträgerſchaft für das ganze Städtchen. Dennoch fühlte ich mich von geheimer Sympathie zu ihm hingegezogen und mußte unwillkürlich ſeinem langſamen und düſtern Wandel längs der Häuſerreihen hinunter folgen.

Er hatte ſie ungefähr bis in die Hälfte durchmeſſen,

als er vor einem größeren Hauſe in ſichtbarer Bewegung und innerlichem Kampf mit ſich, einige unregelmäßige Schritte that, dann ſtand, und gleich darauf, gleichſam als wollte er ſein Zögern gut machen und ſeine Unentſchloſſenheit beſchämen, ſchnell, faſt ſpringend die zwei oder drei Stufen zu einer ziemlich großen Gaſſenthür hinauf eilte, haſtig öffnete und dahinter verſchwand.

Da ſtand ich nun mit meiner Sympathie! Aber ich ſtand kaum ſo lange, als ich das auszuſprechen brauchte; ſo bemerkte ich zu meinem Vergnügen, daß meinem ſympathiſchen Zuge nichts im Wege ſtünde; denn über dem ſtattlichen Thore ſtand in glänzender Goldſchrift zu leſen:

„Gaſthaus zum weißen Roſſe.“

Da konnte nicht nur der blaſſe, melancholiſche Geſell, da konnte jeder, alſo auch der braune heitere Wanderer eintreten. Und während ich das dachte, war ich ſchon drinnen.

Die Schenke war groß und wie mir in der ſchwachen Beleuchtung, da noch wenig Gäſte anhalben waren, ſchien, reinlich und ſauber. Ich ſetzte mich dem Blaſſen, der ſich trotz ſeiner Melancholie einer geſprächigen Gruppe beigeſellt hatte, gerade gegenüber. Ein junger ungelenker Burſche, der mich in ſeiner dunkelgerötheten Farbe und mürriſchen Trockenheit unwiderſtehlich an einen ziegelrothen Pintſcher mahnte, den ich im Sommer jäh angenommener Biſſigkeit wegen mußte abthun laſſen, brachte mir auf mein Verlangen Wein, und auf Befehl einer mehr ausgelebten, als alten Frau, die in ihren zuſammengekniffenen, von der Naſenſpitze mehr als beſchatteten Lippen, vorzüglich aber durch ihren ſchlangenzüngeligen Blick aus tiefen, kleinen Augen, ſtark an die „böſen Feen“ gemahnte, auf Befehl, will ich

erzählen, dieſer Frau brachte mir der Pintſcher — oh! Burſche, wollt ich ſagen, der bei näherer Betrachtung ihr Sohn ſchien, auch ein Licht, „damit" — wie die Alte, die Lippen zu einer ironiſch zugeſpitzten Freundlichkeit eröffnend, beifügte — „damit man einander beſſer ſehe." Mir aber war es, wie es beim Träumen ſchon närriſch und fabelhaft zugeht, als ſchöße das Licht in mich, oder was weiß ich, ich in's Licht, kurz, ich und das Licht wären ein und dasſelbe.

Die Gruppe, die von dieſer Vermiſchung natürlich nichts merkte und wußte, gab durch Acclamationen ihren Beifall kund, wendete ſich männiglich nach mir, und ihre Blicke, Nachtfaltern ähnlich, umflatterten ſogleich eine Weile mein leuchtendes Angeſicht. Darauf ſäuſelten, ſummten und ziſchelten ſie untereinander, als hätten ſich ein paar die Pfötchen und Fühlfäden geſengt, und ich hatte zum erſten Mal in meinem Leben — das Gefühl einer gemeinen Talgkerze, acht gerechnet auf ein Pfund im Preis 40 kr. Wiener Währung.

Dieſes Gefühl aber, welches in ſeiner Dickeſſenz und Uebermuthsfülle ſtark nach Bauernſtolz ſchmeckt, dauerte nicht lange und verließ mich plötzlich, als hinter dem Schwarm der kreiſelnden Milben, wie vom ſtets mir feindlichen Nachtgeiſte geſandt, ein Falter von nie geſehener mährchenhafter Größe angeflattert kam, und ſchnurgerade und heißbegierig nach meiner Dochtroſe zielte. Da hieß es glühen, da hieß es flammen! Als ich mich aber zu dieſer Heftigkeit forcirte, und um es leichter zu bewerkſtelligen, ſchnuppte, ſchnuppte ich mich leider in der Eile zu tief, und — war verloſchen. Im Verlöſchen aber hatte ich die ſchmerzhaft-

ſüße Empfindung, als wenn nicht mein Geſammtleben, ſondern mein Herz den Feuertod der Liebe geſtorben wäre.

Ich weiß nicht, wie lange darnach, aber ich ſchwelgte und litt noch in beſagter Empfindung, da wurde die wirklich verlöſchte Kerze wieder angezündet von einer blütenweißen Hand, welche ſichtbar zitterte und bebte, und welche mit ihrer Armwurzel eingewachſen war in den oberen Leibgrund eines jungfräulichen Kindes von unbeſchreiblicher Anmuth und Holdſeligkeit.

„Ei Fritze," ſprach das Kind und that faſt böſe gegen den ungelenken ziegelrothen Burſchen, „wie du doch immer die ſchlechte Lichtſcheere ſtatt einer guten auf den Tiſch legen magſt!"

Himmel! welch ein Ton war das! Ich hatte die Glocken faſt aller europäiſchen Länder, ich hatte die Singvögel der ganzen gemäßigten Erdzone, ich hatte die Metallſtimmen faſt aller berühmten Sängerinen von der Catalani bis zur Lind herab gehört — aber ſo konnte nur eine, die ich leider nicht gehört, die der unerſetzlichen Malibran geklungen haben; und die Rede, an ſich ſo unbedeutend und ſimpel, machte auf mich den Eindruck, als hätte ſich, wie auf einen Wink der himmliſchen Barmherzigkeit, plötzlich das Weſen gefunden, das aus purer unverdienter Liebe zu mir, faſt aus einer Art beſchränkteren Erlöſungsberufes alle meine vergangenen und zukünftigen Fehltritte und Unterlaſſungen auf ſich nähme und ausgliche, und mein Herz, das vorher nur wie in einer Vorbedeutung und ſymboliſch, wie die Moſaiſche Kreuzesſchlange, den Todesact begangen hatte, fühlte ich plötzlich voll Demuth und Ergebenheit gegen das mildſinnige Weſen. Die Talgkerze und ich waren

und blieben von dem Augenblicke an wieder jedes ein anderes Eins; das Mädchen erinnerte mich nur noch ſchwach durch ihr dunkelgeblümtes Kleid an das anfängliche Falterphantom; dasſelbe war der Fall mit dem rothhäutigen Burſchen und mit der alten hohläugigen Frau bezüglich des „Pintſchers“ und der „böſen Fee.“

Wie lang ich in der Schenke geweilt und wieviel getrunken, iſt mir nicht mehr erinnerlich; der blaſſe Melancholiſche, der, wo möglich, noch bläſſer geworden war, und ich waren die letzten Gäſte und Auswanderer; wir nahmen kurzen, aber herzlichen Abſchied. Als jedoch des andern Tages meine gewöhnliche Abſchiedsſtunde geſchlagen hatte, konnte ich durchaus nicht fort: es kam mir vor, ich hätte mein Wanderziel erreicht und müſſe bleiben.

II.

Menſchen, die aus beſtimmter Abneigung, welche aber, wenn ſie zu Glück und Ehren führen ſoll, nur aus dem edlen Gefühle der geiſtigen Selbſtſtändigkeit und inneren Totalität entſprungen ſein darf, ſolchen Menſchen, die, aller Fremdherrſchaft und allem Befehl von außen entrückt, endlich frei und unabhängig in weiter Gotteswelt daſtehen, erwächſt unvermerkt eine gebieteriſche Macht, eine ſtrenge, deſpotiſche Souveränität von innen, die erſt den ſtarren Willen beugt und bändigt, und dann das Heer der Kräfte zu ſeinen Zwecken ſtimmt und zwingt: es iſt die Leidenſchaft, die Schöpferin alles Großen und Entſetzlichen auf Erden, die Erweckerin und Aufſtürmerin des Gottes und des Dämons in der Menſchenbruſt.

Und als Tags darauf meine Abfahrtsſtunde geſchlagen hatte, konnte ich nicht fort, und mir war, ich müſſe durchaus bleiben. Ja ſo war mir, und das war für jeden aus oben bezeichneter Claſſe und auch für mich Grund genug zu bleiben: mein Geſchäft, ein Welt- und Ewigkeitsgeſchäft, liefe mir nicht davon und könne ohnehin, wie die beſte und humanſte Religion, nicht nur im Tempel zu Jeruſalem und auf dem Berge Garizim, ſondern überall geübt und betrieben werden; und jeder Tag brachte von nun an zwei beſtimmte Dinge in die Schenke zum „weißen Roß:" den Abend und meinen Abendbeſuch, und jeder Tag hatte für mich von nun an wenigſtens eine ſchöne vergnügte Stunde, nämlich die ich zubrachte im weißen Roſſe. Denn es bedurfte wahrlich keiner größeren Eitelkeit als auch der reſignirteſte abgekühlteſte Menſch noch zu ſeiner Selbſtſchätzung aufbewahrt, ja es bedurfte nur offener Augen, um ſchon nach einigen Tagen zu ſehen, daß ich ein ſicher und ſehnlich erwarteter Gaſt ſei. Freundlich wurde ich beim Eintritt gegrüßt, mein beſtimmtes Plätzchen wurde beſonders geſcheuert, in einem Glaſe von feinerem Schliff kam mein Wein, und das Miſchwaſſer für einen anderen Gaſt kaum geholt und noch ſo friſch — doch bitt' euch, Freunde, blickt dorthin und ſeht! Ach, wen ein ſolcher Blick trifft, aus ſolchen Augen — ſollte der nicht ſchweigen von all den kleineren Zeichen der Achtung und Dienſtbefliſſenheit?! Darum blickt hin und vergebt meiner Unverſtändlichkeit!

Seht, eben tritt ſie wieder hervor aus der dämmerigen Vertiefung, die in ein anderes Gemach, vielleicht nur in die Küche abführt, und ein Lichtſtrom, voll genug um

den ſchwarzen Abgrund der Nacht auszufüllen, und ein Wärmeguß, ſtark genug die Ewigkeit des Poleiſes aufzuheben — allein ich ſollte keine ſo vehementen Bilder und Gleichniſſe wählen, aus Furcht die Innigkeit von Sephiliens jedesmaligem ernſten Blick auf mich zu zerſtören! —

Heiliger Gott im Himmel! warum habe ich das nicht früher erlebt, warum hatte meine Jugendgeliebte keine ſolchen Herzensaugen! Oder waren die meinen damals etwa noch ſelbſt zu ſonnig und warm? oder muß eins denn wirklich ſo viel entbehrt und gelitten haben, um endlich ſo ſelig zu werden? —

Ach, dann ſeid ſelig geprieſen mit mir all' ihr Lechzer und Dulder, denn unſer harret Erſättigung und Wonne!

Gewöhnlich dann, wenn ich dieſe Erſtlingsfrucht in mich aufgenommen hatte, und meine Seele im wonnigſten Verdauungsfieber arbeitete, bat ich die Jungfrau, ſich zu nähern und unſern kleinen Kreis zu vergrößern — denn nie that ſie das ohne meine Bitte oder Erlaubniß, nie aber auch ließ ſie mich eine Fehlbitte gethan haben; — da ſaß ſie dann, ein reines, ruhiges Ebenbild Gottes, nur nach meinen Lenkungen regſam, nur meine Empfindungen nachempfindend, nur meine Worte und Wünſche belauſchend. Oft aber, wenn ihr Blick ſchon ſo mächtig auf mich gewirkt hatte, daß ich ihre Nähe nicht mehr ertragen konnte, ſetzte ſie ſich abſeits und las in einem Buche und nicht ſelten ſo ruhig und inſtändig, daß mich ihre Ruhe außer mir beunruhigte, und mich einmal zu der bedenklichen Aeußerung brachte: wie es ihr wohl ganz unmöglich ſein dürfte, einmal vierzehn Tage des Buches zu entbehren? —

„Ich weiß es nicht!" antwortete ſie. Als ich aber den

nächſten Abend kam, war ſie ohne Buch, ebenſo den zweiten, und auf meine Verwunderung darüber am dritten Abend erwiederte ſie mit lieblichem, faſt demüthigem Lächeln: ſie hätte es verſucht, ob ſie es vierzehn Tage aushielte. Ach du lieber Gott! vierzehn Tage! ich ſah viele Wochen kein Buch mehr in ihren Händen, ſie hätte wohl gar die edle Kunſt des Leſens verlernt und vergeſſen, wenn ich ihr gerührt und mitleidig endlich nicht ſelbſt wieder ein Buch in die Hände geſpielt hätte.

Schön iſt der blühende Roſenſtrauch, aber Wurm und Inſect aller Art betritt und bedroht ihn unabläſſig; ſchöner noch iſt die Gottesroſe des jungfräulichen Angeſichts auf dem alabaſternen Saftſtrunk des Leibes!

Der Orientale weiß das und verwahrt ſich ſeine Wiſſenſchaft und macht ſie durch dichte, koſtbare Schleier allen Andern zum Geheimniß. Schade, daß ein Abendländer einen Kuß auf Sephiliens nur einmal entblößtem Nacken hauchend bloß flüſtern durfte: Geliebte, verhülle das! — Das blieb nun freilich wie der Abgrund des Meeres verhüllt von der Stund' an, aber das noch Schönere, Edlere — die Gottesroſe umflatterten nach wie vor die Blicke der Unlauteren, was mich mit ſchwerer Bekümmerniß erfüllte.

Einmal — den elektriſchen Strom ihres Blickes nahm ich bereits ohne Erſchütterung in mich auf und den Act ihrer Folgſamkeit aus der Ferne hielt ich für abgeſpielt — einmal — eben war auch die Gelegenheit günſtig: die Gäſte hatten ſich früh verloren, Mutter Fee hielt ein kleines Unwohlſein in ihrem Gemache und Bruder Rothhaut, da er nichts mehr zu bedienen hatte, bediente ſich ſelbſt und napfte im Hintergrunde; — da rief ich ſie weich, wie der Turtel-

hahn die Henne, beim Namen und winkte ſie näher und näher, beſtreifte ihren Arm und berührte ihre Wange — der Arm zuckte — die Wange glühte, dann legte ich ihr meinen Arm um Hals und Schulter — ſie erzitterte unter der neuen ungewohnten Laſt und ſchauerte und ſträubte ſich, wie ein junges Follen bei der erſten Gürtung; — doch die zähmende Macht war zu gewaltig und die Zähmung bereits zu weit gediehen. — „Liebſt du mich?“ flüſterte ich kaum hörbar, aber die Spitze der Lippen berührte faſt den äußerſten Wirbelring ihres Ohres — ſie ſchwieg und ſchauerte, — ich aber in unverrückter Haltung fuhr fort: „Ich liebe dich, wie mein Leben! Sage, glaubſt du das? und geſtehe, liebſt du mich?“ — Da ward ſie von innen aus gerüttelt und ihr ganzes Weſen bebte wie in Fieberfroſt — in den Augen glänzten, nur von den breiten Wimpern gehalten, zwei große Tropfen — das Geſicht war bleich und geſpannt und durch die zuckenden Lippen ſtahl ſich ein, außer Gott und mir, Niemand hörbares „Ja.“ — Was aber in der unmittelbar darauf folgenden Secunde geſchehen, ob ich von den Lippen das Wort des Glaubens und der Liebe oder einen Tropfen aus einem Auge weggeküßt, oder ob ich ſie mit einem ewig unverlöſchbaren Druck an mein Herz gepreßt? ich weiß es nicht. Denn in demſelben Augenblicke und zugleich wurde die Thüre aufgeriſſen und Bruder Rothhaut taumelte aus ſeinem Winkel — „Wein!“ rief eine geſpitzte Stimme. — „Wein aus dem alten Faſſe, womit wir Bruderſchaft getrunken, und aus dem ſchönen Glaſe, wovon auch deine ſchöne Schweſter genippt!“ ward ſchneidend beigefügt; — die Stimme gehörte dem blaſſen melancholiſchen Jüngling, der aber heute nicht melancholiſch und blaß, ſon-

dern wild und glühend war. Völlig auf dem Fuße folgte ihm ein Häufchen wohlbewehrter Männer, angeführt von einem langbeſäbelten, rothbeaufſchlagten Kauze, der ſich erſt im weiten Gemache forſchend umſah, dann mit kaum nothdürftiger Artigkeit an mich trat, und alſo von ſich gab: „Wir ſind auf hieſigem Grund und Platze die Feuer- und Sicherheitswache und erlauben uns als ſolche die Frage: wer ſind der Herr, und wie ſieht es aus mit Paß und ſonſtigem Ausweis?“

Ohne ein Wort zu antworten reichte ich dem Manne, was ein erfahrner und fürſichtiger Wanderer ſtets bei ſich haben muß, meine Legimation. Sephilie, deren Hand noch in der meinigen lag, mochte erſchrocken ſein, und ſuchte die Finger, wie eine angetippte Schnecke ihre Fühlhörner, an ſich ziehen; allein ich that einen leiſen abwehrenden Druck, und ſie ließ die Hand ruhig liegen. Der Mann aber las und las und betrachtete mich mehrere Male, ſo ſcharf es ſeine ſtumpfen Augen zuließen, gleichſam das Geſchriebene mit dem Beſchriebenen vergleichend, dann gab er mir mit pathetiſcher Verneigung das gefaltete Papier zurück und berichtete mit einem zweideutigen Seitenblick auf den — ſonſt — Melancholiſchen ſeinen Begleitern: „Ein zu ſeinem Vergnügen Reiſender, ſonſt alles in beſter Ordnung.“ Gegen mich aber erlaubte der Mann ſich noch einen Privatwitz mit der Frage: „Und wie lange gedenken Sie unſerer Stadt noch das Vergnügen zu ſchenken?“

„So lange mir Ihre Stadt Vergnügen ſchenkt,“ gab ich trocken zur Antwort; — ein leiſer, leiſer Handdruck aber zwiſchen mir und dem Mädchen, ſchnell gegeben und

erwiedert, hätte die guten Männer, wenn ſie es geſehen hätten, weit richtiger bedeutet.

Die Männer gingen hierauf ihre Runde zu verfolgen, — der Melancholiſche aber ſchritt gradaus das Zimmer auf und nieder, faſt periodiſch nach jedem ſiebenten Schritte ſtärker, beinahe ſtampfend auftretend, als wollte er eine ihn anhüpfende Grille niederſchmettern. Bruder Rothhaut that einige nothwendige Handgriffe, gähnte, ſtreckte die Arme und ſchwankte dann wieder in ſeinen Winkel, um fortzuſetzen, worin er unterbrochen worden war; ich aber in löblicher Vorſicht und Beſonnenheit that, als wenn völlig nichts vorgefallen wäre, und bat Sephilien weiter zu leſen, und ſie las:

„Ein guter Tiſch iſt eine ſüße Folter,
Dem Thoren hold durch Wein und leck're Speiſen,
Auch ſein geheimes Denken abzulocken,
Ja ſelbſt von ſich und Anderen zu lügen;
Wer da verſchweigen kann — iſt weiter her,
Ein Zugereiſ'ter, der nur hört und lernt.
Den Menſchen allen eben iſt die Erde
Ein guter Tiſch und eine ſüße Folter;
Der Wirth ſogar hat ſich zurückgezogen;
Nun müſſen ſie, was irgend ſie bezaubert,
Was irgend ſie bedrückt, in Worte faſſen,
Was ſie geſeh'n, gehört, gelernt, verrichtet,
Breit und gefällig austhun. Wäre einer
Noch ſchüchtern, löſet ihm ein ſchönes Weib
Das äußerſte Geheimniß noch vom Herzen,
Und endlich ſteht er leer auf, wie die Flaſchen
Umher, doch froh, daß er ſich ausgeredet!
Die viel dazu erfunden, das ſind Dichter,

Die für die Dumpferen das Wort genommen,
Wie ältere Geſchwiſter für die Kinder.
Wer da verſchweigen kann, iſt weiter her,
Ein Zugereiſ'ter, der nur hört und lernt.»

Der ungeſtüme Schreiter wurde, ich weiß nicht, durch den Wohllaut von Sephiliens Stimme oder durch die Macht des geweihten Wortes, nach jedem Verſe ruhiger und ſtiller, ja, als das Capitelchen zu Ende war und ſie mich nur durch einen Blick fragte, ob ſie fortfahren müſſe oder für heute enden dürfe? war es ſo geräuſchlos und heimlich im weiten Gemache, daß man deutlich das Summen einer einzelnen, vielleicht ſomnambulen Fliege hören konnte.

„Recht ſchön!" unterbrach ich darauf die Stille, „und — ich danke für heute!" ſchlug mit meinem Zechgelde hellklingend an das Glas, um die ſchläfrige Kellnerſeele zu erwecken, verſchmähte die Herausgabe des Ueberſchuſſes und entfernte mich.

Im Nachhauſewandel aber, und, als ich ſchon lange im Bette lag, erhob ſich die hölliſche Nachtſaat des Argwohns: ob nicht der ganze heutige Vorfall ein von Hinterliſt und Bosheit abgekarteter Handel geweſen, um zwei argloſe Seelen zu fangen? Der Alten Zurückgezogenheit, des Burſchen ungewöhnliche Schlafſucht, des Melancholiſchen ſchnaubender Anſturm, das ſchnöde Antreten der Scharwache und — mich reute meine Unvorſichtigkeit. Noch aber war meine Reue nicht zu Ende, als ſich meiner ein neues, noch unbehaglicheres Gefühl bemeiſterte, eine Art Unzufriedenheit mit mir, die ſich raſch bis zum eifernden

Vorwurf ſteigerte, daß ich meiner Unvorſichtigkeit erſt gar die Krone aufgeſetzt hätte durch meinen ſchnellen Abgang. Wie konnte ich den Melancholiſchen, augenſcheinlich meinen Rival, nach einem ſolchen Vorgange und in dieſer Stimmung allein bei dem Mädchen zurücklaſſen? Bei dem Mädchen, das — wieder augenſcheinlich — an übermäßiger Herzensweichheit litte! — Oder ſollte ich ſo eitel ſein, und mir die ſchnelle alleinige Bemeiſterung und Gewalt über ihr Herz zumuthen?! Ach, und alle Dämonen des Eifers und des Mißtrauens, die mir vorlängſt die Tage meiner Jugend vergällt und verfinſtert hatten, erwachten wieder und ſtanden vor mir mit einem Male, und gereizt und aufgeſtachelt zu einem fieberhaften Leben, wie damals, entſprang ich raſch und ungeſäumt meinem Bette und Zimmer, und huſchte geiſterleicht und geiſterleiſe durch Gaſſen und Gäßchen bis zum Zeichen des weißen Roſſes. — Aber im „weißen Roß" war's ſtill, grabesſtill — Thor und Ladenflügel geſchloſſen und die Fenſter wohl verhängt und finſter.

Das war gut! — Aber kannſt du nicht zu ſpät gekommen ſein, ziſchelten die böſen Geiſter, und von der Stunde an war der Unfriede eingezogen in mein Herz.

III.

Die böſe Saat jenes Abends brachte richtig, wie ich gefürchtet hatte, böſe Frucht. Mutter Fee und Bruder Rothhaut waren ſchon den nächſten Abend gegen mich kurz und trocken, ſpitz aber und auffahrend gegen das Mädchen. Sogar die eingehauſ'ten Gäſte, mit deren ein- und andern ich mich trotz ihrer Trivialität in den grünen Hoffnungstagen ſchon manchmal in heitere Red' und Gegenrede eingelaſſen hatte, ſchienen mir

heute unter ſich ſchweigſamer und gegen mich weniger zuvorkommend, als ſonſt. Das Wenige, was ſie ſprachen, kam mir, wie räthſelhaft es auch klingen mochte, doch ſo wohlbekannt vor, und wenn das Wort im beſten Strom war, wußte oder vielmehr fühlte ich, daß ſie bald ſchweigen würden. Ich irrte mich auch nicht. Und ehe ich mein erſtes Glas zur Neige getrunken hatte, war allgemeines Schweigen. Ich hätt' es ändern können, allein es iſt ganz gegen meine Natur, die ſtockende Converſation jemals par force in Gang zu bringen. Schon lang, ehe die kleinen Räder um mich ſtehen, beweg' ich mich ſelbſt nicht mehr. — In die bis heut' athmige Luft hatte ſich unverſehens ein Qualm von Stickſtoff ergoſſen, der uns drückte und beängſtigte. Es war geſtern der letzte heitere Sommerabend geweſen, und heute war ein Herbſtmorgen voll dicken, häßlichen Nebels. Ach, und ſie, Sephilie, der gewaltige Stern, die erwärmende und aufhellende Sonne bis auf heut', ſie ſelbſt ſaß umwölkt und verdüſtert im kaum mondhellen Winkel der Schenke — an einem Strumpfe ſtrickend, zwiſchen je zehn Pauſen eine Maſche! Und wenn ſie vom Geſchäfte gerufen ans Licht treten und gegen mich eine Wendung machen mußte, Himmel! welch ein Blick war das! welch ein Ausdruck lag über dem ganzen Geſichte! Aus dem Auge glänzte heimlich die geſtern ſichtbare Thräne; ſclaviſch an die Lippen geſchmiedet ſchmachtete das geſtern freie Ja. Ach, ein leiſeſter Hauch, ein flüchtigſter Druck von mir, und Wort und Thräne wären mir entfeſſelt entgegen getaumelt, wie der Ton aus dem Saitenſpiel dem erregenden Finger entgegenquillt. Allein ich durft' es nicht. Ein Durſtender mußt' ich ungeſtört ſtehen am ſprudelnden Quell, und ein aus tiefem Abgrund Rin-

gendes mußt' ich wegen Unzulänglichkeit meiner Kräfte zu Grunde gehen ſehen mit vor Wehmuth und Mitleid blutendem Herzen.

Das war mein erſter qualvoller Augenblick im „weißen Roß" und leider nicht der letzte. Hatte ich in den grünen und rothen Tagen der Hoffnung und der Liebe ſchon eine faſt unlösbare Aufgabe, in größtmöglicher Eile, weil unerwartet, den Auferſtehungspunct meines Herzens nur halb würdig vorzubereiten. d. i. mit Verläugnung und bis zur ſcheinbaren Sterilität getriebener Unterdrückung alles Thätigkeitsdranges nach außen, nur einzig bemüht und emſig — eine ganze, große, faſt gänzlich zerſtörte und verfallene Innenwelt wieder völlig neu auszugebären und aufzubauen, und — der Himmel ſei geprieſen! hatt' ich es noch vermocht, ſo Geburt als Aufbau; vermocht, daß die dorre Wurzel meines Lebens noch einmal friſch ward, der Halm ſchoß, grünte und eine Blumentraube trieb, voll Farbenpracht und Wohlgeruch, die kaum mehr welken wird, bevor nicht mein Leibleben ſelbſt welkt und abſtirbt; hatt' ich das, und iſt euch die ſtolze Seligkeit ermeßbar, ſich alſo vorbereitet und ausgerüſtet zu wiſſen: ach, ſo bedenkt und erwägt in eurem Gemüthe, ſich geliebt ſehen von einer jungen, auflodernden Kindesſeele; hören müſſen den mailichen Nachtigallenſchlag eines brünſtigen Herzens, und nicht hinſtürzen dürfen mit weit ausgebreiteten Armen, und nicht horchen dürfen mit ſelig trunkenen Sinnen; nicht aufklimmen dürfen zur einſamen, feurig ſtrahlenden Blume, die ſehnſüchtig und duftſchwer hernieder ſchmachtet vom öden Felſenhang zum ebenfalls einſamen Wanderer im Thale — ach, denkt das und erwägt es in eurem Gemüthe, und mein

Zuſtand iſt euch klar und erſchloſſen. Leicht begreifen werdet Ihr auch, daß endlich mein geſammtes Sinnen und Trachten, ganz im moraliſchen Elemente untergegangen, ſich einzig offenbarte und ganz erſchöpfte in Ausſpinnung abenteuerlicher Pläne und Entwürfe, von denen aber gewöhnlich einer den andern verdrängte und umſtieß, ſo daß ich oft den traurigen Inhalt einer ganzen Tages-, ja zuletzt Wochen- und Mondenbemühung in einen einzigen kurzen Jammerſchrei oder Liebesſeufzer zuſammen faſſen konnte. Die ſagte, ſang und ſeufzte ich mir dann trotz ihrer Schmerzlichkeit vor, hing ſie, wie die kleine Herbſtſpinne ihre weißen Fäden an Strauch und Baum, an Heck' und Zaun, an weidendes Vieh und wandelnde Menſchen, an die Fittiche des Vogels und des Windes allzumal und befuhr auf dieſe Weiſe oft trotz der Schwere meines Herzens wunderbare Himmelshöhen und Abgrundtiefen, und konnte nicht zertreten werden noch untergehen auf Erden.

Ich finde nirgends Raſt und nirgends Ruh',
Denn meine Ruh' und Raſt biſt — du.
Ich habe keinen Frieden, keine Freud'.
Du trägſt ſie beid' als Armgeſchmeid.
Und nichts gefällt den Sinnen dort und hier,
Denn nur bei dir iſt Zucht und Zier.
Allein bei dir, mein Lieb', bei dir allein
Ach, oder nicht auf Erden ſein!

So ſeufzte ich manchen Tag, gleich einem aus ſeinem Syſteme verbannten Sterne herumirrend, bis die Fackel des Mondes als Friedensſignal am Himmel aufgeſteckt ward; denn die Stunde der Dämmerung, die mich zuerſt meinen

geliebten Engel hatte finden laſſen, war mir ſo heilig geworden, daß ich bis jetzt noch nie gewagt hatte, meinen Himmel beim grellem Tageslichte zu betreten. Der Tag, das Gratislicht auf Erden, brennt nur für die Handthierer in der großen Werkſtätte, wo die gemeinen und gemeinnützigen Verrichtungen geſchehen; ausnehmendere Geſchichten, beſonders die Vorgänge in den dunklen Herzenskammern, lieben zu ihrer Entfaltung Dämmerung, Mondſchein und die künſtlichen durch Nacht und Gemach gemilderten Lichter. — Tag iſt die Proſa, Nacht die Poeſie der Welt.

Wie leicht, wenn ich mich bei Tag und öfter eingefunden hätte, wäre ich in ihren Augen in die unrühmliche Claſſe gewöhnlicher Zecher und Schenkefrequentanten herabgeſunken, wie leicht auch, daß ſie ſelbſt von gemeinerer Arbeit occupirt, von ordinären Menſchen ungewählt beſprochen zu gewöhnlicher Gegenrede genöthigt, in meinen Augen den Schein der Außerordentlichkeit eingebüßt hätte! — Es verkürze ſich ja keine liebende Seele den Gang durch den dunklen Vorhof zum hellſtrahlenden Tempel der Liebe — Was das Thier und die unbelehrte Jugend aus Inſtinc thut, das ahme der Aeltere aus Klugheit und Weisheit nach!

Aber ſeht, Freunde, wie kühl ich plötzlich im Nacherwägen zu werden anfange! Ich habe bereits Vieles euren Begriffe anheim geſtellt, als ausgemachte Sache behandelt, daß ihr in eurem ſtillen Herzen einen kleinen Zweifel haben dürftet; noch mehr: ich ſtreue Sätze der Lebens- oder vielmehr Liebens-Klugheit aus, wo ich eben auf dem Puncte ſteh', einen Vorfall gränzenloſer, mir jetzt ſelbſt faſt unbegreiflicher Unklugheit melden zu müſſen; doch es ergeht mir bei dieſer Geſchichte wie dem Fieberkranken, der eben noch

froſtbebend zuſammenkroch und nun ſchon wieder Pfühl und Kiſſen vor Hitze von ſich wirft.

Als ich nämlich heute ſchon bei guter Dämmerung, die plötzlich eingefallenes grobes Wetter noch um ein bedeutendes vermehrt hatte, mich mit ſüßer Beklommenheit dem „weißen Roß" näherte, ſcholl mir daraus ein ganz ungewöhnliches Geräuſch und Getöſe entgegen und auch die Fenſter warfen helleren Schein auf die Straße.

Was iſt das?

Allein ich wußte es ſchon im nächſten Augenblick — heiße, ungeduldige Liebe hat nicht Zeit zu langer Rechnung und kühler Betrachtung. — Es war im Grunde ſehr wenig, für mich zu jeder andern Zeit — gar nichts; allein ein brennendes Herz, eine liebeifernde Seele nimmt von jedem, dem kleinſten und größten, ebenſo leicht Anſtoß als Anlaß und bezieht Alles auf ſeine Liebe. — Die Zeugdrucker aus den benachbarten Fabriken, die im „weißen Roß" ihre Vereinscaſſe deponirt hatten, und deren einige ich ſchon öfter hier geſehen, ein paar Meiſter daraus ſogar weitſchichtig kannte, hatten heute, was weiß ich worüber, zu debattiren und daher Plenarverſammlung. Wäre mein ſeltſamer Liebestraum in die heutigen Tage gefallen, ſo hätte ich gewiß das Toſen und Lärmen, das Zuſammenklumpen und Durcheinanderſchwärmen der guten Fabriksleute wohl verſtanden, weit über meine kleinliche Herzensangelegenheit intereſſant gefunden und der vollſten Aufmerkſamkeit gewürdiget; ſo aber und damals —

War von allen Sachen die oberſte Sache,
Wo mein Herzliebchen ſei und was es mache.

Ach, Herzliebchen war in der Küche und hatte mit beiden Händen vollauf zu thun, um das tumultuoſeſte und wildeſte — den Magen der wilden Tumultanten zu beſchwichtigen und zu ſtillen; aber ihre Augen fanden mich doch durch die Fenſterthüre, und wie ſie ſchimmerten und leiſe dazu der Kopf ſich ſchüttelte, wußte ich, daß ſie ſich wundere, wie ich heute da wäre, und verwundere, daß ich da ſein möge!

Das Geſchwirre und Toſen, das Ab- und Zuſtrömen der Leute dauerte trotz des Unwetters bis gegen Mitternacht fort. — Bruder Rothhaut mit ſeinen Gehilfen förderte unabläſſig das Flüßige zu Tage; Mutter Fee irrwiſchte mit erſtaunlicher Um- und Obſicht zwiſchen Küche und Keller zugleich. Meiner konnte man der Unmuße wegen heute keine ſo große Acht haben, und das glaubte ich benützen zu müſſen. Denn als nach der Fütterung, meinen alten Beobachtungen aus der Thier- und Menſchengeſchichte zu Folge, dann erſt die Tränke recht vor ſich gehen mußte, und auch wirklich vor ſich ging, wußte ich der jetzt minder beſchäftigten, zur Thür herein lauſchenden Guten durch ein flinkes beſtimmtes Zeichen anzudeuten, daß ich ſie in nächſter Weile außen zu beſprechen wünſche.

Beim Gott der Liebe auch! Ich mußte ihr doch beweiſen, daß mich ein edleres Begehren, ein ſubtileres Bedürfniß ſo lange in der Schenke hielte, als all die materiellen Geſellen und allertapferſten Magenhelden; ich mußte mich doch auch von ihr beloben und belohnen laſſen wegen meiner Anweſenheit bei ſolchem Unwetter draußen und drinnen bei ſolchen Unmenſchen, und mußte ſie doch fragen, was der junge krauskopfige Geſell dreimal erſt in der Küche — dann mit dem Bruder, darauf, — doch huſch davon! — Bruder Roth-

haut fährt eben in die Verſenkung und Mutter Fee hebt rücklings gegen mich den ganzen Tiſch hinab Zeche ein — allein ich kann wieder nichts als ausrufen: Ach, ſeht Freunde, ſeht! Oder beklaget das neidiſche Dunkel der Nacht, das euch eine Scene verhüllt, die faſt zu himmliſch iſt für dieſe gräuelvolle Welt. Seht! Ach, ich kann euch's nicht anders beſchreiben — ſeht! Denn zu hören iſt nichts vor dem Geplätſcher der Dachtraufe, ach, und ſonſt auch nichts! — Ueber ein ſündiges zerknirſchtes Menſchenbild hat ſich in vollem Strom die Liebe und Huld des Himmels ergoſſen, eine lilienweiße Wolke in Mädchengeſtalt liegt ſie an des Menſchenbildes erſtauntem hochklopfenden Herzen, die roſigen Strahlen der Arme zucken über deſſen Nacken zuſammen, die Lippen werden berührt von ſtarkem, geiſtig durchwärmenden Hauch — ach, Sephilie, Sephilie, liebende körperloſe Seele! liebendes keuſches Flammenherz, laß ab, dein reines Feuer verzehrt mich, oder es wird verunreinigt vom Pechqualm meiner Leidenſchaft! Sephilie! — — da geſchah unfern der Scene ein leiſes Knarren — ein greller Lichtſtrahl fuhr gleich einem Flammenſchwerte ſchneidend und abtrennend zwiſchen Geſtalt und Menſchenbild — Bruder Rothhaut grollte und fletſchte die Zähne, und war wieder anzuſehen wie mein Pintſcher am letzten Tage vor ſeiner Abſchlachtung. — Die Geſtalt entflatterte, ich aber ſtand und hatte im „weißen Roß" zum zweiten Mal das Gefühl der Umwandlung — ich empfand mich als ein fürchterlich wildes Thier, wie ein Wallroß etwa, und gut war's, daß dann bei meinem murrenden, mächtigen Vorüberſchreiten der „Pintſcher" nur grollte, nicht biß oder losfuhr, denn ich

hätte ihn nach der Kraft und Wildheit meiner Empfindung mindeſtens zertreten und zermalmt.

IV.

Eine ſchwere qualvolle Minute, die aber im Traummaß eine Woche und darüber ausmachte, war ſeit dem Vorfall langſam vorübergegangen. Im Innern des „weißen Roſſes" hatte ſich etwas begeben, das mich von Tag zu Tag mehr martete; denn nicht genug, daß ich mein geliebtes Mädchen mit keinem Auge mehr ſah, ſo geſchah ihrer weder von den Hausleuten noch Gäſten auch nur mit einem Worte Erwähnung. Es war, als wäre das liebenswürdige Geſchöpf gar nie da geweſen: denn der Fernen und Abgeſchiedenen gedenkt man doch zuweilen! Ja ich ſelbſt war öfter daran, mich eines Traumes im Traume zu überreden, wäre mir nicht jedes Mal bei der Erinnerung ihrer ſeelenvollen Umarmung alles Blut in heiße Empörung gerathen, wäre nicht alles rundum ſo ganz beim Alten geweſen, und hätten mich Mutter Fee und Bruder Rothhaut nicht gar ſo ernſthaft mit grimmigen, vertilgenden Augen verfolgt.

Wer jemals ſo lebhaft und martervoll träumte, kann den tödtlichen Schmerz meines Herzens ermeſſen! —

In der Schenke ſaß ich, wenn gleich auf glühenden Kohlen, ruhig und gelaſſen; den Wein, der bitterer als Wermuth ſchmeckte, trank ich mit unverändertem Behagen; die Thüren, die ich mit geſpitzten Ohren bewachte, mochten ſich öffnen oder ſchließen, ich ſaß unbeweglich vor einem alten Zeitungsblatte und las ellenlange Circulare, Concurs-Ausſchreibungen, Licitations-Ankündungen, Convocationen

und Amortiſationen, die mich alle den Plunder kümmerten, ſcheinbar mit einer Aufmerkſamkeit, als wäre ich der erſte Wucherer im Lande und der materiellſte Schelm auf Erden; und jedes Mal, wie ich gekommen war, mit freundlich höflichem Gruße, verließ ich nicht früher nicht ſpäter als ſonſt die Schenke.

Aber, hilf Himmel! Wenn ich ins Freie gekommen war — gleichſam aus jeder Pore ſchrie die Frage: Wo iſt ſie? und das Herz bat ſo flehentlich: Gebt mir meine ſüße Geſpielin, gebt mir mein Kleinod wieder! Und weil keine Antwort, keine Erhörung folgte, ballten ſich zornmuthig die Fäuſte und drohten Noth und Verderben auf unſere Feinde, und gänzlich aus war's mit meiner Herrſchaft über mich ſelbſt. Ein raſender Landſturm, eine ganze Meute wilder dämoniſcher Kräfte und Leidenſchaften erhob ſich, warf mit höhniſchem Gebrüll des Kopfes Geſetz und Ordnung über den Haufen, plünderte den heiligen Schatz des Herzens und verſchlang und verſchleuderte ihn in aberwitziger Tollheit Gott zu Schmach, der Welt zu Schande und mir zum Untergange! — —

Wenn ich endlich aber angebraust kam an der äußerſten Gränze des Uebermuths, wo hart daneben der ſchöne trauernde Engel: Reue, der milde Schweſtergeiſt zu des Menſchen beſſerem Selbſt, Wache hält, da ſchauderte ich und erbebte bis ins innerſte Mark der Gebeine. — Unter ſtrömenden Thränen und mit dem herzzerreißenden Angſtſchrei: Sephilie! entſtürzte ich gleich einem losgeketteten Sterne hinein in die Nacht, rannte weit um durch ſchauerliche, menſchenleere Oeden, aber jedes Mal am Morgen fanden ſich unter einem beſtimmten Fenſter des „weißen Roſſes“ im

friſchen Schnee Fußſtapfen, ſogar Spuren eines Hingefallenen nebſt zwei wie von heißen Tropfen eingeſchmolzenen Höhlungen wollte man bemerkt haben; von wem ſie aber herrührten, ahnte Keines, nicht einmal Sephilie; denn wer vermuthete ſolchen Sturm, ſolche Ausgelaſſenheit in Schmerz und That bei ſolcher Ruhe und Selbſtbeherrſchung! —

Endlich doch war die ſchwere Woche vorüber. Wie aber geheimes Leiden und Lebenswüſtheit mein geſundes Leben überhaupt erſchüttert hatten, ſo gebrach es mir auch bereits an Kraft, Abends im „Roß“ länger meine ſtoiſche Ruhe und Selbſtbezähmung fortzuſetzen. Es war nun ſchon der Abend des neunten Tages. Ich hatte wieder unſäglich gearbeitet und gelitten: das ganze weite Reich der Muthmaßungen hatte ich durchwandert von einem Ende bis zum andern. Umſonſt! Die blaſſeſten Möglichkeiten hatte die kühnſte Phantaſie verwandelt in helle Wirklichkeiten. Es war ein wahres Schwelgen in Wunder und Wunderbarkeit.

So aufgeregt und zugleich bis zur Hinfälligkeit matt und geſchwächt ſchwankte ich im abendlichen Dunkel gegen das „Roß“ und mit jedem Schritt wurde mein Entſchluß feſter, heute, und koſte und gelte es was es wolle, mit der Frage loszubrechen: wo iſt Sephilie? und die Antwort beſchloß ich, wenn nicht anders, dem Gefragten geradezu — abzuwürgen; da — ward ich leiſe am Rocke gezupft — aber Dank mag es das Zupfende wiſſen, Dank dem Dunkel, daß ich, ganz vom Gefühle des Würgens erfüllt, es nicht mit dem erſten Griffe erhaſcht; denn wahrhaftig! ich hätte die treue, unſchuldige Seele erdroſſelt.

„Nicht doch, Herr Peregrin!“ rief es abwehrend, „und ſeid doch klug, ich bring' Euch ja erfreuliche Botſchaft!“

Botſchaft; — Von Sephilien?

„Ja. — Gruß und Botſchaft!“

Wo iſt Sephilie? lebt ſie? was macht ſie?

„Lebt verſperrt im Kämmerlein und trauert und weint!“

Lebt und trauert? — Ich will ihre Trauer verwandeln in himmliſches Jauchzen!

„Ich ſollt' Euch das ſchon die ganze Woche über ſagen, aber Ihr wandtet kein Auge weder nach mir, noch ſonſt einen Menſchen, daß man es Euch hätte zuwinken und dann zuflüſtern können.“

Sie trauert und weint — warum?

„Aus Liebe und Liebesunruhe —“

Unruhe!

„Ueber Eure Ruhe und Gleichgiltigkeit!“

Gerechter Gott! — meine Ruhe! — aber warte, noch eine Minute gönne mir Friſt — ich bin noch ein wenig matt — vor Ruhe und gelähmt von — Gleichgiltigkeit — barmherziger Gott! — — So, jetzt bin ich ſonſt ſtark! — Zeige mir Schloß und Riegel, ich will ſie zerbrechen wie ſprödes Glas, aber, du gute Seele, warne die Menſchen, mir in den Weg zu treten, ich bin im Zorne kein guter Chriſt! Aber was zerrſt du am Rocke? friſch voran, ſag' ich.

„Um Gott, um Gott, theurer Herr Peregrin! Was befällt Euch! Seid doch klug, und merket erſt auf meine Botſchaft!“

Botſchaft! — Sie trauert und weint über meine Ruhe und Gleichgiltigkeit — brauch' ich mehr zu wiſſen?

„Ihr Herz trauert, aber ihr Verſtand frohlockt!“

Sei deutlicher, aber kurz, und laß ab zu zerren!

„Wenn Ihr verſprecht, ruhig zu ſtehen, und zu horchen und leiſer zu ſprechen, dann —“

Ja, — Ja, — Ja!

„Seht, geſtern abends wieder, während Ihr ſo emſig im Zeitungsblatte ſtudirtet, kam Bruder Fritz zu Sephilien, erzählte ihr gleichgiltige Neuigkeiten, und auch, wie es ihn und die Mutter freue, daß der Arzt ſie (Sephilien nämlich, oder hatt' ich noch gar nicht Zeit, Euch zu ſagen, daß ihre Abſchließung unter den Vorwand gefährlicher Krankheitsſymptome geſchehen ſei?) alſo gut! daß ſie der Arzt längſtens in ein paar Tagen gänzlich fieberfrei erklärt, wo ſie dann wieder in der Gaſtſtube oder beliebig wo ſein könne.“

Weib! Menſch!

„Nur noch zwei Augenblicke Ruhe“ — unterbrach bittend die Perſon und an ſich herumkramend und dann etwas rauſchendes darreichend fügte ſie bei: „Das ſollt Ihr leſen, Herr Peregrin! zum Zeugniß meiner Botſchaft und daß Ihr Euch die paar Tage noch ſo ruhig und muſterhaft verhaltet, wie bisher, damit Sephilie endlich wieder Eures Anblicks genießen und ſich Eures Athems erfreuen könne.“

Dann flog etwas davon, mir dünkte es im Traume derſelbe Rabe, der den Propheten Elias vorlängſt in der Wüſte ſein Mittagsbrot zugetragen hatte, und was ich in Händen hielt — ein unſcheinbares, nur flüchtig mit Bleiſtift beſchriebenes Blättchen, bekam meinem Herzen auch eben wie himmliſches Wunderbrot dem vor Hunger Lechzenden.

Und nun, was ſtand auf dem Blättchen?

Es ſtand:

„Teurer Freund! wie ſehr ich leide, weis nur Gott!

Er kennet mein Herz, ja ich liebe Sie treu und innig, mein Glaube an Sie iſt feſt, wie an Gott. — Ach teurer, teurer Mann, wie weh thut mir Ihr Zweifeln! Sie glauben nicht, wie geplagt ich bin; doch ich will ja gerne Dulden, wenn nur Ihr teures Herz mir bleibt."

„Um nachſicht bittet Ihr furchtſames Mädchen. Tauſend Grüſſe aus vollen Herzen, gute Nacht, ewig teurer Freund!"

Das war zu viel! So plötzlich und auf einmal viel zu viel! Und wieder erwies ſich, was immer auch in meinem wachen Zuſtande: daß ich gediegener und geduldiger Groß-frachter von Unglückslaſten eine kleine zierliche, nur Blu-menſtrauß-ſchwere Bürde des Glückes, vorzüglich das der Liebe, nicht wohl ertragen kann, daher wie gut, daß ich träumte und mich auf den Schwingen des Traumes beliebig heben und ſenken konnte in die ſchwindeligen, lichtſtrahlenden Höhen der Dichtung auf, und nieder in die dunklen, geſtal-tenflirrenden Tiefen der Zeit.

Nach meiner Natur und Beeigenſchaftung that ich das erſte, ſuchte in meinem ruhigen Kämmerlein noch das ru-higſte Plätzchen und ſchrieb aus der Fülle meines Herzens!

„Mein geliebtes Mädchen!"

„Wir leiden beide, ich fühl' es an mir und ſeh' es an dir. Urſache davon iſt der Ungeſtüm meines Herzens, aber dieſen Ungeſtüm erzeugte endlich dein Zaudern und deine allzu große Furchtſamkeit; darum leiden wir auch beide. Wie aber ſcheinbar der Unfriede von mir ausging, ſo ſoll auch durch mich der Friede wieder eingehen in unſere Herzen."

„Geliebte! ich weiß zwar nicht ſo genau, was die Zeit

über in deinem Gemüthe vorgegangen, wiewol ich überzeugt bin, daß ſich vieles und wichtiges darin müſſe begeben haben. Ach Kind! dein ſchüchternes Blicken, dein ganzes unſanft berührtes gedrücktes Weſen ſagt und klagt mir's; aber deine Klage ſoll gerechtfertigt werden; du biſt irre geworden an mir; aber du ſollſt dich auf das erfreulichſte wieder zurecht finden in mir. Deinem wankenden Glauben will ich eine Stütze ſetzen, daß er feſt ſtehe trotz allen Stürmen für Zeit und Ewigkeit. Höre!"

„Als ich dieſer Tage ſo zerknirſcht war und reuevoll, und mein aufbrauſendes, überſchäumendes Weſen beklagte, fühlte ſich plötzlich der Geiſt der Liebe zu ſanftem Mitleid bewogen, erlaubte mir einen Blick in das myſtiſche Dunkel ſeines Heiligthums und that mir eine Offenbarung, die mich wieder vollkommen tröſtete und beſeligte. Ein unabſehbares Blumeneiland ſah ich, aber das Meer herum war der blaue Himmel und in dem Eiland erkannte ich nach meinem erſten Erſtaunen unſere Erde. Der heiterſte Frühling lag eben darüber ausgebreitet, darum waren die Blumen ſo farbeglühend und duftreich. Allein denke dir meine Verwunderung, als mir der huldreiche Geiſt ſagte: All' dieſe Blumen ſeien — Menſchenherzen, welche lieben! Ein leiſes Lüftchen ſpielte über die Flur und alle Blumen nickten mit ihren ſtrahlenden Häuptern, gleichſam als wollten ſie das Wort des Geiſtes beſtätigen und bezeugen, zugleich aber berührten und liebkoſten ſie einander und die Stengel und Halme vieler verwickelten und umſchlangen ſich ſo feſt und innig, als ſollten ſie ewig nicht mehr laſſen auseinander. Das ſind die durch Liebe beglückten Paare! lächelte der Geiſt. Ich lächelte ebenfalls, hatte aber eine ſchmerzhafte Empfindung: denn

ich erblickte weit abgeſchieden von der Flur mit den tauſend ſelig verſchlungenen Paaren auf der Höhe eines moosbedeckten Felſen, eine einſame düſter glühende Blume; — ein großer Thautropfe gleich einer ſchweren Thräne zitterte in ſeinem Kelche, die träufte endlich ab und fiel nieder nahe am Fuße des Felſens, wo, wunderbar! mitten aus einer Saat von Neſſeln und Diſtelranken eine junge Roſe eben ihre Knoſpe zu ſprengen bemüht und ſo weit offen war, das ſie den Tropfen in ſich aufnehmen konnte. — Haſt du es geſehen und verſtanden? fragte mich der Geiſt — ſieh, das iſt die Sprache der Sehnſucht! Aber ich verſtand es nur zu gut; denn jene einſame, düſter glühende Blume auf dem moosbewachſenen Felſen war — mein eigenes Herz, und die junge Roſe am Fuße des Berges war — das deine."

„Ich hatte ſo eben ein flehendes Wort gegen den Geiſt für mich und dich auf der Zunge, aber es erſtarb mir vor dem Anblick eines bejammernswerthen, grauenvollen Schauſpieles, das ſich jetzt vor meinen Augen begab. Ein großes ungeſtaltes Thier, faſt einem Rieſenſchweine vergleichbar, ſtand plötzlich mitten in der Flur, und fing an darauf zu weiden und zu wühlen nach allen Richtungen und Winden mit unerſättlicher Gefräßigkeit. Ihr armen, armen Blumen! rief ich ein über das andere Mal; der Geiſt aber, als wollte er den Gräuel nicht ſehen, wandte ſein leuchtendes Angeſicht bei Seite und ſchwieg. Endlich aber als ſich das Thier ſammt ſeiner Brut bis zur Ermüdung erſättigt hatte, ſtreckten ſich alle im weiten Kreiſe nieder und erdrückten noch mit ihren ſchweren Leibern, den ſie ohne Unterlaß in träger Wolluſt wälzten und dehnten, vieles, was ihrer Freßbegier früher entgangen war."

„Ihr armen, armen Geſchöpfe! ſeufzte ich noch ein Mal, da wandte ſich der Geiſt, überflog mit einem traurigen Blicke die verwüſtete Flur und ſprach dumpf lautend: Wieder eine Generation untergegangen in thieriſcher Luſt! Dann lauter zu mir: Du kennſt doch das Thier und ſeine Brut? Es iſt die alles verſchlingende Sinnlichkeit, und ſein Gefolge die anderen niederen Leidenſchaften und Lüſte, die das Herz tödten oder wenigſtens ſeines Blüteſchmuckes — der Liebe — berauben. — Was du ſiehſt, iſt das gewöhnliche Welt- und Menſchenleben! Daß du aber nicht gänzlich verzageſt und verſchmäheſt in einer ſolchen Welt ferner zu leben und zu wirken, ſo komm' und ſieh! Und ich ſchwebte von ihm getragen über die Erde und half ihm die Blumen zählen und ſammeln, die von dem Thiere verſchont geblieben waren. Und als es gethan war, empfand ich mich voll Heiterkeit und Troſt und rief: O Gott und Herr! deine Welt iſt groß und des Schönen und Guten iſt noch übergenug, wenn eben der Gräuel vorüberzog."

„Unter den Blumen, die noch in unberührter Freude und Reinheit blüten, Sephilie! waren auch die unſerer Herzen."

Als ich dieſer Eingebung und ſolchen Erguſſes mich erfreut hatte, war ich über die Maßen beglückt und ſelig; die Perſon, unſer jäh gewordener Poſtillon d'Amour, war wieder, wie gerufen, zur Stelle und empfing die Schrift mit derſelben Theilnahme, wie ſie mir früher das Billet dour ausgehändigt hatte.

Meine beiden Augen und tauſend Segensſprüche waren ihre Begleiter.

Darauf machte ich von der zweiten Hälfte meines Traumvermögens Gebrauch und drehte mich einige Male auf der Ferſe herum, mit dem klingenden Sange:

Mich liebt ein holdes Mägdlein,
Ein Mägdlein, herzig und hold,
Das hat mich lieber als Sammet,
Als Seide, als Silber und Gold.
Das hat mich lieber als alles,
Was auf der Erde lebt,
Das hat mich lieber als alles,
Was ſchwimmt und in Lüften ſchwebt.
Doch ſollt' ich den Grund euch ſagen,
Ich weiß ihn ſelber nicht:
So borgt wohl nachts die Sonne
Dem Mond ſein Silberlicht.

Mit dieſem Jubelſange kam ich gählings eingefahren in den Abendzirkel meiner wohl hundert Meilen weit entfernten Kunſt- und Jugendgenoſſen, welche, mehrere ſelbſt vornehme Meiſter des Geſanges und mein Singen gewöhnt, weniger auf mein Lied merkten, mich aber um deſto eifriger mit den Fragen beſtürmten: Lieber Herr Peregrin, ſag' uns doch, wo du ſteckteſt die lange Zeit über, und was du getrieben haſt in deiner Verborgenheit? Unſer Abendzirkel, dem ſein beſtes Kettenglied gählings ausgebrochen, iſt in Gefahr des gänzlichen Zerfalles; die Journale, die du mit deinen Geiſtesblüten geſchmückt und mit deinem Namen klangvoll gemacht haſt, liegen ſchon überlange verödet und ſtumm, gleich einer Landſchaft von frühen Herbſtfröſten

heimgesucht, und der wimmelnde Marktplatz hat, keine Seele weiß warum, plötzlich um eine gern gesehene Gestalt, um einen der fröhlichsten Tummler, weniger; im Salon, im Theater, im Concertsaal, allenthalben vermißt man einen, der heiter belebte und kritisch beleuchtete. Nun aber haben wir dich, von einem freundlichen Zufalle wiedergegeben, gleich einem lieben Todten aus verborgener Wellentiefe an's Licht empor gespült, und lassen dich nicht, bis du aufrichtig bekannt, und dein verborgenes Treiben enthüllt hast.

So sprachen gut gelaunt und mit schmeichelhaftem Eifer meine Freunde. Wären sie es nicht, und wäre ich von ihrem Ernste weniger überzeugt gewesen, ich weiß nicht, was ich ihnen etwa Gleichgiltiges vorgespiegelt hätte, so aber mußte ich der treugemeinten Rede treumeinend Rede stehen, ach, und war ich denn nicht nur deswegen zu ihnen gekommen? — Aber vor der Schwere des Wortes fast jungfräulich erröthend versetzte ich: „Ich liebe!" Und mit einem zweiten, noch leichteren Athemzuge, und noch mit demselben durchwärmenden Blute im Gesichte wiederholte ich bekräftigend:

„Ja, ja, meine theuren Freunde, ich liebe!" und

„Mich liebt ein holdes Mägdlein ꝛc. ꝛc."

sang ich wieder mit den süßmöglichsten Lauten meiner leider etwas dumpfen Kehle, allein, denkt Euch mein Erstaunen, meinen Schreck, meinen tödtlichen Schmerz! Die Barbaren, meine Freunde, erhoben angesteckt von einem bekannten Späßer und Spötter ein schallendes, fast homerisches Gelächter, und als sie endlich ausgelacht hatten, zog mich der böse Späßer trotz meines Wehrens und Sträubens an seine

Bruſt, und ſprach mit verſtellten Ernſt: „Sieh, Peregrinchen, ſo lieb hab' ich dich und gewiß von uns ein jeder, aber wir dürfen dich lieben Alten doch keiner weder beherbergen noch an unſern Familientiſch ſetzen, weil du, Jüngling de anno et dato weiland Wilhelmi Hauffii, will nicht ſagen, unſern Weibern, aber um ſo mehr unſern Töchtern gefährlich werden könnteſt! — Ha, ha, ha!" Und wie auf ein gegebenes Zeichen erſcholl das ſchreckliche Gelächter wieder.

Das war zu viel! — Ich wollte fort. — Der Späßer aber wußte mich in Kurzem ſo zu beſänftigen, daß ich das Lied vom „holden Mägdlein" zum dritten Male abſang und durch meinen Ernſt und meine Innigkeit wenigſtens ſo weit es brachte, daß ſie den Strophen lauſchten und das Ganze als ein artiges Figment meiner ſtets thätigen Phantaſie gelten ließen.

„Haſt du mehr derlei?" fragte der Späßer mit unverkennbaren Zeichen erwachender Neugierde.

„Die Hüll' und Fülle!" rief ich triumphirend; „aber Freunde! ich habe noch etwas ganz Anderes" — und zu ihrer Ueberraſchung ruhig, ja andächtig langte ich aus meiner Bruſttaſche das Portefeuille hervor, und wieder daraus ein unſcheinliches, nur flüchtig mit Bleiſtift beſchriebenes Blättchen und reichte es dem Spötter dar mit den bibliſch ſtrengen Worten: „Thomas, da lege deine Augen auf dieſe Schriftmahle und ſei fortan nicht mehr ungläubig, ſondern gläubig." Und meinem Befehle gehorchend überflog er erſt das Blatt und las dann laut das kleine, himmliſch ſüße Epiſtelchen: „Teurer Freund! ꝛc. ꝛc." Der Lector hatte aus angebornem Schmälerungstrieb, und um die Sache in den

Ohren der Andern dazu zu machen, wofür er sie in der Kohlenmine seines Herzens wirklich selbst hielt, mit komischem Pathos begonnen, wurde aber unwillkürlich von Zeile zu Zeile natürlicher und ernster, und als er bestens geendet hatte, wandte er, um sein Wesen nicht ganz zu verläugnen, das Blättchen ein paarmal hin und her und spaßte: „Zwar ohne Namensunterfertigung, aber wie alle echten weiblichen Liebesbriefe, die immer für die Ewigkeit ausgestellt werden, ohne Datum und mit den charakteristischen Schreibfehlern. Freund, ich bin aufrichtig überrascht und gratulire dir allen Ernstes; werde dich auch nächstens, wenn du anders nichts dagegen hast, im „weißen Roß" aufsuchen, nicht so fast aus Neugierde des Mädchens wegen, als vielmehr, um mich zu überzeugen, ob der Wein daselbst eben so süß und geistig, ebenso mundend und betäubend ist, wie des Roßtöchterleins Styl und Gesinnung; denn ist es so, dann hätten wir zufällig auf demselben Flecke beide gefunden, was unser Herz sucht allüberall und verlangt ohne Unterlaß, und würden nicht eher daraus scheiden, als bis wir Wein und Liebe bis auf die Neige ausgekostet haben, oder bis wir trunkenheitshalber ohne Wissen und Willen sind vom Platze geschafft worden."

Der materielle Spaßvogel hätte seine leichten Witze wohl noch länger fortgesponnen, wenn er nicht unterbrochen worden wäre; indem ein Anderer durch den Inhalt des Briefes und durch den Brief selbst veranlaßt an mich die Frage stellte: wie daß es geschehen und nothwendig geworden, daß wir, Gast und Wirthstöchterlein, zum Schreiben unsere Zuflucht nehmen mußten, und warum das himmlisch-bittere Seufzen darin und das armselige Klagelauten?

Und dann folgte natürlich die Erzählung des ganzen Abenteuers von meiner Einfahrt im „weißen Roß“ bis zu dem heutigen Ausflug zu ihnen, den stets getreuen Freunden, auf Austausch von Mittheilung und Theilnahme. Ach, sie tauschten wohl, die stets Getreuen, aber ich kam, wie gewöhnlich, wer den Tausch anträgt, dabei viel zu kurz. Was war ihre nüchterne, von allerlei Spaßhaftigkeit durchwirkte, kühle Theilnahme gegen meine feurige, herzblutgetränkte Offenbarung!

„Ja, ja,“ sagte der Späßer, als mir nach beendigter Erzählung das ganze Gesicht in hellem Freudenfeuer loderte, „ja — ja, mein liebes Peregrinchen, du hast in unsern alten Tagen noch eine Jugendkrankheit, das leidige Liebesfieber hast du; allein, wie ich mich noch ganz wohl erinnere, so hast du auch erst im zwanzigsten Jahre die Kinderblattern, und im vier und zwanzigsten einige erste, also auch Kinderzähne bekommen, und hast alles trotz der Gefährlichkeit wegen Unzeit glücklich überstanden; folgt daraus, daß ich der sicheren Ueberzeugung lebe, daß es auch dermalen nicht dein Tod sein werde. Und Anfälle davon, kleinere und größere, hattest du ja gleich uns, deinen getreuen Freunden, schon öfter und mehrmals. Apropos, dein lockeres Käthchen — nicht von Heilbronn, sondern von Hungelbrunn — solltest du das denn ganz und auf einmal haben vergessen können?“ „Und das frühere Wirthstöchterlein mit den „Erdbeerlippen,“ — fiel ein Zweiter ein; „und das blonde Nettchen mit den „Vergißmeinnichtaugen,“ erinnerte ein Dritter; „dann das „Kind mit der Mährchenstirne!“ rief ein Vierter; „und“ — spaßte der Spötter — „die du deinen „Raben“ genannt, die mit dem schreienden Beweis deiner Liebe!“ — „und

Rosa der „Lilienstengel in deinem Herzensgarten" mahnte ein Fünfter. „Ach, was wollt Ihr mit diesen allen und noch so vielen flüchtigen Bränden und Aufwallungen, aber ich frage dich, Peregrinchen," erlautete ein Sechster, dabei ward ich fast unsanft an beiden Achseln geschüttelt — „was macht unser" — ach, er war einst mein unglücklicher Nebenbuhler gewesen! „Königskind," unser „weißes Röslein an schlanker Ruthe?" — —

„Unser Königskind kenn' ich keines," antwortete ich ebenso stolz als schmerzhaft, „ich — hatte eins!"

„Nun gut," sprach er — mit auflodernder Scham und Bitterkeit — „also du hattest eins, gut; aber ich frage dich nur, wie lang du jung bleiben, das heißt: den Jüngling spielen willst?"

„Jung bleiben! Jüngling spielen!" fiel ich ihm betroffen — aber warum denn betroffen? — ins Wort.

„Nicht anders," rief er, und seine Worte und Blicke fuhren wie Stacheln in mein Herz, „nicht anders, mein sehr werther Freund; denn, daß ich deinem ungetreuen Gedächtnisse nur zu Hilfe komme: wisse, dein" — he, war das ein spitzer Ton! — „Königskind wird nächstens Schwieger- und natürlich wieder nächstens Großmutter — ha! ha! ha!"

„Ja, ja," vermehrte sein Gelächter der Späßer, „Freund Kohlfuchs spricht die lautere Wahrheit, mein liebes Knäblein Peregrin; aber" — fügte er bei — ein heller schneidender Pfiff, Ole Bulls letztem hohnlachenden Geigenstrich nicht unähnlich, geschah — „überzeuge dich!" und — ha, das kostete doch auch dem großen Zauberer: Traum kein kleines Kunststück! — und vielfach auseinander strahlend oder was weiß ich, auf welch' andere wunderbare Weise sah ich in

dem nämlichen Augenblick all' die Vorgenannten und noch eine gute Zahl darüber, und konnte mich beliebig, zu welcher, wenden und gesellen, aber gerechter Gott das „weiße Röslein auf schlanker Ruthe" war eine breite Klatschrose geworden; der „Lilienstengel" glich einem Wegzeiger; der „Rabe" mauserte stark, die „Mährchenstimme" sah ich sehr hausbacken, dafür fast mährchenhaft verkommen das „Vergißmeinnichtaug'" und die „Erdbeerlippe"; nur das leckere Käthchen war eben wegen ihrer Jüngstvergangenheit noch das leckere Käthchen.

„Käthchen!" wollt' ich sie bedeuten, „Käthchen" — aber wer sitzt doch bei ihr und plaudert so emsig und vertraulich, es ist doch nicht der invalide Rittmeister, der sie sich gern anheirathen möchte? — Niemand anders! Seine hornartigen Bartextremitäten, die er vor allen übrigen ganz allein heil und unverkürzt aus den verschiedenen Lebensaffairen heimgebracht hat, verrathen ihn. „Du alter Strauchdieb!" rief ich, allein der Ruf klang so dumpf und fern, als käm' er umgekehrt vom Rittmeister zu mir herab; zugleich aber erhoben meine Freunde, am vernehmlichsten der Späßer und der beleidigte Kohlfuchs, ein ungezügeltes Gelächter; noch mehr, auch die Matronen, die verunglimpften, abgedämpften Flammen meines Herzens, stimmten mit widerlichem Gekicher ein zum allgemeinen Chorus.

Das war viel Freundschaft von meinen Freunden, und von den Matronen viel restirende Liebe zu mir, meint der geneigte Leser, und ich selber habe es gleich anfangs auch gemeint — allein stellt Euch mein Entsetzen vor, als ich, ich weiß nicht von meinen Freunden oder von meinem Eifer der

Liebesgruppe näher gedrängt, den Rittmeiſter faſſen und wegrädeln wollte — wer glaubt ihr, war's, wer, wer?

Ach, unbegreiflich, unglaublich, ganz und gar unmöglich! — ich war es ſelber, wirklich und leibhaftig, ich! Die hornartigen Bartextremitäten ſaßen auf meiner ſelbeigenen Oberlippe, und die Perſpective war dem Sitzenden ſo ungünſtig und zeichnete ihn ſo alt und invalid wie den Rittmeiſter, ja, ja, nur die Perſpective; denn Käthchen konnte doch unmöglich eine Ahnung davon haben, ſie war ja eben wieder, wie jedes Mal, die lautere Liebe voll Brunſt und Ergebenheit. Allein trotz ihrer Liebe und trotz meiner ſchönen Erklärung von ungünſtiger Perſpective konnte ich mich eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren, und wie früher mit dem Talglicht und Wallroß, ſo kam jetzt meine Perſönlichkeit mit der des Rittmeiſters in Conſundation und Kampf. Ich hätte mit Käthchen eine Schäferſtunde feiern können, ſo roth und roſig wie ſie andern Erdenkindern nur ſelten ſchlagen, denn — ja, das muß ich dem Leſer, der nie ſo wunderbar geträumt, und alſo auch vom Traumleben keinen ſo guten Begriff hat, ſagen und beifügen — meine Freunde und Freundinen waren, wahrſcheinlich, weil ich anderweitig in Anſpruch genommen ihrer nicht mehr gedachte noch bedurfte, plötzlich vom Schauplatze verſchwunden, ja, es war der Schauplatz ſelbſt wieder ein ganz anderer. Käthchen aber merkte nicht ſobald meine Verſtimmung, als es liebkoſend fragte: „Was ſinnet mein Freund?“

„Ich bin mitten in der Bataille,“ rief ich, „ſiehſt du, Kind, wie die Roſſe ſchnauben, die Kartaunen krachen und die Schwerter klirren!“ — Ich war aufgeſprungen und focht in den Lüften, Käthchen aber zog mich ſchmeichelnd zu ſich

nieder und fragte halb erſtaunt, halb ſchalkhaft: „Will der friedliche Freund mein erobertes Herz als Held Rittmeiſter wieder verlieren?“

„Käthchen!“ rief ich, und hätte ſie gern umarmt, konnte es aber nicht wohl wagen, ich empfand mich noch zu viel werbender Rittmeiſter — „Käthchen! ſage mir, wer bin ich und wie iſt mein Ausſehen?“ Und die Gefragte antwortete mit komiſchem Pathos:

„Du biſt Peregrinus Siebengut,
Kein beſſ'rer Kopf ſteckt unter dem Hut;
Kein beſſ'res Herz ſchlägt unter der Weſte,
Du trägſt im Land das allerbeſte.“

„Aber wie iſt mein Ausſehen verglichen mit dem Rittmeiſter?“ rief ich voll Ungeduld.

„Peregrinus zum Rittmeiſter
Verhält ſich wie Siegellack und Kleiſter,“

jubilirte ſie und that, was ich eben erſt ſo gern gethan hätte, und ich ließ es geſchehen. Die Schäferſtunde aber kam desohngeachtet nicht zu Stande. Ein Gefühl, ähnlich dem, das eine jähe unangenehme Erinnerung oder böſe Vorahnung begleitet, empfand ich mein Herz durchzucken und in demſelben Augenblicke ſtand, es konnte nicht anders ſein, wir ſaßen ja im umſchloſſenen Raume — gleichſam aus meinem Herzen geboren — eine mir feindſelige, widerwärtige Geſtalt vor mir, die ich als Roßtäuſcher und Schweinehändler kannte, und die mir im „weißen Roß“ ſchon öfter durch Keckheit und vorlautes Weſen zur Laſt gefallen war.

„Was willſt du?“ wollte ich rufen und wollte ihn

vehement und unſanft anlaſſen. Er drohte mir aber mit erhobenem Zeigefinger und ſein Drohen fiel mir ſchmerzhaft wie Gewiſſensbiſſe und machte mich ſchamroth und verſtummen. So gelähmt aber, wie die Zunge, waren mir auch die andern Gliedmaßen; denn ich mußte es dulden, daß er das erſtaunte Käthchen von meiner Seite wegriß und ihr etwas ins Ohr wiſperte. Wie gekommen, war darauf die Geſtalt wieder verſchwunden, aber auf meiner Bruſt lag es ſchwer und ängſtigend, als ſäße der Alp darauf.

„Käthchen," rief ich ächzend, „liebes Käthchen, beſprich mich mit meinem Namen, daß mich der böſe Incubus läßt!"

Aber anſtatt daß mich Käthchen beſprochen und befreit hätte, kreiſchte der Alp in Geſtalt des Roßtäuſchers: „Käthchen hat durch mich Kenntniß von deinen Seitengängen und mag dich nicht mehr, in dieſem Augenblicke, ſieh hin!" — ich hatte Ausſicht auf ein liebendes tête à tête — „gibt ſie dem Rittmeiſter das Verſprechen, daß ſie ihn lieben und heiraten wolle; deinem girrenden Täubchen im „Roß" aber werde ich im nächſten Augenblicke ſagen, was du für ein alter Sünder und ausgemachter Verführer und Betrüger biſt. Lebe wohl, Meiſter Peregrin!" hohnlachte er, „wir ſehen uns bald wieder, aber ich erſuche dich keinen Gebrauch von dieſem Vorfall zu machen, es würde dir nichts nützen und könnte mir doch in meinem Renommée ſchaden; denn es gibt noch immer beſchränkte, einfältige Pinſel, die es ſich nicht zuſammen reimen können, wie man bei Tage ein redlicher exacter Roßtäuſcher und Nachts ein fleißiger perfecter Alp ſein könne. Peregrinchen, auf Wiederſehen!"

Bei den letzten Worten wollte der Schelm behend und

leiſe nach Alpart entwiſchen, aber in Schelmenliſt hatte mir's bis jetzt noch Keiner zuvor gethan, und obwohl dieß mit einem Weſen ſolcher Art der erſte Fall war, ſo hatt' ich doch, gottlob! eben noch ſo viel Kraft und Geiſtesgegenwart, daß ich ihn im Hinabhüpfen bei ſeinen „Eiſeleſchwanzartigen Frackſchößen" packte, und — wie er auch rang und ſtieß und zerrte, nicht losließ; ſo daß er entweder mit mir capituliren oder zugleich mit mir im „Roß" einfahren mußte.

Allein der Schelm war ſchlau. — Er capitulirte nicht mit mir, es wäre vielleicht gegen ſeinen Amtseid oder mindeſtens gegen ſeinen Amtsanſtand geweſen? er wollte mich lieber — aber ich erkannte ſeinen Plan — zum freiwilligen Ablaß zwingen. Doch da irrte er ſich; denn was weiß ein geſpenſtiger Alp von der Ausdauer und Inſtändigkeit einer liebenden Menſchenſeele! — Er ſpielte plötzlich den honetten Mann und bürgerlich berechtigten Roßtäuſcher. — Wo uns nur auf dem Wege ein Fuhrwerk begegnete, blieb er ſtehen und unterhielt ſich, gleichviel ob Herr oder Knecht, mit dem Fuhrmann, und — ich mußte im Ernſte ſtaunen über ſeine Hippo-, Topo- und Anthropognoſie! — kannte jedes Pferd, jede Gegend und jeden Menſchen. Aber ich ließ mich deswegen nicht irre machen, wußte ich doch von meiner Großmutter, daß nicht nur Menſchen, ſondern auch Thiere, vorzüglich Pferde, vom Alp geplagt und heimgeſucht werden; ich dachte endlich: mußt du doch ins „Roß", weil du mich dort ehrabſchneideriſch angeben, vielleicht gar verleumden willſt. Ich hatte mich auch nicht verrechnet; denn als der Tag um war, ſah er ſich auch mehr und mehr ängſtlich nach mir um; auch konnte ich aus ſeinen häufigeren Sprüngen und

Rucken ermerken, daß er je länger je lieber von seinem Anhängsel losgeworden wäre, aber ich hielt auch um desto fester.

Endlich vor einer Stallthür blieb er stehen. „Peregrinus," sprach er ohne sich umzuwenden, und es war sein erstes Wort, seit wir selbander zogen — „Peregrinus, es ist nicht anders möglich — du mußt endlich, menschlicher Weise, müde sein und auch andere menschliche Bedürfnisse fühlen; Peregrinus, laß ab von mir und labe dich, geh', wenn du willst und kannst, vorhin zum „weißen Roß" oder harre hier außen bis ich komme, ich muß in diesem Stalle geschäftlich — verstehst du — geschäftlich ein kleinwenig nachsehen!" Allein, ich war ja heut' auch kein Mensch wie morgen und gestern, ich war ja zwischen gestern und morgen ein liebender Träumer und fühlte mich also weder müde, noch hungrig, noch durstig, noch anders wie menschlich bedürftig; wohl aber wußt' ich, und das wieder von meiner Großmutter, daß man den einmal gefaßten Alp nicht auslassen dürfe, wenn er nicht wieder plötzlich Alp und doppelt feindselig gesinnt gegen einen werden sollte, und hielt auf seine Anrede zwei Dinge nur um so fester — den Mund und seinen Frackschoß, das Beisele-Eiseleschwänzchen.

Das wirkte.

„Peregrinus," sprach er, und wandte sich sogar ein kleinwenig nach der linken Seite gegen mich, „Peregrinus, ich sehe, du bist ein ganzer Mann, ich kann auch das Geschäft auf morgen verschieben, laß nur die denn doch ungewöhnliche Anschließung, gib mir deinen Arm und wir gehen gemach und cameradlich wohin du willst, — dein Herz, ich weiß es, zieht dich zum „Roß;" gut, ich gehe mit und

wir treten ein als erwartete und willkommene Gäſte, wie ſonſt und immer! — Sephilie, aber ſo komm doch vor, der Wind bläſt mir ſo unanſtändig in den Schlund und ich hab' dir etwas von Sephilien mitzutheilen! Peregrinus!"

Wenn ich nicht wüßte, daß Niemand zweifelt, daß ich nach ſolcher Erfahrung weder ein Wort noch den Rockſchoß fallen ließ, ſo ſagt' ich es mit einer kräftigen Betheuerung, ſo aber wird es unterlaſſen und dafür erzählt die muthmaßliche Folge, damit ſie der Leſer beſtimmt wiſſe.

O, wer zur rechten Zeit immer zu ſchweigen wüßte!

„Du biſt ein hartnäckiger Geſell!" wandte er ſich wieder und noch mehr gegen mich, „und vergißeſt in deiner Hartnäckigkeit, daß ich mich gegen dich umwenden und was ich jetzt von dir erbitte im nächſten Augenblick von dir erzwingen kann."

Allein ſeine Worte waren eitle Verſchwendung — er ſprach zu einem Stock. — Da änderte ſich mit einem Male die Scene. Statt auf harter Straße hinter ihm hertretend fühlte ich mich jählings in die Lüfte erhoben und pfeilſchnell nachgezogen. Die Gegenden mit Wald und Wildniß und offener lachender Landſchaft flogen wie Haſpelblätter im Guckkaſten an uns vorüber, und eh' ich mich nur in etwas finden und orientiren konnte, ſtanden wir vor dem Eingange des lieben wohlbekannten „Hôtel au cheval blanc." Allein es war Nacht, innen ſtill und außeu abgeſchloſſen.

„Du hätteſt wohl noch Durſt, deine Zunge iſt dürr und dein Herz lechzet, guter Peregrin?" ſagte der Roßtäuſcher mit unwiderſtehlichem Wohlwollen, „ſieh, und erkenne mich!" — Die Thorflügel und Fenſterläden ſchlugen auf —

Licht und gaſtliches Geſchwirre ſchlug an Aug' und Ohr. — „Dein iſt die Ehre des Vortritts!“ — er ſtand ehrfürchtig gebeugt und wies mit beiden Händen gegen die Thüre.

„Ha!“

„Freund!“ rief ich, und wollte ihn vor Ueberraſchung und Dankbarkeit — ich weiß nicht — wahrſcheinlich gar umarmen — „Freund!“ — Da ſchlugen Fenſterläden und Thorflügel mit fürchterlichem Gepolter zu, mauerdicke Finſterniß umgab mich, ach — ich hatte ſeine Rockſchöße fahren laſſen und in demſelben Augenblick warf er mich auch zu Boden und ſaß weltenſchwer auf meiner Bruſt.

Wie lang ich unter ſeinem Drucke geſtöhnt und gerungen, weiß ich nicht, daß ich aber, als er endlich von mir abließ, einer Ohnmacht weit näher mich fühlte als nur der geringſten Macht mich ſeiner zu wehren und habhaft zu machen, deß erinnere ich mich ganz wohl, wie auch ſeines höhniſchen Abſchiedsgrußes.

„Jetzt verſchnaube,“ ſprach er, „du trotziges Wichtlein, weil dir noch glimmt dein Lebenslichtlein; du Siegellack und Kleiſter, Peregrinchen und Rittmeiſter.“

Bei dem letzten Worte, das mir durch ſeinen eminenten Spottklang wieder die ganze qualvolle Doppelgängerei mit dem Rittmeiſter ins Gedächtniß brachte, zog er gerade den zerknitterten Rockſchoß nach durch das Schlüſſelloch, durch welches der ganze Roßtäuſcher unbegreiflicher Weiſe vor meinen Augen entſchwunden war, und höhnte daraus hervor:

„Du mußt mir nicht gleich wieder auf dem Fuße nachfolgen, Peregrin; man liebt ſich mehr, wenn man ſich eine Weile nicht gehabt hat, und du kannſt dich darauf ver-

laſſen, ich will jetzt gleich in der Herzensburg deiner Geliebten nachſehen und die Breſchen ausbeſſern, damit der belagernde Rittmeiſter —"

„Welcher Rittmeiſter?" ſchrak ich auf.

„Welcher, welcher!" wiederholte das Geſpenſt, „den du vorher bei deinem Käthchen getroffen, derſelbe verliebte Invalide."

„Zum Teufel, das war ich ja ſelbſt! Roßtäuſcher, das war ja Peregrin — Roßtäuſcher! —"

Allein ich erhielt keine Antwort mehr. Nur ein Gequicke, als wenn ſich wieder etwas zu Großes durch ein Schlüſſelloch ſchöbe, glaubte ich zu vernehmen, aber es mußte an einer andern als der Hausthüre geſchehen, denn zu mir heraus kam nichts, als die ſchreckliche Vermuthung, daß der Roßtäuſcher nun wohl gar in das Schlafgemach meiner Liebſten geſchlüpft ſei, um nach ſeiner böſen Natur Peinigung und Verrath unter Einem auszuüben und zu vollbringen. Daß ich ihn aber dabei weder verhinderte noch ſtörte, war der wiedererwachte Zwieſpalt Schuld, ob ich als Peregrin oder Rittmeiſter agire.

Plötzlich aber änderte ſich die Scene und ich ward meines Zweifels entbunden. Von der rechten Seite her ſtach mich etwas Blitzendes und zugleich Schneidendes gegen das eine Auge; ich ſuchte es abzuwehren, konnt' es aber nicht, es hing ſich ein Kleber an meine Finger und durch die Spalten von je zwei rinnend ward es ſogleich etwas Spitzes, Stechendes, das gegen meine Augen losfuhr; ich wollte fliehen, konnte aber nicht, wohin ich mich wandte, fiel ich in ſeine Speere und Lanzen. Ich ſchrie um Hilfe, einmal und aber, — umſonſt; ich verdoppelte meine Kraft — endlich hörte

ich fernes Getöſe, dann hart neben mir ein Gerümpel und pfeifendes Knarren — „Peregrin!“ — Ha, das war das Wort, das ſo betont Todte erweckt hätte — „Peregrin!“ und alle meine Sinne fuhren jauchzend wie Morgenlerchen in die Höhe und ich erkannte und ſah Sephilien, im Strahle der aufblitzenden Morgenſonne und hörte und erkannte durch das Knarren der aufbrechenden Thorflügel ihren Zuruf an Grußes Statt.

Sie war ſchön, wie der junge Tag, nur nicht ſo nachterquickt und friſch, wie mir ſchien; mir fiel jedoch der Schleicher durchs Schlüſſelloch ein, und — aber in demſelben Augenblick gedachte ich auch an deſſen Drohung: „Ich werde ihr dich und den ſaubern Herrn Rittmeiſter einmal bei hellem Morgenlichte zeigen — den Capitulanten im Felddienſt und den Capitulanten im Liebesdienſt bei hellem Morgenlichte! ha, ha, ha!“

Eingedenk dieſer Drohung vergaß ich ihre Bläſſe und wünſchte nur, daß mich die Sonnenſtrahlen lieber möchten geblendet und zerfaſert haben, als daß ich nun verurtheilt war, zuzuſehen wie mich Sephiliens Augen durchmuſterten. Allein ich mußte die Muſterung doch nicht ganz übel beſtanden haben; denn ſie legte leicht ihren Arm in den meinen und ſprach: „Mutter und Bruder hatten geſtern ſtrapazierlichen Nachtdienſt und ſchlafen wohl noch eine Weile — Suſanne!“ rief ſie ſich umwendend gegen die Schenkſtube — „ich vergehe mich nicht ſo weit, daß ich meine Sittſamkeit und unſer Haus aus den Augen verliere, darum gib mir ein Zeichen, wenn es gäh in den Schlafgemächern ſollte rege werden!“ —

Wir gingen.

Ungefähr bei dem fünften oder ſechsten Schritte bemerkte ich, daß ſich ihr Schatten gegen den meinigen neige und der meinige erwiederungsweiſe desgleichen thue, und ich hörte mit einem räthſelhaften Lächeln, das mir bis dahin auf ihrem Geſichte fremd geweſen, die Frage:

„Wo war doch mein Freund ſo lange?"

„Nach dem Vollgenuß an deinem ſchmerzhaft herzlichen Billetdour und nach meiner (du mögeſt ſie gnädig aufgenommen haben) ſchwachen Erwiederung darauf eilte ich zu meinen fernen Freunden, um nicht durch Liebes-Unruh und leidenſchaftliche Ungebühr unſer unendliches Glück und unſere endliche Vereinigung auf immer zu gefährden und hinterſtellig zu machen," — antwortete ich mit treuherziger Miene; ſie aber, ohne ihr zweideutiges Lächeln zu ändern, fragte wieder:

„Bei deinen Freunden und Freundinen! nicht wahr, Herr Rittmeiſter, Peregrin Plotzkott!"

„Plotzkott, Rittmeiſter Plotzkott?" prallte ich einen halben Schritt zurück. — „O du ſpitzbübiſcher Roßtäuſcher!"

„Alſo iſt es doch und wirklich ſo!" rief Sephilie — ihr Lächeln hatte blaſſem Schreck Platz gemacht — „Peregrin, ich habe dich für Vieles gehalten, aber" ſeufzte ſie mit abgewandtem Geſichte — „aber für einen invaliden Rittmeiſter nicht! — Gleich, ſogleich!" nickte ſie gegen ihr Haus — Suſanna gab heftige Zeichen — „Peregrin! lebe wohl, den alten verliebten Herrn Rittmeiſter Plotzkott" — Suſanna winkte dringender — Sephilie entfloh.

Allein hatte ich auch den Schluß des Satzes nicht mehr

gehört, was konnte nach dem Vorhergehenden anders herauskommen als: — „mag ich nicht! ———?"

Es muß der Menſch im Traume wirklich ein ganz anderer ſein als im natürlichen wachen Zuſtande! Wäre ich denn auf ſolche ſchnöde Verunglimpfung und Beſchuldigung nicht auch auf das Liebſte, Verehrteſte losgefahren wie eine zur Wuth gereizte Weſpe? —

Wäre ich nicht hinter den Entlaufenden wie ſein eigener Schatten ſo nahe, nur nicht ſo ſtill, ſondern laut fluchend hintendrein gelaufen und hätte vor aller Augen, die ſich mit ihren Trägern auf mein Geſchrei um uns her verſammelt hatten, die Zeugniſſe auf meine Perſon und Nominirung hervorgeriſſen und entfaltet!? — Seht, und ſo ſtand ich wie ein angedonnerter Sünder und harrte voll Angſt und Betroffenheit des weitern Erfolges, ob ich gleich umfallen oder ſtehen bleiben würde.

Ich blieb ſtehen.

Aber meine Betroffenheit und Ohnmacht war desungeachtet ſo groß, daß ich den auf mich anſchreitenden Roßtäuſcher, meinen Erbfeind, wie ich meinte, nicht nur ſeiner Verrätherei wegen nicht zu Rede ſtellen, ſondern ſogar nicht verwehren konnte, daß er mich umarmte und mit den entſetzlichen Worten: „Peregrinus! du verkennſt mich — ich bin dein endlich erwachtes Gewiſſen, dein Beſſeres Ich — du ſelbſt in zweiter verbeſſerter Auflage, nicht dein Feind!" — daß er mit dieſen Worten, ſage ich, ſich ohne weiters in mich hineindrückte und von außen verſchwunden war.

Entſetzlich! Incubus-Roßtäuſcher — mein Gewiſſen, ich ſelbſt — entſetzlich! — — —

Und doch war es nicht anders. Der Roßtäuſcher ſaß

neben Sephiliens Bildniſſe mitten in meinem Herzen, und ſo oft ich es im Geiſte liebkoſen oder nur zärtlich beſprechen wollte, ſchob er mir das Bild des Rittmeiſters vor, welches, wie das jüngſt erfundene Daguerreotyp, ein blanker Spiegel, beim Hinblick nur immer zugleich mit des Rittmeiſters mein eigenes Bild zurückwarf, ſo daß mir unſere Indentität oft auf Augenblicke ſelbſt außer Zweifel zu ſein ſchien.

Die Folge davon war eine ſich mit jeder Stunde mehrende Scheue und Unſicherheit Sephilien gegenüber, und eine mir bis daher fremde Unruhe und Zaghaftigkeit gegenüber Allem, was mich raſch antrat und unerwartet aufforderte.

So weit ging meine Scheue, daß ich endlich mit Sephilien nur noch durch jene dritte Perſon, der ich im Zwielichte die Wege abpaßte und allerlei Erkenntlichkeiten zuſteckte, einigen Zuſammenhang behielt; denn hätten mich ihre Augen nur noch einmal bei hellem Sonnen-, ja nur grellem Kerzenſcheine erblickt, ſo — kam mir vor — wär' ich ohne Gnade und Pardon für meinen Betrug aus dem Himmel ihrer Gunſt verſtoßen und, zu ewiger Reue und Sehnſucht verdammt, in Oede und Einſamkeit verwieſen worden.

Sephilie aber hing nach den freiwilligen Aeußerungen und abſpendirten Mittheilungen der Perſon noch immer mit erſtaunlicher Wärme an mir, nur bedauernd, daß ſie mich bei ihren, wenn auch nicht häufigen, Tagsausgängen nie begegne, da ihr die von mir gewünſchten abendlichen durch die Strenge und Aufſicht der Mutter ganz und gar unmöglich wären. Von andern Leuten — ſagte mir die Perſon — erführe Sephilie, daß ſie mich da und dort zu ſehen bekämen, ja ſogar — erfahre ſie zu ihrer Beunruhigung — daß dieſelben

Leute mich ganz im Gegentheil wie im „Roß“ ſtill und betrübt, anderwärts heiter, geſprächig und wohlgelaunt angetroffen hätten, und — ſie wünſche darüber von mir Belehrung und Aufklärung; und apropos! ob es wahr ſei — Sephilie hätte gehört, daß ich eine Reiſe, wenn nicht gar meine gänzliche Abreiſe vor und beſchloſſen hätte? —

„Eine Reiſe?“ fiel ich ihr in die Rede, „meine Abreiſe? — Hat Sephilie das gehört?“ fragte ich überraſcht von der Neuigkeit und — ha, ein köſtlicher, triumphirender Gedanke ſtand auf in meinem Herzen! „und was ſagt Sephilie dazu?“

„Sagt? ſagte nichts, ſondern that, was man immer im Zweifel und bei ungewiſſen Fällen thut! — zuckte die Achſel und hoffte beſtimmte Nachricht,“ erwiederte die Perſon.

Ich. Die ſie auch beſtimmt haben ſoll.

Perſon. Lautend?

Ich. Sage Sephilien, daß ich übermorgen richtig, wie ſie gehört hat, abreiſe, zwar nicht wie ein Sterbender aus dieſer Welt, aber doch auch unbeſtimmt, wohin und auf wie lang; und daß ich von ihrer Liebe erwarte, daß ſie ſich morgen gerade wann und wo jetzt wir ſtehen zum ſchmerzlich ſüßen Abſchied einfinde. — Die Erwirkung dieſer improviſirten Abſchiedsſcene. nämlich war der köſtliche triumphirende Gedanke von vorher.

Perſon. Morgen um dieſe Zeit hier?

Ich. Oder auch anderswo und ſpäter, gleichviel!

Perſon. Nein, nein, ſo Zeit als Ort wäre ganz recht, wenn Sephilie nicht gerade morgen zu Hauſe ſein müßte.

Ich. Müßte?

Perſon (ſeufzend). Ach, Herr Peregrin, daß ich

es Ihnen nur ſage, und ich hätt' es Ihnen ſchon einige Tage ſagen ſollen: ſeit Ihrer Verſtummung und Zurückgezogenheit war Sephiliens Herzensgärtlein von verſchiedenen Stürmen bedroht und heimgeſucht. (Ich war die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.) Der junge blaſſe Mann, den Sie ſpaßhafter Weiſe den „Kohlweißling" zu nennen pflegten, hat, durch Ihren ſcheinbaren Rücktritt ermuthigt, inzwiſchen um Sephiliens Hand förmlich angehalten, und —

Ich (die Erzählerin unterbrechend). Und —

Perſon. Und — einen Korb erhalten. — Unmöglich war's hier, daß ich mich eines hellen Freudenſchrei's erwehrte.

Perſon. Nicht zu früh gejauchzt, Herr Peregrin! Ich habe ſchon geſagt, daß Sephilie grade morgen Abend zu Hauſe ſein müſſe, und ſich nicht zum Abſchied würde einſtellen können. —

„Warum, warum, warum?" haſtete ich.

Perſon. Weil gerade morgen — und ich hätt' es Ihnen im Auftrag von Sephilien ohnehin hinterbringen müſſen — ein zweiter der Mutter willkommener Freier auf Brautſchau ſich darſtellen wird. — —

Ich weiß nicht, ob die Perſon mir das ein-, zwei- oder mehreremal geſagt hat, weiß auch nicht, was weiter mit der Perſon und mit mir geſchehen iſt; denn ich fühlte mich jählings vom Schlage getroffen und mauſetodt auf der Straße liegen. — —

Aber es war Beides nicht ſo. Denn, als ich erwachte, lag ich wie gewöhnlich auf meinem Bette. Nur mußte ich mich wundern, daß ich im Zimmer und um mein Bett mehrere meiner Freunde und darunter drei berühmte Aerzte erblickte. Nicht minder wunderte mich, daß, als ich ſie begrüßen

wollte, mir das Wort verſagte, und daß ſie ſelbſt ſo ſtumm und verdutzt bald auf mich, — bald gegen einander blickten! —

„Er ſcheint zu erwachen!“ ſagte der zunächſt an mir Stehende, und legte bedächtig die Finger an meinen Puls.

Die Uebrigen ſtanden laut- und regungslos.

„Ei, was ſoll's!“ wollte ich rufen. Aber ich konnte keine Lippe bewegen und die Zunge fühlte ich ſteif und trocken, als läge an ihrer Statt eine erhitzte Zinkplatte im Munde. — Ein unheimlicher, ſchauerlicher Gedanke gleich einer Ahnung bevorſtehenden Unglücks zuckte durch mein Gehirn. —

„Auch der Puls deutet auf nahes Erwachen!“ ſprach der Befühlende und ließ meine Hand aus ſeiner in die der andern gleiten, die nach kurzer Probe mit Kopfnicken ſeinen Ausſpruch beſtätigten.

„Ei, was ſoll's doch!?“ wollte ich mit aller Anſtrengung herausſtoßen. Aber es ging mir, bis auf einen kleinen grollenden Laut, wie früher — die Lippe gelähmt, die Zunge trocken und ſteif. — Der frühere ahnungähnliche Gedanke von Unglück ward klarer, etwa wie die dunkle Erinnerung eines Unglücks aus früher Kindheit. — Aber was nur meine Freunde, dieſelben, die mich erſt im „Supiritum“ *) ſo arg geneckt und gehänſelt hatten, hier machen? — Da fingen die Glocken der unfernen Kirche alle auf einmal an zu läuten — ich hörte fahren, mehrere Wägen hintereinander, und dazwiſchen ein Geſtrampfe und Geſchwirre, als bewegte ſich eine proceſſionirende Menſchencolonne. Ha — gab es mir einen Stich ins Herz — das iſt Sephiliens Brautzug zur Trauung! und unzählige Thränen ſtürzten unaufhaltſam aus

*) So hieß unſer Abendzirkel.

meinen Augen. Aber die Thränen thaten mir wohl, je häufiger, je wohler. Es war, als ſollte ſich langſam alles Fleiſch und Gebein in milde Thränen auflöſen.

„Endlich eine natürliche Reaction — Thränen — Thränen in ergiebiger Menge!“ flüſterte einer von den Dreien.

„Vielleicht — er iſt eine empfindſame ſympathetiſche Natur,“ — erklärte der Andere, „aus Urſache des ungewöhnlichen Geläutes, das ſeiner Seele eine ähnliche Trauerſcene im Gedächtniſſe nachruft! Es iſt ja der Leichenzug?“ fragte er, ohne ſein Auge von mir abzuwenden.

„Des reichen Bäckermeiſters, den man endlich, wie vermuthet, gräßlich ermordet, doch aufgefunden hat,“ berichtete ein am Fenſter Stehender.

„Ein ungeheurer Zug!“ exclamirte ein Vierter.

„Als wären ſeine ſchmutzigen Kronenthaler Leidträger geworden!“ — Aus Rede und Stimme zugleich erkannte ich Freund Späßer und Spötter. Aber — drang ſich mir die Frage auf — warum läßt er doch mich auf einmal ſo ungeſchoren? —

Spottvogel! wollte ich rufen. Das hätte ich aber nicht thun ſollen. Denn nicht der Ruf, ich brachte ihn nicht zu Wege, ſondern nur die Anſtrengung dazu machte mir einen ſo entſetzlichen Schmerz, daß ich faſt über das Erwachen aus einer Betäubung in eine neue hinabgeſtürzt wäre. Mit beiden Händen fuhr ich nach meinem Geſichte und griff ſtatt desſelben bekannter Haut und Hülle nur fremdartiges Verband und Haftzeug.

Faſt ſo eilig aber, wie die meinen, waren auch die Hände meiner ärztlichen Freunde. Einer nöthigte mit ſanftzwingenden, kunſtgerechten Griffen meine ringenden Hände

wieder unter die Decke, der Zweite flüsterte mir mit dem freundlichsten Drucke auf die Schulter ins linke Ohr: „Coloman, sprich nicht, mir und dir zu Liebe; was du wissen oder sagen willst, schreib gefälligst auf diese Tafel, ich werde dir Antwort und Aufklärung geben."

Ich griff nach der Tafel. Aber meine sonst schreibfertigen Finger waren wie die Holzstäbe. Langsam und mit größter Anstrengung stand endlich nur für sie, meine vertrauten Freunde, lesbar:

„Was ist's mit mir?"

Ach, und was erfuhr ich von meinem Freunde zugeflüstert?! Wenn ich nicht die rothe Schmarre über mein ganzes Gesicht noch zur Stunde trüge, ich glaubte es selber nicht — wie konnte sich ein vernünftiger Mensch — duelliren! — — — —

Und so war es. Ich lag mit halb zerhauenem Kopfe seit sieben Tagen auf meinem Bette. Der Kunst und Sorgfalt meiner Freunde verdanke ich mein Erwachen und daß ich wieder und noch — Gott woll' es geben — vernünftiger: — lebe.

Und was war die Ursache gewesen?

Comtesse Rossalbi hatte mich vor Allen ausgezeichnet. Ich erglühte nach meiner Natur in heftiger Liebe. — Was ich hatte, und mehr, opferte ich dieser Liebe. — Der Wüstling und Raufbold — der päpstliche Gardecapitän Paolo Scotti — war's eigener oder fremder Neid — trat mit angeblichen Siegestrophäen aus dem Liebeskampfe mit der Marquise quer in den Weg meines Triumphzuges. — Kleines Gezänk — großer Zorn — kurzer Kampf mit übermäßiger Hitze meinerseits — lebenslange Schmach

und Reue auch meinerſeits — denn in demſelben Augenblicke, als mein Kopf zerhauen, ward der meines Gegners geſpalten. — —

Wie kann ſich ein vernünftiger Menſch duelliren!! Trüg' ich nicht die rothe Schramme über mein ganzes Geſicht, ich glaubt' es ſelber nicht! —

Die Heilung ging zwar langſam, aber doch glücklich von Statten.

Als ich ſchon ziemlich gut und im Stande war zu ſprechen, trat eines Tags der Späßer vor mein Bett und nach genommener Einſicht, daß es mir normal ergehe, fragte er mich mit ſeltſamen Lächeln: „Coloman, magſt du einen kleinen Liederroman von mir vorleſen hören?"

„Einen Liederroman?" Ich bejahte bittend ſeine freundliche Frage.

Er ſchob den Räderſtuhl zu Häupten meines Bettes, zog aus der Bruſttaſche ein Heftchen und las:

Er las einige Numern ſchön und bedeutungsvoll, ich folgte mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Eben wollte ich fragen. Von wem? da folgte gerade das auch dem Leſer bereits wohlbekannte:

Mich liebt ein holdes Mägdlein ꝛc. ꝛc.

Freund! — und mit einer für meinen Zuſtand noch viel zu raſchen Bewegung und Rede bemächtigte ich mich des Wortes und Manuſcriptes zugleich und rief hineinblickend: „Freund Späßer, du haſt mich ſchon genug myſtificirt, perturbirt und angeführt, diesmal aber iſt deine Müh' umſonſt, das Lied iſt nicht neu, das Lied und ich ſind alte gute Bekannte — warte nur, warte, es hat einen gar luſtigen ſeltſamen Zuſammenhang, warte nur, warte! — —"

Aber er hätte lange warten müſſen, wartete vielleicht noch zur Stunde, wenn er mir nicht ſelbſt zu Hilfe gekommen wäre. Die Hilfe beſtand darin, daß er mir wieder ein paar Numern ablas und dann innehaltend fragte: „Kennſt du auch dieſe?“

„Gerechter Gott! Laß mich, laß mich!“ rief ich, die Hände vor das Geſicht ſchlagend. „Du erweckeſt mir eine Erinnerung, die mir das Herz zerreißt.“

„Coloman,“ ſprach er darauf gegen ſeine Art ernſthaft, — „Coloman, daß du es nur wiſſeſt — und laß nur deine Erinnerung wach werden! — die Lieder hier ſämmtlich ſind von dir. Wir, deine Getreuen, wie wir bei Tag und Nacht abwechslungsweiſe bei dir wachten, haben ſie aufgeſchrieben. Denn du warſt in ununterbrochener poetiſcher Aufregung, nur hätten wir gewünſcht, daß ſie conſtanterer Natur geweſen wäre; denn kaum daß du eines von den heiteren Liedern geſungen hatteſt, ſprachſt du ſchon wieder dumpf, oft mit tiefer Betrübniß ein anderes melancholiſches. — Wir alle waren in geſpannteſter Neugier, wenn du die Kriſe glücklich überſtehen und endlich erwachen ſollteſt, ob und was dir davon erinnerlich ſein würde.“

„Theodor, gelt wir ſind noch in Rom?“

„Freilich, Coloman!“

„Theodor, ſobald mich meine Füße tragen, wandere ich zurück in die liebe deutſche Heimat. Und glaube mir — Theodor, Peregrinus Siebengut muß und wird das alterthümliche Städtchen finden, wo Sephilie das „Weißroß“-Töchterlein hauſet.“

„Coloman, ſei deutlich!“

„Ach, wer's nach ſolchem Erlebniß ſein könnte! —“

Und dann erzählt' ich ihm, dem Getreuen, so gut es ging, mein gehabtes Traumleben.

Als ich fertig war, sprach Theodor: „Wahrhaft seltsam und wunderbar! Dennoch mir das Liebste und auch Originellste ist, wovon du keine oder nur schwache Erinnerung trägst, hier dein Liederroman, und ich sage dir, Coloman, die Wanderung in die theure Heimat kannst du vor der Hand noch unterlassen; denn — staune, wie du willst! — dein Traum ist doch nichts als eine poetische, sehr freie Verdeutschung deines welschen Abenteuers. Sephilie, das erst hingebende, weiche, dann aber spröde, rückweisende „Weißroß"-Töchterlein ist Comtesse Rossalbi (Weißroß), wie sie leibt und lebt; und dein bald Doppeltgänger, bald Rival, der Rittmeister Plotzkott, wer anders als wieder, wie er gegen dich war und handelte, — der Gardecapitän Paolo Scotti (Plotzkott); die Beigaben sind, wenn auch nicht alltägliche, doch nicht ganz ungewöhnliche Arabesken um die Traumfabel."

Ich war erstaunt, aber nicht erfreut über den Scharfsinn des sonst nur witzigen Kopfes. Allein, wie mit der Erstarkung meines Körpers auch mein Denken und Wollen wieder kräftiger wurde, sah ich mehr und mehr ein, daß Theodor Recht habe.

Statt der Comtesse oder gar einem Phantom nachzujagen, streute ich auf die flammenrothe Schmarre im Gesicht noch ein paar Jahre kühlenden Meißelstaub und — die Geschichte: „Traum — ein Lieben" ist zu — Ende.

Die Tochter der Dora.

Piemonteſiſche Sage *)

von

Joh. Gabriel Seidl.

Poveretta! al casti talami
Lo aspettava . . . e fu sepolta.
Oh speranze della terra
Voi finite in un avel.
Prati.

I.

Unter die älteſten Ortſchaften des Fürſtenthums Piemont gehört das Städtchen Ivrea, auf der Stelle der alten Eporedia, eines von den Römern im Lande der Salaſſer zum Schutze gegen die kriegeriſchen Bergvölker angelegten und wohlbefeſtigten Municipiums. Ivrea, ehedem der Hauptort eines gleichnamigen Markiſates, liegt an der Dora Baltea, einem reißenden Bergſtrome, der am Col de Ferrer, weſtlich vom großen Gotthard, ent-

*) Aus den »Tradizioni Italiane. Torino, 1846. Stabilimento Tip. Fortuna. Vol. I p. 1—68. von Angelo Brofferio.

ſpringt, das ganze Aoſta-Thal durchſtrömt und bei Crescentino mündet. Es iſt ein kleines, mit Wällen umgebenes, von ungefähr ſiebentauſend Menſchen bewohntes Städtchen von alterthümlichem, düſterem Anblick. Deſſenungeachtet hat auch dieſes düſtere Städtchen ſeine Freudenzeit im Jahre, wo es alle übrigen Städte Piemonts an lärmendem Ungeſtüm übertrifft, nämlich die letzten Tage des Carnevals, in welchen es ein Feſt begeht, das ſich ſeit Jahrhunderten erhalten hat, und, wegen ſeiner Erinnerung an wichtige Ereigniſſe und heldenmüthige Thaten, eines ausgebreiteten Rufes im ganzen Lande genießt.

Unter allen Veränderungen, denen das Gouvernement in Ivrea unterlag, blieb den Bewohnern von Eporedia das Scarlo-Feſt unangefochten, und ſelbſt unter der franzöſiſchen Herrſchaft, wo das Volk in allen ſeinen Handlungen und Aeußerungen ſo mißtrauiſch überwacht wurde, wagte man es nicht, gegen den Carneval von Ivrea Einſprache zu thun.

Alle auf dieſen Carneval bezüglichen Pflichten, Geſchäfte, Ceremonien, Obliegenheiten und Vorrichtungen wurden, wie in ein vaterländiſches Geſetzbuch, auf öffentliche Tafeln feierlich eingegraben, die man das Carneval-Buch nannte, und die noch gegenwärtig auf dem Rathhauſe alldort aufbewahrt werden.

Alljährlich werden aus den Einwohnern jeder Pfarre die Carneval-Herren ernannt. Dieſe Ernennung fällt immer auf die munterſten und hübſcheſten Jünglinge, deren Geſchäft es dann iſt, die Feſtzeit hindurch, täglich, mit einer Pomeranze auf der Spitze des gezückten Degens, auf wohlgerüſteten Roſſen durch die Straßen der Stadt zu reiten.

Ihre Kleidung ist die der Feudalzeit, zum Andenken an das Ereigniß, woran man erinnern will. Voraus ziehen denselben viele Fahnenträger mit weißen, grünen oder blauen Standarten, theils auf das Volksfest, theils auf die Pfarren bezüglich, aus denen sie gewählt wurden. Die Pfarre von San Maurizio hat den Vorraug.

Den Rittern folgt eine zahlreiche Masse bizarr gekleideter Personen, die mit witzigen Worten und spaßhaften Bewegungen die Festschaar lärmend begleiten.

Flöten, Trommeln, Trompeten und andere kriegerische Instrumente verkünden die Ankunft des Generals, den beiderseits seine Feldadjutanten umgeben; dieser selbst reitet einen herrlich geschmückten Zelter, sein Gewand ist mit Gold gestickt, in seiner Hand blitzt ein breiter Säbel; vor ihm zieht der Carneval-Secretär einher, in einer Toga, mit Perrücke und dreieckigem Hut, in der Hand die alten Tafeln tragend.

Unmittelbar hinter dem General kommen, in zwei abgesonderten Reihen, die Festherren; denselben folgt eine Schaar von sechzig prächtig gekleideten Rittern, theils als Türken, theils als Perser, Agyptier oder Mameluken costumirt, ebenfalls von kriegerischen Trommeln begleitet. Närrische Masken, theils zu Fuß, theils in Kutschen oder auf Triumphwagen, schließen den Zug, während man in den verschiedenen Straßen der Stadt allerlei Kurzweil treibt, Festbäume aufrichtet und Volksbelustigungen vorbereitet.

Am letzten Abend des Carnevals endlich schreitet man zur Verbrennung des Scarlo. In jeder Pfarre der Stadt nämlich errichtet man einen hohen Festbaum und schlichtet rings um denselben Büschel von Heidekraut in großer Menge auf.

Zu bemerken ist, daß zu den Arbeitern, welche mit der Haue das Erdreich aufgraben, um den Baum einzusetzen und den Scheiterhaufen aufzuthürmen, einer Gewohnheit zur Folge, vorzugsweise die jüngsten Ehemänner aus jeder Pfarre gewählt werden, und zwar, wie ein Geschichtsschreiber berichtet: — „um den Nachkommen das Andenken an eine junge Braut zu überliefern, die einen männiglich verhaßten Wütherich tödtete, weil sie sonst das Opfer seiner schändlichen Leidenschaft geworden wäre."

Von der Spitze des Baumes flattert ein Wimpel, um den ein künstliches Feuerwerk angebracht ist.

Bei sinkender Nacht drängt sich eine Menge um den vorbereiteten Scheiterhaufen. Alsbald bringt man eine Puppe, die in der Phantasie des Volkes den verhaßten Wütherich vorstellt, der einst das Markisat von Ivrea auf die grausamste Weise bedrückt hatte, an einem Stricke um den Hals durch die Straßen der Stadt geschleppt. Sobald man mit demselben in der Nähe des Scheiterhaufens angelangt ist, steigt einer der Festherren vom Pferde, ergreift eine Fackel, steckt die Bündel in Brand, und unter jauchzendem Geschrei des Volkes wird die Puppe in die lodernden Flammen geschleudert.

Dieß ist das Scarlo-Fest am letzten Tage des Carnevals zu Ivrea.

2.

Nachdem ich einst diesem Mummenschanze beigewohnt und insbesondere die Verbrennung des Scarlo mit angesehen hatte, durchkreuzten meinen Kopf allerlei Gedanken,

für welche ich mir eine ordentliche und genaue Auslegung wünſchte.

Dieſer der Rache geweihte Scheiterhaufen, dieſes von den Flammen verzehrte menſchliche Bild, dieſes Volk, das noch heut zu Tage mit einem feierlichen Acte die alte Blutſühne begeht, ſchienen mir die Erinnerung an irgend ein bedeutſames Ereigniß in der Geſchichte von Ivrea zu ſein. Was mir beſonderer Beachtung werth dünkte, war der Umſtand, daß die erſten Spatenſtiche, die in's Erdreich gethan wurden, um den ſühnenden Scheiterhaufen zu errichten, als eigenthümliche Bevorzugung für jene Ehemänner galten, welche, zuletzt im Carneval, vor dem Altare Treue geſchworen hatten. Kein Zweifel, daß hinter dieſem myſtiſchen, von den Vätern überkommenen Gebrauche irgend ein feierliches Geheimniß lag; auch daß die Hand eines weiblichen Weſens, ſonſt gleichſam immer dazu beſtimmt, zu belohnen, bei dieſer Gelegenheit zum Werkzeug einer Strafe erwählt wurde, ſchien an irgend ein häusliches Drama zu erinnern, welches als politiſche Epopöie endete.

Wenn auch die geſchriebene Geſchichte nichts von dem allem bewährt hätte, ſo muß doch das Volk, das in ſeinen Traditionen ſeine eigene Geſchichte hat, gewiß irgend eine Sage bewahrt haben, welche darüber nähern Aufſchluß geben könnte, und da ich, der Himmel weiß durch welch' Verſchulden! auch mit den Poeten und Romanſchriftſtellern in Beziehung gerathen bin, die alle Winkel der Erde durchſtöbern um die Spuren des menſchlichen Lebens zu verfolgen, ſo war es mir unmöglich, eine ſo ſchöne Gelegenheit mir entſchlüpfen zu laſſen, um irgend eine alte Erinnerung an eine ſchwungvolle Geſinnung oder begeiſterte That ans Licht zu ziehen.

Ich wohnte zufällig im Häuschen eines jener alten Bücherwürmer, die alle Archive durchwühlen, und in ihrem pedantiſchen Gelehrten-Fanatismus, aus Liebe zur vaterländiſchen Geſchichte, kein Schwalbenneſt verſchonen und kein Neſſelblatt ſcheuen, wenn es gilt, in irgend ein altes Schloß oder in irgend ein verfallenes Kloſter einzudringen. Ich begab mich daher ohne Zögern zu dem Alterthumsforſcher, nicht im geringſten zweifelnd, daß unter ſeiner gelehrten Perrücke nebſt vielen andern Kenntniſſen zuvörderſt auch die Kenntniß jenes Ereigniſſes ſtecken werde, welches mir über den Urſprung des Scarlo-Feſtes genügenden Aufſchluß geben könnte.

Maeſtre Barnaba, ſo hieß mein Doctor, nahm zwei Priſen Tabak, wackelte bedeutſam mit dem Kopfe und antwortete:

— „Verſchieden und widerſprechend ſind die Meinungen der Gelehrten (damit warf er einen wohlgefälligen Blick auf ſein Bild im Spiegel) über den Urſprung dieſes ſonderbaren Carnevalfeſtes. Einige behaupten, er ſei nichts anderes als eine Art freudiger Erinnerung an den, am 24. September 1229 zwiſchen den Bürgern von Ivrea und den benachbarten Lehensherren abgeſchloſſenen Vertrag, worin nach der Meinung der Gelehrten (dabei fuhr er ſich mit der Hand an den Kragen ſeines Rockes) feſtgeſetzt wurde, daß ad perpetuam rei memoriam alljährlich eine Scara d. i. ein Freudenfeuer gemacht werden ſollte: teneantur facere scaram annuatim, von welchem ſchlecht lateiniſchen Worte scara das noch ſchlechtere italieniſche Scarlo gebildet wurde."

„Möglich, daß Euere Ableitung richtig iſt — und der Fall wäre in der That ſelten, — aber wie erklärt Ihr aus

dieſem Euerem Vertrage vom 24. September die Verbrennung jener menſchlichen Puppe und die Aufgrabung der Erde durch die Hände einer Braut, die gleichſam ein rächendes Angedenken damit verſcharren zu wollen ſcheint? Und wie erklärt Ihr alles übrige?" —

„Erklären läßt ſich alles und nichts in der Welt. Wenn Euch übrigens dieſe gelehrte Erläuterung nicht behagt, gut, ſo hab' ich eine andere Auskunft über dieſelbe Frage, begründet durch den Ausſpruch anderer Gelehrter" (und dießmahl glitt dem Ser Barnaba die Hand über ſein gehäbiges Bäuchlein).

„Ihr müſſet wiſſen," fuhr er nachdrücklich fort, „daß gegen das Jahr 1343 der Marcheſe Giovanni di Monferrato zur Herrſchaft über die Stadt Ivrea gelangte. Dieſer Marcheſe war ein Erzſpitzbube" (dabei ſenkte er die Stimme und blickte umher, ob ihn Niemand hörte), „und ſeine Schändlichkeiten häuften ſich von Tag zu Tage."

Die Bewohner von Ivrea, dieſes tyranniſchen Herrn und ſeines unmenſchlichen Regimentes überdrüßig, ergriffen die Waffen, überfielen den Marcheſe in ſeinen eigenen Thürmen, zerſtörten das Schloß, jagten den Schloßherrn fort und befreiten auf dieſe Weiſe Ivrea von ſeiner Geißel. In der Folge wurde ein anderes Schloß, das heute noch ſteht, von Amadeus IV. erbaut, zu dem die Eporedier in ihrer traurigen Lage ihre Zuflucht nahmen. Wie dünkt Euch dieſe zweite Auslegung?"

— „Etwas befriedigender, als die erſte." —

— „Dazu kommt noch, daß ſeit jener Zeit kein Podeſtà und Präfect von Ivrea ſeinen Poſten antreten durfte, ohne früher ſich zu Pferde geſetzt und in Begleitung des

Volkes ſich nach Caſtellazzo, der alten Reſidenz der Markgrafen von Ivrea, begeben zu haben, wo er mit einem Hammer (der noch in dem Gemeinde-Archiv aufbewahrt wird) einen Stein von dem Mauerwerk abſchlagen und in die Dora ſchleudern mußte, mit den Worten: „In spretum Marchionis Monferrati;“ worauf er verhalten wurde, einen Eid zu leiſten nach folgender Formel: „Nec permittam aliquod aedificium fieri, ubi erant turres domini Marchionis.“ Und auf derſelben Stelle wurde das erſte Scarlo-Feuer angezündet.“

— „Schön, ſchön; — in Bezug auf die politiſche Bedeutung Eueres Mummenſchanzes vollkommen genügend. Allein die Geſchichte mit dem Grabſcheit läßt noch etwas anderes vermuthen, und die Beiziehung einer Neuvermählten, durch die der Verbrennung der Charakter einer öffentlichen Sühnung aufgedrückt erſcheint, erweckt den Gedanken an eine Privat-Beleidigung, an einen hartnäckigen Kampf der Leidenſchaften, an ganz außerordentliche Ereigniſſe, — und von dem allem enthält Euere gelehrte Geſchichte ſo viel als nichts.“

„Wir Gelehrten, mit Verlaub zu ſprechen, beſchäftigen uns mit Leidenſchaften, Abenteuern, Hackenſtreichen und Mädchen nur ſelten und mit ſchuldiger Vorſicht. Es thut mir leid, Euch dießfalls nicht nach Wunſch befriedigen zu können. Uebrigens fällt mir eben bei, daß ich eine alte Sage erzählen hörte ....“

„Bravo, — eine alte Sage, das eben iſt's, was ich will. Heraus damit, Herr Doctor, das iſt mein Caſus! —“

„Bedauere unendlich, daß ich nicht damit dienen kann. Dergleichen iſt nicht mein Fach. Allein Baſtiano, der Lein-

weber, oder beſſer geſagt der Poet des Viertels, erzählt ſie allen, welche ihm die Ehre erweiſen ſeine Werkſtätte zu beſuchen.“

„Ei, — ſo habt die Gefälligkeit, edler Doctor, mich dieſem Weber und Poeten vorzuſtellen. So ein Menſch iſt ein Schatz für unſereins.“

Mein Wirth war ein wenig beleidigt darüber, ſich, einen Gelehrten von Profeſſion, einen Fabelhans aus dem Volke, wie Baſtiano, vorgezogen zu ſehen, und ich bemerkte auf ſeiner Stirne eine Spur von übler Laune; allein da er, obwohl ein Gelehrter, nebſtbei ein gutmüthiger Menſch war, ſo war er eben ſo bald wieder begütiget, und ließ ohne Zögern ſeinen beglückten Nebenbuhler rufen.

Baſtiano war nie beſſer gelaunt, als wenn er eingeladen wurde, ſeine Sage zum Beſten zu geben. In weniger als einer halben Stunde lief der Homer von Dora über die Treppe des Ser Barnabo, und drückte mir, mit Lächeln auf der Lippe und Zufriedenheit im Antlitze, herzlich und munter die Hand,

Der große Mann hatte zwar weder mit den provençaliſchen Troubadouren, noch mit den ſcandinaviſchen Barden etwas gemein, allein ſobald er ein paar Gläſer Caluſer ausgeſtürzt hatte, namentlich nach dem dritten und vierten, fing ſein Geſicht an zu glänzen, ſein Auge zu funkeln, ſeine Zunge geläufig zu reden, und kaum wiederholte ich ihm mein Begehren, als er ſich ohne Ceremonien in des Archäologen Lehnſtuhl warf, und mit der begeiſterten Miene eines Improviſators alſo zu erzählen anhub:

3.

„In einer ärmlichen Hütte am Ufer der Dora wohnte ein alter Fiſcher, der zu ſeinem Troſt im Elend ein Töchterlein hatte, das er Annette nannte.

Das Mädchen hatte die Gränze der Kindheit kaum überſchritten, als es durch ſeine Schönheit, ſeinen Geiſt und ſeine Anmuth nicht nur die Liebe, ſondern auch die Bewunderung der ganzen Umgebung ſich gewann. Obwohl ſie eigentlich Anna hieß, ſo wurde ſie doch, wegen ihrer Vorliebe für die Veilchen, womit ſie ſich den Buſen und die Haarflechten zu ſchmücken pflegte, allgemein mit dem lieblichen Beinamen: Violetta, und mitunter auch mit dem dichteriſchen Prädicate: „die Tochter der Dora" begrüßt.

Als ſie ſich dem jungfräulichen Alter näherte, beſchränkte ſie nicht mehr allein ſich darauf, ihrem Vater im Hauſe zu helfen, ſondern ſie fing auch an die Stadt zu beſuchen, um auf den Märkten die Erträgniſſe der Fiſcherei zu verkaufen, — und nicht lange ging ſie in die Stadt Ivrea, als man bereits allenthalben von Violetta, von ihrer ſeltenen Anmuth und dem noch ſelteneren Adel ihres Geiſtes und Gemüthes ſprach, ſo daß ihr Ruf bis in die Paläſte und Schlöſſer drang.

Eines Tages, während Violetta's Vater damit beſchäftigt war, ſeine Netze in den Fluß auszuwerfen, ſaß das ſchöne Kind, eine volksthümliche Weiſe vor ſich hinträllernd, am blumigen Strande und ließ ſeinen Blick flüchtig über das mit Riedgras bedeckte Körbchen hingleiten,

worin die armen Fiſchlein zappelten, die der Fiſcher aus ihrem heimiſchen Element entführt hatte.

Die Tochter der Dora vollendete an dieſem Tage eben ihr fünfzehntes Jahr, und fühlte, ohne ſich ſelbſt darüber Rechenſchaft geben zu können, ihr Herz von einer ſanften, bisher ihr unbekannten Schwermuth gepreßt. Es war als ob ihr die Luft, die ſchmeichelnd ihr die Stirn umkoſ'te, ungewöhnliche Laute zuflüſterte, als ob ihr die Welle, die ihre Füßchen küßte, geheime Hoffnungen zumurmelte, und nach und nach den Träumen ihrer Einbildungskraft ſich hingebend ſah ſie eine Paradieſesſcene ſich vor ihren Augen öffnen; ſchattige Alleen, blütenreiche Gartenbeetchen, lachende Laubgezelte, geſtirnte Hemiſphären, bevölkert von himmliſchen Genien, von ätheriſchen Klängen umtönt, erſchloſſen ſich zum erſten Mahle ihrem Blick, — als plötzlich ein leiſes Geräuſch aus ihren Viſionen ſie aufſchreckte. Es war ein ſeltſames Getöſe in ihrem Körbchen, was ihr auffiel. Als ſie den Deckel zurückſchob, ſah ſie ein Fiſchlein von beſonderer Kleinheit, das ſich unter Todeszuckungen in ſchmerzlichem Kampfe wand.

Violetta, gut und mitleidig, wie ſie war, nahm alſogleich das arme Thierchen heraus und warf es in den Fluß zurück.

Kaum fühlte ſich das Fiſchlein im Waſſer, als es um ſich zu ſchnellen und aufzuhüpfen begann, wie wenn es ſeines wiedergeſchenkten Lebens ſich freute, und ſeiner ſchönen Befreierin ſeine Dankbarkeit bezeugen wollte. Endlich ſtreckte es das Köpfchen über die Oberfläche des Waſſers empor, und zu den Ohren des erſchrockenen Mädchens klang plötzlich folgende Prophezeiung:

„Traurig, traurig, düſter, düſter
Geht dein Stern am Himmel auf;
Und auf Erden harrt ſo frühe
Dein ein bittrer Lebenslauf.

Von dem Schlößlein auf dem Gipfel
Flimmert gar ein blaſſes Licht:
Trau' ihm ja nicht, Violetta,
Mädchen, trau' der Liebe nicht!

Blut'ger Kampf, ein Kampf der Rache
Wird aus einem Ach entſteh'n,
Und das ſchöne Fiſchermädchen
Wird ein Volk vernichtet ſeh'n.

Doch wenn es zuletzt dem Schickſal
Will ſein Blut zur Sühnung weih'n,
Wird das ſchöne Kind der Dora
Auch ein ganzes Volk befrei'n.»

Mochten nun dieſe geheimnißvollen Worte von irgend jemand, der hinter dem Schilfe des Fluſſes verſteckt lauſchte, geſprochen worden ſein, oder mochte ſich den Sinnen des ſchönen Kindes in dem ſonderbaren Zuſtande der Aufregung, in dem es ſich befand, ein Wunder geoffenbaret haben, das nur die Wirkung jugendlicher Täuſchungen war, — kurz, ſie war davon ſo ergriffen, daß ſie von dieſem Tag an nur äußerſt ſelten in die Stadt ging, ſich ſo viel als möglich fremden Blicken entzog und ihre Ohren allen reizenden Lockungen verſchloß.

Bald darnach ſtarb ihr Vater, und die arme Fiſcherin, die ſchon in der Kindheit ihre Mutter verloren

hatte, ſtand nun verlaſſen auf Erden, ohne Schutz, ohne Troſt, ohne Stütze.

Ein Jahr war unter ſolchen Umſtänden ſeit dem Tod ihres Vaters verfloſſen, als ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, einen Bauer, namens Toniotto, der in der Nachbarſchaft ein Häuschen und Grundſtücke beſaß und um ihre Hand anhielt, ihre Einwilligung nicht länger zu verſagen. Der gute Burſche liebte Violetta mit aller Glut der erſten Liebe; allein Violetta, obwohl ſie die Herzensgüte ihres Bräutigames kannte und ihn ſeiner biedern und redlichen Geſinnung wegen auch hochſchätzte, konnte doch die Leidenſchaft, die ſie erregt hatte, nur ganz lau erwiedern. Deſſenungeachtet entſchloß ſie ſich zu einer Hochzeit, nach der ſie kein Verlangen trug, wie ein Schlachtopfer, welches blumenbekränzt zum Altar wandelt, und erwartete mit beklommenem Herzen den Tag, an dem ſie den gefürchteten Schritt thun ſollte.

Dieſer Tag erſchien. Es war gegen Mittag. Die Sonne brannte mit ihren glühendſten Strahlen. Zurückgezogen in ihr väterliches Häuschen, kniete die Tochter der Dora auf den grünen Raſen hin und bat, daß ihr Vater vom Himmel aus den Bund ſegnen möge, den ſie auf Erden zu ſchließen im Begriffe ſtand.

Während das Mädchen im Gebete vertieft war, hörte ſie die Blätter des nahen Zaunes raſcheln, und bald darauf erblickte ſie die Geſtalt eines Jägers, der, glühend vor Durſt und vom Weidwerk erſchöpft, ſie um einen Trunk Waſſer von ihrer Quelle und um ein Fleckchen Schatten von ihrer Weide erſuchte.

Beſorgt lief das Mädchen zur Quelle, ſchöpfte in aller

Eile eine Schale voll und reichte ſie dem unbekannten Gaſte, der, indem er dieſelbe aus der Hand des ſchönen Bräutchens nahm, ſeinen Blick auf ſie heftete, als ob unerwartet ein Wunder ihm ſich gezeigt hätte. Plötzliche Bläſſe überflog ſeine Wangen.

Die Kleidung des Jägers war einfach und beſcheiden, weder ganz ländlich, noch ganz ſtädtiſch; ſeinem Aeußeren nach konnte er eben ſo gut ein Landmann, als ein Stadtherr ſein, allein in ſeinem Antlitz und in ſeinen Bewegungen ſprach ſich ein Gefühl perſönlicher Würde aus, welche man von Seelenadel und Geiſtesbildung nur ſelten getrennt findet.

Der Jüngling hatte die Schale kaum an die Lippen geſetzt, als Violetta mit einem lauten Schrei aufſprang und ihm voll Angſt ſich in die Arme warf. Die Angſt des Mädchens war nur allzu gerecht, denn ein wüthender Stier, hatte, ſich ſelbſt überlaſſen, den Gartenzaun durchbrochen und kam mit drohendem Ungeſtüm auf ſie zugerannt.

Stracks hatte der Jäger ſeine Flinte von der Schulter geriſſen, und ſchon blutete das Thier aus zwei Wunden. Allein die beiden Kugeln, die es getroffen, weit entfernt es zu ermatten, ſteigerten vielmehr ſeine Wuth; nun ſtürzte der Stier, anſtatt auf das Mädchen, geraden Weges auf den Jäger zu. Allein der unerſchrockene Jüngling ergriff ohne Zaudern eine Haue, die er am Zaune lehnen ſah, bewaffnete damit vorſichtig ſeine Hand und erwartete feſten Fußes das brüllende Ungethüm. Nun entſpann ſich zwiſchen den beiden Kämpfern ein ſchrecklicher Strauß. Mehr als einmahl ſchwebte der muthige Jüngling in Gefahr von den Hufen des Thieres zerſtampft, oder von ſeinen Hörnern geſpießt zu werden, bis es ihm endlich gelang, dem Stiere

mit der Haue mitten auf die Stirn einen ſo gewaltigen Schlag zu verſetzen, daß derſelbe todt in eine Lache Blutes niederſtürzte.

Hierauf reichte der Sieger dem ſchönen Kinde die Hand, das mehr todt als lebendig, kaum die Kraft hatte, ſeinen Befreier mit einem Blick und einem Seufzer zu danken."

4.

Schon ſeit einigen Minuten bemerkte ich, daß Meiſter Barnaba ungeduldig den Erzähler zu unterbrechen ſuchte. Kaum aber machte der Weber eine kleine Pauſe, als der uner bitliche Archivsmann gleich mit folgender Bemerkung ihn angriff:

„Mein lieber Baſtiano, Eure Sage iſt keinen Soldo werth!"

Baſtiano tröſtete ſich über dieſe ſcharfe Kritik mit einem fünften Glas Caluſer, während Barnaba ohne Unterbrechung fortfuhr: „Wo zum Guckguck laſet Ihr, daß man im 14. Jahrhundert auf den Feldern um Ivrea mit einer Doppelflinte jagen ging, da man kaum weiß, ob damahls ſchon das Pulver erfunden war?"

„Signor Maeſtro," verſetzte Baſtiano, „ich bitte zu bedenken, daß dieſem Jäger die Doppelflinte nicht ich gegeben habe, und wenn er ſie hatte, ſo muß er ſie doch irgendwo bekommen haben!"

„Distinguo, distinguo!" ſchrie der Archäolog laut.

„Um's Himmels Willen, Meſſer Barnaba, laſſen wir das diſtinguiren! Unſer Erzähler weiß nichts zu diſtinguiren, als den Flachs vom Hanf, den angezettelten Faden

vom anzuzettelnden, und ich fürchte, wenn wir ihn unterbrechen, könnte zuletzt das ganze Gewebe seiner Erzählung zerrüttet werden. Frisch, frisch, Bastiano, lasset Euch nicht irre machen!"

Und Bastiano nahm, ohne sich auf eine Widerlegung einzulassen, den Faden der Sage folgendermaßen wieder auf:

„An diesem Tage war, wie natürlich, von keiner Hochzeit mehr die Rede. Das arme Mädchen verfiel in eine schwere Krankheit, und es kostete große Mühe, es wieder herstellen. Viele Tage und viele Nächte lag es in Fieberphantasien; hierauf gerieth es in eine Art von Lethargie, die es auf lange Zeit des Gebrauches seiner Sinne beraubte.

Eines Morgens endlich riß die schwarze Binde, die ihm das Auge verhüllt hatte, und das erste Wort aus seinem Munde war: „Wo ist er?"

„Ich bin hier," antwortete eine Stimme, und schnell näherte sich eine Person mit einer Tasse in der Hand dem Bette der Liegenden, um ihr die trockenen Lippen zu benetzen.

Die Kranke schlürfte hastig ... aber wer war die Person, die ihr so liebevoll beistand? — Violetta glaubte sie zu kennen, sie schien sich derselben wie im Traume zu erinnern ... und vielleicht phantasirte die Arme wirklich noch, weil sie in jener Person ihren Retter, den Jäger, zu erkennen glaubte; — vielleicht dachte sie auch selbst, daß es nur ein Trugbild ihrer Phantasie sei, denn, ohne weiter zu forschen, schloß sie die Augen wieder und versank in einen tiefen Schlaf.

Und lange, lange lag sie so. Als sie erwachte, sah sie eine matte Lampe, die das nächtliche Dunkel nur schwach erhellte.

Sie erinnerte ſich an die Erſcheinung vom Morgen, und blickte ſpähend umher, — aber der wohlbekannte Jüngling war nicht mehr da. An ſeiner ſtatt bemerkte ſie eine Frau, die mitleidig ſie fragte, ob ſie etwas benöthige. — „Nichts," — antwortete die Kranke mit einem tiefen Seufzer, — „aber wer ſeid Ihr?"

„Ich bin Euere Dienerin, und habe den Auftrag, Euch zu bewachen, und jeden Euerer Wünſche zu erfüllen!"

„Aber ich kenne Euch nicht!"

„Und was liegt daran? Ihr habt deßhalb nicht minder das Recht, mir zu befehlen. Uebrigens beliebet Euch jetzt aller weiteren Fragen zu enthalten, Ihr bedürft der Ruhe und des Schweigens."

Dieſer Rath, faſt wie ein Befehl klingend, hinderte Violetta, ihre geſchäftige Geſellſchafterin um mehr zu fragen; es hinderte ſie aber nicht, dieſelbe aufmerkſam zu betrachten, und ſie ſah eine Frau, ſchon ziemlich in Jahren vorgerückt, von anſtändigem Aeußeren, in einem Gewande, das zwiſchen Stadt- und Landtracht die Mitte hielt.

Das arme Kind konnte ſich's nicht erklären, wie dieſe Frau zu ihr in die Hütte gekommen ſei; auch ſchien ſie, als ſie das Bette, worin ſie lag, und die Stube, worin ſie wohnte, betrachtete, weder ihr Bette, noch ihre Stube zu erkennen. Anfangs hielt ſie es für eine Täuſchung ihrer ſchwachen Sinne; als ſie aber deutlich einen Spiegel, einen Divan, zwei Bilder und einiges andere Hausgeräthe wahrnahm, konnte ſie nicht länger zweifeln, daß es Wahrheit ſei, weshalb ſie voll Verwirrung und Angſt ſich neuerdings an jene Frau wendete und ſprach:

„Aber um aller Heiligen willen, wo bin ich?"

— „Ihr ſeid in Euerem Hauſe.“

— „Ihr betrügt mich; dieſe Stube, dies Geräthe hab' ich nie geſehen!“

„Und doch gehören ſie Euch.“

— „Aber ich verſteh' Euch nicht, ich bitte Euch, erklärt mir dieſes Geheimniß.“

— „Euer Arzt und die Perſonen, die für Euch ſorgen, haben mir aufgetragen Euch nicht ſprechen zu laſſen, und mich aller überflüßigen Erklärungen zu enthalten, die nur Euer Gemüth angreifen und Euch in den vorigen Fieberzuſtand zurückverſetzen könnten. Sorgt für nichts anderes, als dieſe Nacht ruhig zu ſchlafen, und morgen, wenn Ihr neue Kräfte gewonnen habt, wird man nicht ermangeln, Euere Fragen auf befriedigende Weiſe zu beantworten.“

„Erlaubt mir wenigſtens eine Frage. Wo iſt mein Bräutigam Toniotto?“

„Es geht ihm gut, er erkundigt ſich täglich um Euch, und es wird ihm ein großer Troſt ſein, wenn er hört, daß es Euch beſſer geht!“

„Aber war — bevor ich einſchlief, — war heute morgens — nicht jemand anderer hier?“

„Wohl möglich, es gibt gar viel Leute, die ſich um Euch kümmern, und ich kann nicht wiſſen, von wem aus ihnen Ihr ſprechen wollt.“

Da Violetta ſah, daß alle weiteren Fragen unnütz wären, entſchloß ſie ſich zu ſchweigen, und brachte den Reſt der Nacht in Ruhe und Schlummer zu.

Als der Tag anbrach, hörte die Kranke das Geräuſch von neuen, wiewohl ſehr leiſen Fußtritten und bald darauf

ein unterdrücktes Geflüster. Nicht lange darnach wurde sie gefragt: „Wie geht es Euch heute?“

Sie erkannte, daß diese Frage von einem Arzt an sie gerichtet worden war, der, nachdem er ihr den Puls gefühlt, seine Zufriedenheit bezeugte, und dann, zur Thüre sich wendend, hinzufügte: „Es geht nun gut, und ich kann mein Verbot zurücknehmen!“

„Dem Himmel sei's gedankt!“ erwiederte eine andere Person, die Violetta noch nicht gesehen hatte; der Arzt empfahl sich und ging.

Jener Ausruf erregte in Violetta's Herzen einen Sturm, den sie sich selbst nicht zu erklären wußte, denn die Stimme und der Ton, mit dem jene leidenschaftlichen Worte gesprochen wurden, schienen dem Ohre der Kranken nichts weniger als fremd zu sein. Sie ward dadurch gleichsam vorbereitet auf das Erscheinen des Jägers, der nun besorgt und leise an ihr Bett trat. Sie begrüßte ihn mit seelenvollem Blick, und scheuete sich nicht, ihn zu fragen wo sie sei und durch welchen Zufall sie in diesem Hause sich befinde.

„Ihr seid,“ versetzte der Jüngling, „im Hause meiner Muhme, wohin ich Euch bringen ließ, weil Ihr in Euerer Krankheit der sorgfältigsten Pflege bedurftet. In Euerer Hütte, wo Euch Alles mangelte, waret Ihr verlassen und allein; ich erlaubte mir daher, Euch dieses bescheidene Landhaus zur Verfügung zu stellen, wo meine gute Verwandte bisher an Euch Mutterstelle vertrat.“

— „Wo ist aber Toniotto?“

— „Toniotto . . Wißt Ihr, wie lange Ihr hier seid?“

— „Ich weiß es nicht.“

— „Zwei volle Monate.“

— „So lange?“

— „Und wenn Ihr wüßtet, was binnen zwei Monaten sich verändert hat. — — —!“

— „Aber mein Bräutigam —?“

— „Er mußte sich unter die Fahnen des Marcheſe von Monferrato, Herrn von Ivrea, stellen, der in diesem Augenblicke in Fehde liegt mit dem Grafen von Savoyen. Toniotto war's eben, der Euch meiner Obhut anempfahl, wenn Ihr noch einer Anempfehlung bedurft hättet.“

„Herr, nehmet meinen wärmsten Dank für Euere Wohlthätigkeit! Ich hoffe nun recht bald zu genesen, und dann wollet mich wieder in meine Hütte zurückbringen lassen.“

— „Euer Wille wird in allem und jedem als Gesetz gelten.“

Einige Tage nachher war Violetta nicht mehr krank. Ihren Gliedern war die Lebhaftigkeit, ihren Wangen die Röthe zurückgekehrt; allein was sie nicht wieder finden konnte, war — die alte Ruhe. Die Tochter der Dora liebte ihren Wohlthäter; alles um sie her sprach ihr von ihm; in jeder Blume, in jedem Laub, in jedem Bächlein, in jedem Lichtstrahl, in jedem Säuseln des Windes ahnte das verliebte Kind die Nähe des Geliebten. Viele Stunden des Tages brachte sie mit ihm zu in der Einsamkeit jenes ländlichen Asyles, wo sie ohne auffallende Pracht alles vereinigt fand, was nicht nur für ihre Bedürfnisse hinreichte, sondern ihre Wünsche sogar übertraf.

Als Vorwand, um Violetta's Aufenthalt zu ver-

längern, diente der Waffenlärm längs den Ufern der Dora, und die noch immer wahrnehmbare Schwächlichkeit der Wiedergeneſenen, ſo wie die Mittheilung der Nachricht, daß ihre Hütte von der zügelloſen Soldatesca überfallen und niedergebrannt worden ſei.

Wer aber war der glückliche Jüngling, der ein ſo köſtliches Pfand in Verwahrung hatte? — Violetta wußte, daß er ſich Alfredo nannte; mehr aber wußte ſie nicht. Er erſchien ihren Blicken immer in Jägertracht, wie das erſte Mahl, wo er in der Hütte der Fiſcherin gaſtlich aufgenommen wurde; allein unter dieſer gemeinen Hülle verrieth ſich immer deutlicher eine große Seele, ein edles Gemüth und das feine ritterliche Benehmen eines Weltmannes, das nur ſchlecht ſich verhehlen ließ.

Violetta hatte keine andere Erziehung als die des Herzens genoſſen; aber es gibt bevorzugte Seelen, welche, ſo zu ſagen, errathen, was ſie nicht lernen konnten, und der natürliche Tact, den die Frauen beſitzen, iſt ein beſſerer Lehrmeiſter, als alle Schulregeln.

Alfredo's Umgang war für Violetta ein fortwährender Unterricht. Stets beſtrebt, in ſeinen Augen ſchön zu erſcheinen, und zwar geſchmückt mit jener Schönheit, die der Beſitz nicht vermindert und die Zeit nicht zerſtört, fühlte ſie, eine glückliche Schülerin der Liebe, daß in ihrem Inneren täglich eine neue Veränderung vorging.

Ueberglücklich war Alfredo, als er den reichen Schatz von Empfindung und Verſtand entdeckte, der im Herzen des armen Kindes verborgen lag, dem er ein neues Leben aufſchloß; es gibt aber auch keine edlere Nahrung für die Liebe, als die Macht des Gefühles im Vereine mit Bil-

dung des Verſtandes. Violetta machte in den menſchlichen Kenntniſſen, die den Geiſt überhaupt veredeln und beſonders die weibliche Erziehung befördern, unglaublich ſchnelle Fortſchritte. Geſchichte, Muſik, Poeſie enthüllten ihr ihre heiligen Geheimniſſe; die ſchönſten Geſänge der Provençalen prägte ſie ihrem Gedächtniſſe ein; ſie gefiel ſich darin, den verborgenen Eigenſchaften der Kräuter und Pflanzen nachzuſpüren; ſie lernte den Lauf der Geſtirne, dieſer beredten Freunde liebender Seelen, beobachten, ſie lernte die wunderbaren Empfindungen kennen, die der ganzen Schöpfung, und vor allem den Sternen, den geheimnißvollen Pilgern des Himmels, Gefühl und Sprache leihen. — O wie ſchnell flogen ihr da die Tage dahin! Die Zeit, ſo träge, wenn der Schmerz ſie zählt, hat Flügel, wenn das Glück ſie aufhalten und feſſeln möchte. Verhängnißvolles Loos des Menſchenlebens!

Inzwiſchen war der Herbſt herangekommen. Schon hatte der Landmann die Reben ihrer Trauben beraubt, ſchon fingen die Bäume an ihr Laub zu verlieren, ſchon umzog ſich der Himmel mit einem grauen Schleier, und ſchärfer blies die Luft durch die dürren Hecken. Violetta, die den Frühling im Herzen trug, kümmerte ſich wenig um den Kampf der Natur. So wandelte ſie eines Vormittags die Beete des einſamen Gartens entlang, an den Freund ihres Herzens denkend, den ſie den ganzen Morgen hindurch nicht geſehen hatte.

Während ſie den Blick gegen Ivrea richtete, woher der geliebte Jüngling, immer ängſtlich erwartet, gewöhnlich zu kommen pflegte, hörte ſie plötzlich ein Geräuſch in der Nähe, und eilte in der Meinung, Alfredo ſei es, der ſie

neckend überraſchen wolle, mit einem freudigen Gruß auf den Lippen der Stelle zu. — Es war aber nicht Alfredo.

Ein Mann von unheimlichem Aeußeren war es, der die Jungfrau auf nicht beſonders feine Art grüßte und ſie bat, ſie möchte den Weg ihm zeigen, der nach Caſtellazzo führt. — „Ich bin ein Fremder," ſagte er, „und glaubte mich zwiſchen den Feldern da verirrt zu haben."

Obwohl Violetta von der Argliſt böſer Menſchen noch wenig wußte, ſo fiel es ihr doch nicht ſchwer, zu erkennen, daß dieſe Frage nur ein Vorwand ſei; deshalb antwortete ſie ihm kurz, ſie vermöge ſeinem Wunſche nicht füglich zu entſprechen, da ſie den Weg, um den er fragte, ſelbſt nicht kenne.

— „Und ſollte denn niemand hier ſein, der mir einen guten Pfad zeigen könnte? Seid Ihr denn ganz allein?" —

— „Nein Signor, ich bin nicht allein!"

— „Blitz! das dacht' ich mir gleich! — Ein ſo ſchönes Dirnlein wie Ihr ſollte keinen Wächter haben! . . ."

— „Signor, die Straße, die Ihr ſucht, geht wenigſtens gewiß nicht durch dieſen Garten, in den Ihr, ich weiß nicht wie? eingedrungen ſeid; — und wenn Ihr mir nichts anderes zu ſagen habet — "

— „Meine Straße kann mich näher zu Euch führen, als Ihr glaubt. — Kurz, man hat mir verſichert, daß ich hier einen ſchönen jungen Mann finden würde, der einmahl zu meinen Freunden gehörte, . . Ihr ſolltet wiſſen, wo er iſt . . , aber warum erröthet Ihr? — Das ſind ja bekannte Dinge . . . der junge Mann heißt Alfredo . ."

Als Violetta dieſe Worte vernahm, ward ſie von ſolcher Angſt erfaßt, daß ſie ſich am Spalier halten mußte,

um nicht umzuſinken. Der Mann, dieß bemerkend, machte Miene, ſie mit ſeinem Arme zu unterſtützen; ſie aber ſtieß ihn verächtlich zurück. — „Rührt mich nicht an," rief ſie, „rührt mich nicht an, — zurück, ſag' ich . . ."

Der Mann brach in ein rohes Gelächter aus, und that gar nicht, als ob er ſich zurückziehen wollte, als plötzlich zum Glücke für das Mädchen Alfred dazukam.

„Steht mir bei!" ſchrie die Arme, ihn erblickend, „ſteht mir bei, rettet mich vor dieſem!"

Alfredo zog ein Stilet, das er verborgen trug, und ſtürzte voll Zorn auf den Unverſchämten zu, der zurückwich, und, das Haupt verneigend, demüthig ſprach: „Signor, bedenkt, was Ihr thut!"

— „Unſeliger," rief Alfredo, den Fremden erkennend, „du hier? — du wagſt es?"

— „Verzeiht," entgegnete der andere, „ich bin nicht ohne beſondern Auftrag hier, . . und —"

— „Geh', Schurke!" verſetzte der Jüngling, „und danke Gott, daß ich meine Rechte nicht mit deinem Blute beſudeln will. Aber wehe dir, wenn du dich je wieder in der Gegend blicken läßeſt."

Dieſe beſtimmte Erklärung erwiederte der andere mit einer tiefen Verbeugung, und ſchlich ſich, ohne ein Wort zu verlieren, davon.

Wie erſtaunt und erſchrocken Violetta dieſe Scene mit anſah, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Indeß beruhigte ſie Alfredo noch einigermaßen, indem er ihr ſagte, der Fremde ſei ein übelberüchtigter Menſch, den er von Ivrea her kenne und über den er einige Gewalt habe; ſie möge weiter nichts von ihm fürchten, übrigens

würde er, zu ihrer Beruhigung für die Zukunft, unverzüglich einen Bruder jener Muhme, einen unerschrockenen und entschlossenen Mann, herbeirufen, damit er ihr Gesellschaft leiste.

Den ganzen Rest des Tages zeigte sich Alfredo heiter und fröhlich, und verlor über das unangenehme Ereigniß am Vormittage kein Wort mehr, als ob es ein Zufall gewesen wäre, der nicht die geringste Besorgniß zu erregen werth war.

Jedoch verlängerte Alfredo seinen Besuch, gegen seine Gewohnheit, bis in die Nacht hinein, und je näher der Augenblick des Abschiedes kam, desto sichtbarer verwandelte sich die Heiterkeit, die er den ganzen Tag hindurch gezeigt hatte, in schweigsame Trauer.

Violetta trug an ihrem Nacken ein silbernes Kreuzlein, das einzige Andenken von ihrer Mutter.

— „Ich möchte von dir," sprach Alfredo, „dieses Kreuzlein zum Geschenke, damit ich es immer auf meinem Herzen tragen könnte."

— „Nimm es," versetzte das Mädchen, „ich wüßte dir nichts zu geben, was mir lieber und kostbarer ist. So möge Gott dich beschützen, und meine Mutter im Himmel für uns beten!"

Alfredo nahm das Kreuz, küßte es und schwieg. Endlich nahm er Abschied, wollte aber, daß Violetta ihn bis zum Garten begleite.

Hell glänzte der Mond; der Abendstern, die Leuchte der Liebenden, strahlte ebenfalls mit bläulichem Schimmer, und schien auf seiner Bahn seinem größeren Bruder, dem Freunde des Schweigens und der Betrachtung, zu folgen. Alfredo

erhob ſeine Augen zum Himmel, und, ihn ſo rein und ruhig ſehend, ſeufzte er ſchmerzlich auf.

Dieſer Seufzer drang zu tiefſt in das Herz der traurigen Jungfrau, die nicht zweifelte, daß ihr Geliebter irgend ein verhängnißvolles Geheimniß ihr verborgen habe. Wenn ſie gleich die Geheimniſſe ihres Geliebten zu ehren pflegte und den ganzen Tag über, ſo viel als möglich, ſein Antlitz zu erheitern bemüht war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, ihm wenigſtens zitternd die Hand zu drücken, und mit blaſſem Geſicht und unſicherer Stimme ihn zu fragen: „ob ſie vielleicht wirklich von einem Unglücke bedroht wären.“

Alfredo verſetzte: „Ich hoffe, nein! Erinnere dich aber wohl deſſen, was ich dir jetzt ſage, und bewahre es jederzeit treu in deinem Herzen. Gott will uns vereint, allein die Menſchen könnten uns trennen wollen. Die Beſchlüſſe des Himmels ſind unveränderlich, aber die Verfolgungen auf Erden feiern bisweilen ihre vergänglichen Triumphe. Wenn es jemals geſchehen ſollte, daß man uns die Freiheit raubt, und daß wir in fremde Gewalt fallen, ſo ſei eingedenk, daß, wenn zwei Seelen, wie die unſerigen, von einem einzigen Wunſch, einer einzigen Hoffnung, einem einzigen Willen durchglüht ſind, Gewalt ſie zwar unterdrücken, aber nicht beſiegen kann. Und was immer für ein Ausgang kommen, was immer für eine Erniedrigung uns auferlegt, was immer für eine Scheidewand der Gewaltthat, des Verrathes und der Drohungen durch Barbaren zwiſchen uns aufgethürmt werden möge: — erhebe du deine Augen zum Himmel und erinnere dich an dieſe feierlichen Worte: „Zu jeder Zeit, an jedem Ort, in jeder Lage bleibe ich dein, immer und überall dein, unveränderlich und unbeſiegbar dein!“

Nachdem er dieß geſprochen, drückte er ihr einen Kuß auf die Stirn, und verſchwand.

5.

Seit dieſem Abende waren zwei Tage vergangen, und Alfredo war auf das Landhaus nicht zurückgekehrt.

Auch der Bruder der Muhme, der die beiden Frauen bewachen ſollte, ließ ſich nicht ſehen.

Das arme Kind, das ſeit langer Zeit keine Sonne auf- noch untergehen geſehen hatte, ohne viele Stunden an Alfredo's Seite zuzubringen, fühlte ſich von grauſamer Angſt gequält. Was ſollte ſie auch denken? Daß ein Unglück geſchehen, war gewiß, — aber was für eines? — Die liebende Jungfrau beſaß das verhängnißvolle Geſchenk einer glühenden Einbildungskraft, die zwar jedes wirkliche Glück zur Wonne ſteigert, aber auch jedes Unglück durch Uebertreibung verdoppelt. Keine unklügere Freundin für ein Herz, das liebt, als die Phantaſie; nichts iſt ſo wahnſinnig, das ſie nicht träumte, nichts ſo entſetzlich, das ſie nicht ſelbſt ſich ſchüfe.

Traurig auf dem Garten-Erker ſitzend, heftete ſie umſonſt den Blick auf den Weg, auf dem Alfredo ihr entgegenzueilen pflegte, — und ſiehe! von fern, ganz von fern erblickte ſie ein kleines Staubwölkchen. — „Er iſt's!" rief ſie, und preßte die Hand auf's Herz, wie um deſſen Schläge zu beſchwichtigen. Allein wenige Augenblicke, — und ihre Hoffnung war zu Waſſer geworden.

So vergingen alle Stunden des dritten Tages ſeit Alfredo's Abſchied; ſchreckliche Stunden, tödtliche Stun-

den, deren grauſame Qual niemand ermeſſen kann, der ähnliche nie durchlebt hat.

Schon war die Nacht angebrochen, und ſchon begann der Mond zu glänzen, und ſchon begann der Abendſtern zu flimmern, wie in der Nacht, wo Alfredo zum letzten Mahl an ihrer Seite geſtanden, und die arme Liebende erhob die Hände zum Himmel und ſchien den mitbewußten Stern zu fragen, warum denn ihr Alfredo nicht mehr an ihrer Seite ſtehe.

Auf einmahl bewegte ſich das Laub der Hecke, — es war ein einſamer Vogel, der mitten im Laube mit dem Flügelchen flatterte; und als ob er das Gefühl des Mitleids kennte, flog er auf den Erker, umkreiſ'te das Köpfchen der erſchrockenen, und ſchwang ſich dann wieder auf die Hecke zurück, aus der ganz unerwartet folgendes unheimliche Lied zu tönen ſchien:

„Von dem Schlößlein auf dem Gipfel
Glänzt ein Schimmer, matt und trüb:
Und getraut hat Violetta,
Hat ihr doch getraut, der Lieb'.

Traurig, traurig, düſter, düſter
Iſt ihr Stern hinabgetaucht,
Und ſchon naht der Unglücksmorgen,
Und die Wetterwolke raucht.

Blut'ger Kampf, ein Kampf der Rache
Iſt durch einen Seufzer da:
Fiſchermädchen, Fiſchermädchen,
Deine Leidensſtund' iſt nah!"

Dieſes Unglücksorakel, das aus dem Geſtripp einer Hecke erklang, erinnerte die arme lebhaft an das erſte, das aus den Wellen der Dora erklungen war. Dieſe ganze Nacht ſtieg weder Ruhe, noch Schlaf auf die Wimpern der Geängſtigten herab, die ſchon, beim erſten Grauen des Tages, das verhaßte Lager verließ, um auf den Erker zurückzukehren und wieder auf den Weg hinauszuſpähen, — aber wieder, ach! vergebens.

Nach mancher Stunde fruchtloſen Harrens bemerkte ſie eine Staubwolke, bald darauf erſchien ein Reiter, dann mehrere, endlich ein ganze Schaar, welche geraden Weges auf das Landhaus zuſprengten.

Der Mann zu Pferde, der an der Spitze der übrigen ritt, war niemand anderer, als der Marcheſe Giovanni di Monferrato ſelbſt. Stolz, habſüchtig, roh, hatte er ſich durch ſeine Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen bei der geſammten Bevölkerung von Ivrea verhaßt gemacht, die er den ganzen Druck ſeiner ehernen Fauſt empfinden ließ.

Das Schmettern der Jagdhörner und das Gebelle der Rüden ließen nicht zweifeln, daß es eine Jagd gelte, und zu ihrem großen Mißbehagen ſah ſich die traurig geſtimmte Violetta für mehrere Stunden ganz umlärmt von dem ausgelaſſenen Gefolge des Markgrafen. Sie hatte gehofft, daß wenigſtens die kleine Umzäunung ihres Gärtchens geachtet werden würde; allein nur zu bald ſah ſie ſich enttäuſcht, indem ein großer Theil der Ritter, und der Marcheſe ſelbſt ohne Scheu in den Hof ihres einſamen Landhauſes eindrangen und dort Halt machten. Der Lehensherr geberdete ſich, als ob er zu Hauſe wäre, und, nachdem er

einen lauernden Blick umhergeworfen, wandte er ſich zu Alfredo's Tante und ragte mit einem ſpöttiſchen Tone: „Nun, Marta, wie ſteht's? — Ihr habt ja, wie ich höre, ſeit einiger Zeit eine hübſche Verwandte bei Euch? — Führt ſie mir doch auf, — ich möchte ſie auch kennen lernen."

Marta — ſo nannte er die vorgebliche Muhme — ſtammelte einige verlegene Worte, und ſchien einen Vorwand zu ſuchen, um ſich dem Ungeſtüme des Fragenden zu entziehen. Allein der Markgraf nahm keine Entſchuldigung an, ſondern befahl ihr kurz und barſch, ihren neuen Gaſt herbeizubringen.

Von Marta geführt und ganz zitternd erſchien das Mädchen vor dem Marcheſe, der, nachdem er es eine Weile gemuſtert, zu einem ſeiner Leute ſich wendete mit den Worten: „Bei meiner Seele! du biſt ein Erzſchurke; wenn der Sperber ſein Aug' auf eine Taube wirft, ſo hat's ſeine Richtigkeit damit; — und diesmahl iſt der Schuft ſogar auf beſſere Fährte gerathen, als gewöhnlich."

Der Ehrentitel „Sperber" war ein gnädiger Scherz mit dem Namen Sparviero, deſſen Träger mit linkiſcher Verbeugung und wildem Lachen ſich dafür bedankte.

Als Violetta den Namen Sparviero hörte, erſchrak ſie über die Nebenbedeutung, die er ahnen ließ, auf's äußerſte, da ſie in dem Manne zugleich den nämlichen erkannte, der ſich an jenem Tage, wo ſie ihren Alfredo zum letzten Male ſah, heimlich in den Garten geſchlichen hatte.

„Sieh da, Gevatterin," fuhr der Marcheſe zu Marta fort, „du verbirgſt da ſolche Schmuggelwaare auf meinem Grund und Boden, und hegſt ſolches Wildpret in deinem

Hühnerhofe, ohne deinen Herrn davon in Kenntniß zu ſetzen? — In der That, du verdienteſt ... aber heute bin ich bei guter Laune und fühle mich geneigt dir zu verzeihen. Verzeih' auch du, ſchönes Kind, dieſer alten Hexe, daß ſie einen ſo ſeltſamen Schatz in dieſe Wüſtenei vergrub. Ich bin da, um dich für das Unrecht dieſes böſen Drachen zu entſchädigen. Willſt du auf mein Schloß kommen —?"

— „Nein," verſetzte Violetta freimüthig.

— „Wie, nein?" — entgegnete der Marcheſe. — „Weißt du, daß man zu mir niemahls: „Nein" ſagt? — Doch wir beide müſſen Freunde werden, darum mag ich dich nicht verdrießlich ſehen. Komm alſo, Kind, nimm Theil an unſerer Jagd, und dann führ' ich dich ſelbſt in meinen Palaſt —!"

— „In Eueren Palaſt?" — erwiederte Violetta; — „nie, nie werd' ich dorthin kommen, außer wenn man mit Gewalt mich hinſchleppt!"

— „Ach iſt's ſo?" rief der Lehensherr, höhniſch lächelnd, „ei, nun, den Gefallen kann man dir ja thun! Eine ſo wilde Dirne, wie du, wäre, wo es ſich um die Beendigung der Jagd handelt, ohnedies nur ein Hinderniß. Wohlan, Sparviero! — übergib ſie einem unſerer Leute; er ſetze ſie auf ſein Pferd, und jage mit ihr nach dem Schloſſe zurück, wo wir in einigen Stunden eintreffen werden."

Nachdem der Marcheſe dieß geſagt, ſtieg er zu Pferde, und eilte mit ſeinem ganzen Gefolge der Spur der Jäger nach.

Als er fort war, beeilte ſich Sparviero die Befehle ſeines Herrn in's Werk zu ſetzen, und ſprach mit höhniſcher Artigkeit zu Violetta: „Beliebt es, edle Dame,

uns die Ehre zu gönnen, Euch das Geleite zu geben?" — Dann winkte er einem Lanzenknechte, der ſich in der Nähe befand, und der durch Kopfnicken andeutend, daß er ihn verſtanden habe, das Mädchen raſch auf's Pferd hob, einen ſchnellen Trab über die Felder einſchlug, unbekümmert um den Jammer und die Thränen des Mädchens, über Gräben und Zäune ſetzte, und nach wenigen Minuten die Straße nach Ivrea erreichte.

„Wohin ſchleppt ihr mich?" — ſchrie die Unglückliche, vergebens mit den Armen gegen den Soldaten ſich wehrend. Dieſer ſetzte ſeinen Ritt fort, ohne ihr auch nur zu antworten, und nach vielen Thränen, vielen Seufzern und vielen in den Wind geſtreuten Bitten ſank ſie ohnmächtig in die Arme ihres Räubers zurück.

Als ſie wieder zu ſich kam, befand ſie ſich am Ufer eines Bergſtromes, und ſah den Soldaten beſchäftiget, ihr das Geſicht mit Waſſer zu beſprengen, um ſie in's Leben zurückzurufen.

Erſtaunt, dieſen Zug von Mitleid an einem rauhen Kriegsknechte wahrzunehmen, ſprach ſie ſeufzend zu ihm: — „Ihr wollt alſo nicht, daß ich ſterben ſoll?"

„Faſſet Muth," antwortete der Soldat ehrerbietig, „der Himmel wird Euch beſchützen."

Nach dieſen Worten hob er das Kind wieder auf ſeinen Gaul, und ſetzte den Weg im geſtreckten Galopp fort.

Die mitleidige Handlung des Soldaten und der Klang ſeiner Stimme hatten in dem Herzen des beängſtigten Mädchens ein Gefühl von Dankbarkeit erregt. — „Dieſer Menſch," ſprach ſie, „der mich ermahnt, auf den Himmel zu vertrauen, kann kein Böſewicht ſein!"

Alſo ſprechend erhob ſie zum erſten Mahle die Stirne zu ihrem Räuber und bemerkte zu ihrem großen Erſtaunen, daß aus dem geſchloſſenen Helmſturze desſelben eine Thräne auf ihre Wange perlte.

„O was iſt das?“ — ſprach das Kind ſüßerſchrocken zu ſich ſelbſt; — aber kaum hatte ſie Zeit, dieſe Frage an ſich ſelbſt zu thun, als die Sonne, deren Strahlen ſenkrecht auf ihr Antlitz brannten, ihr verriethen, daß der Mittag nicht mehr fern ſei. — Schon hatte der Tag faſt ſeinen halben Lauf zurückgelegt, und doch war es am früheſten Morgen geweſen, als man ſie auf der Straße nach Ivrea fortſchleppte, das ſie in kürzeſter Zeit hätten erreichen müſſen. Dann die Blicke umherſendend, ſuchte ſie ſich in der Umgebung zurechtzufinden, aber weder ein Stein, noch eine Pflanze, noch eine Hütte erinnerte ſie an die ihr wohlbekannte Stadt. Endlich zeigte ſich von fern ein Thurm, dann eine Kirche, dann ein Schloß, dann ein Dorf, — aber Ivrea war es nicht.

Und Roß und Reiter ſetzten ihren Weg in flüchtiger Haſt fort.

„Guter Gott!“ rief die Beängſtigte, „wohin führt man mich? Was hat man mit mir vor? Was für eine Gegend liegt da vor uns?“

Der Soldat gab keine Antwort, und ſprengte ſo ſchnell als möglich vorwärts.

Angekommen an der Pforte eines Schloſſes, ſtieg der Soldat vom Pferde, reichte dem Mädchen die Hand, half ihm herab, und führte es über die unbekannte Schwelle. Bevor er es aber weiter geleitete, flüſterte er ihm zu: „Violetta, ich hab' Euch in Sicherheit gebracht. Der

mir es auftrug, iſt der Sohn des Herrn von Ivrea, Alfredo di Monferrato, den ſein Vater ins Gefängniß werfen ließ; dieß Schloß gehört dem Grafen Ottone di Caſtellamonte. Er wird Euch gaſtlich aufnehmen und gegen den Zorn des Marcheſe beſchützen. Muth, Klugheit, Entſchloſſenheit, dann werdet Ihr einſt vielleicht glücklich ſein und auch vielleicht an mich Euch erinnern."

— „Und wer ſeid Ihr —?"

— „Ein armer Soldat, der den Befehlen ſeines Herrn gehorcht, und gern für Euch ſein Blut verſpritzte!"

— „Und wie nennt Ihr Euch?"

— „Toniotto!"

— „Ihr?" — ſchrie erſtaunt das Mädchen, konnte aber nichts mehr hinzufügen, da es ſich bereits angeſichts des Schloßherrn von Caſtellamonte befand, der ſeine ſchöne Schutzbefohlene freundlich aufnahm, und ein Blatt leſend, das der Soldat ihm überreichte, zu ihr ſprach: „Es iſt gut! zwar weiß ich, daß ich dadurch den Groll des Marcheſe Giovanni auf mich lade, was allerdings ein Umſtand von Wichtigkeit iſt; allein ich will meinen Freund Alfredo nicht kränken, und Ihr könnt unter meinem Dache fürderhin ſicher wohnen."

Dann zum Soldaten gewendet fügte der Graf hinzu: „Geht, und berichtet Euerem Herrn, daß ich ſeine Empfehlung werde zu achten wiſſen."

Und der Soldat entfernte ſich.

6.

Während die Tochter der Dora im Schloſſe des Grafen Ottone gegen die Verfolgungen des Marcheſe von

Monferrato ein Asyl fand, stand ihr unglücklicher Geliebter in der Festung von Ivrea auf Befehl seines unversöhnlichen Vaters unter strenger Aufsicht. Der arme Alfredo war der einzige Sohn des Marchese Giovanni di Monferrato, dessen Ehrgeiz ihm eine Braut aus vornehmen Geschlechte bestimmt hatte. Alfredo aber sträubte sich gegen eine solche Verbindung, durch die sein Vater nur seiner usurpirten Herrschaft eine Stütze zu verschaffen beabsichtigte. Ueberhaupt empfand der edle Alfredo nur allzu tief die Schmach, der Sohn eines Vaters zu sein, der nicht nur den Platz, auf dem er stand, verbrecherischer Gewaltthätigkeit verdankte, sondern außerdem auch alles that, um sich bei seinen bisher so geduldigen und gutmüthigen Unterthanen verhaßt zu machen.

Alfredo's Weigerung war für den Marchese ein Dolchstoß. Er zögerte nicht, dem Grunde derselben nachzuforschen, und erfuhr durch seine Spione, daß ein armes Fischermädchen ihn zu fesseln wußte. Seine Wuth darüber kannte keine Gränzen. Wie alle, die, weil sie mächtig sind, sich auch für klug halten, und die Gedanken und Gefühle ihrer Untergebenen nach Willkür beherrschen zu können glauben, meinte auch der Marchese in seiner Lage mit Gewalt alles ausrichten zu können. Nachdem er daher durch einen seiner Helfershelfer den Aufenthalt des armen Mädchens hatte auskundschaften lassen, sperrte er seinen Sohn in einen Thurm, befahl die Fischerin in seinen Palast zu bringen, und gedachte sie, nachdem er sie an einen Soldaten aus seinem Gefolge verheiratet hätte, mit ihm in ein entferntes Land zu schicken.

Diesen Act roher Willkür nannte der Marchese eine

politiſche Maßregel, ſo wie er in der grauſamen Einkerkerung ſeines eigenen Sohnes und in der Vermählung eines edlen Mädchen, deſſen Herz von Liebe zu einem anderen erfüllt war, mit einem gemeinen Banditen nichts anderes erblickte, als eine ſeiner gewöhnlichen ſchönen Unternehmungen.

Dem eingekerkerten Jünglinge waren die Abſichten ſeines Vaters nicht unbekannt geblieben, und mit Hülfe eines Soldaten, der zu ſeinen Wächtern gehörte, gelang es ihm, ſeine Geliebte von ſeinem Schickſale zu benachrichtigen und ihr ein Mittel zu ihrer Rettung zu verſchaffen.

Allein der Tag, an dem der Soldat die Aufträge Alfredo's vollziehen ſollte, war unglücklicherweiſe der nämliche, an dem der Marcheſe, unter dem Vorwand einer Jagd, ſich perſönlich in das von dem Mädchen bewohnte Landhaus begab, das ein Eigenthum des Marcheſe war und der ehemahligen Amme Alfredo's zum Wohnorte diente, die von Violetta für deſſen Muhme gehalten wurde.

Irgend ein Unglück vorausſehend, miſchte ſich der Soldat unter das Gefolge des Lehensherrn. Als er nun das Mädchen entführen ſah, ſetzte er im Galopp dem Räuber nach, holte ihn auf einer Stelle ein, wo die Straße an den Fuß einer Anhöhe ſich hinabſenkte, griff den Lanzenknecht an und tödtete ihn, und nahm dann, auf verborgenen Seitenwegen, die Richtung gegen Caſtellamonte, wo er, die Wirkſamkeit der Verfolger täuſchend, wie wir geſehen haben, glücklich ankam.

Der Soldat, der ſo vielen Gefahren trotzte, um die Verlaſſenen zu retten, war niemand anderer als ihr frü-

herer Bräutigam Toniotto, der freiwillig ſeinen Anſprüchen entſagt, und da er die Liebe des Mädchens ſich nicht erwerben konnte, wenigſtens ihre Erkenntlichkeit ſich zu verdienen geſchworen hatte. Solcher erhabener Opfer iſt der Menſch fähig, wenn der natürlichen Tugend ſeiner Seele nicht Stolz und falſcher Ehrgeiz hemmend in den Weg treten.

Alfredo dachte in dem finſteren Thurme, in dem er ſeit vielen Tagen ſchon ſchmachtete, nicht an ſeine eigenen Qualen; nur Violetta's Schickſal erfüllte ſein Gemüth mit dem bitterſten Schmerze. Toniotto konnte entweder nicht unbemerkt in's Schloß zurückkehren, oder, wenn zurückkehrt, keine Gelegenheit finden, ſich dem Gefangenen zu nähern. Alfredo befand ſich daher Tag und Nacht in der peinlichſten Ungewißheit.

Für einen Menſchen, der in ſeinem Innern eine unbeſiegbare Leidenſchaft trägt, der ungeſtüm das Blut in ſeinen Adern rollen fühlt, iſt Gefangenſchaft die grauſamſte aller Martern. Bewegt von einem unwiderſtehlichen Triebe nach Thätigkeit, iſt er beſchränkt auf gewöhnliche Ruhe: er will, ohne zu können; er denket, ohne zu handeln, und unnütz iſt, was er will, was er verlangt, was er hofft; ſein Wille, ſein Verlangen, ſeine Hoffnung müſſen nach dem ſich richten, was ein anderer, dem er gehorchen muß, hofft, verlangt und will. Stärke, Verſtand, Muth, Ruhm, Jugend, alle die glänzenden Eigenſchaften, um deren willen man hiernieden den Sterblichen beneidet; was frommen ſie einem Gefangenen? — Er iſt nichts als ein Automat, den ein anderer an unſichtbaren Fäden nach Belieben bewegt. Stärke, Verſtand, Muth, Ruhm, Jugend ſind für ihn vielmehr

verhängnißvolle Geſchenke, die ihn immerdar erinnern, was er ſein könnte, und was man ihn nicht ſein laſſen will.

Alle dieſe Schmerzen empfand Alfredo, ein Jüngling, würdig eines beſſeren Vaters und beſſerer Zeiten, und von der Tiefe ſeines Kerkers aus durchlief er im Gedanken alle die ſchönen Täuſchungen, mit denen er ſeine Seele in einer Zeit nährte, wo er noch von großartigen Unternehmungen, von hochherzigen Thaten und edler Bürgertugend träumte. Aber ſeine grauſamſte Marter beſtand in der Ungewißheit, in der man ihn über das Loos ſeiner Geliebten ließ. Die kurze Zeit ſeines Glückes ſchien ihm nunmehr eine qualvolle Erinnerung, die durch reizende Bilder der Vergangenheit das Elend der Gegenwart noch ſteigerte. Nach der Reihe zogen ſich an ſeiner Seele vorüber alle die Schickſale, und Worte und Handlungen, und Gedanken und Hoffnungen, und Befürchtungen und Freuden und Aengſten, aus denen das Leben der Liebenden zuſammengeſetzt iſt. Eine tödtliche Bitterkeit erfüllte ſein Herz und machte ſich durch das Auge Luft in Thränen.

So ſtand er eines Abends, das Haupt an's Gitter einer Schießſcharte des Thurmes gepreßt, durch die in ſeine traurige Wohnung ein ſchwacher Lichtſtrahl fiel. Sanft ſchimmerte der melancholiſche Mond durch einen dünnen Wolkenſchleier, welcher den der Liebe heiligen Stern nicht hinderte, von ſeinem Glanze ebenfalls ein freundlich Hell zu borgen. Die Plejaden glühten in ihrer ganzen Funkenpracht, und auf Feuerrädern fuhr der Wagen des Bootes die ſchweigſamen Bahnen der Nacht entlang. In fröhlicheren Stunden gaben die Blumen der Gärten, die Kräuter der Wieſen, die Sterne des Himmels den beiden Liebenden

Stoff zu den ſüßeſten Geſprächen; begierig nach Belehrung hing das holde Kind an den Lippen ſeines jungen Meiſters, und die ganze Schöpfung war ihm eine Offenbarung der Liebe. Doch von welchen Pfeilen fühlte der unglückliche Alfredo jetzt beim Anblicke des lachenden Himmels, dieſer hellglänzenden Geſtirne, ſein Herz durchbohrt! — — So glänzten Mond und Sterne damals, — — ſo glänzen ſie noch, — dortoben hat ſich nichts verändert, — und Alfredo, den damals die Engel des Himmels beneidet hätten, würde jetzt das Erbarmen des ärmſten Sterblichen erregen, — — und dieſe Geſtirne, die einſt für Alfredo eine vernehmliche Sprache hatten, ſind jetzt ſtumm, — umſonſt fragt er ſie mit Blicken, — ſchweigend ziehen ſie vorüber, und kennen ihn nicht mehr.

Von innerſter Angſt erdrückt, wendete der Gefangene ſein Auge vom Himmel ab und kehrte, ſeinem Schickſale fluchend, auf die Erde zurück. Aber kaum hatte er dem Gitter den Rücken gewendet, als er einen leiſen Schall, wie den eines fallenden Steines, zu vernehmen glaubte. Er ſah nun, und bemerkte auf dem Eſtrich ſeines Kerkers etwas Weißes. Es war ein Blatt, um ein Stück Eiſen gewickelt, und ſchien eben erſt vom Mauergang aus in den Kerker geworfen zu ſein.

Voll Ungeduld wickelte er das Blättchen ab, und las beim hellen Schimmer des Vollmondes folgende drei Worte: „Muth! Vertrauen! Hoffnung! — O welche Freude, dieſe drei Worte waren geſchrieben von ihrer Hand, — o unerwartetes, höchſtes Glück!

Hundertmal küßte er die Schriftzüge, hundertmal drückte er ſie an ſein Herz, und nicht mit dem Scepter der Welt

hätte der arme Gefangene in dieſer Nacht ſeine Ketten vertauſcht.

Mit der Morgenröthe erhob er ſich von ſeinem Lager, worauf ihn diesmal der Schlaf wohl kaum beſucht hatte, und heftete ſeine Augen wieder mit ſüßer Ungeduld auf das theuere Blatt. — Muth! Vertrauen! Hoffnung! las er abermal mit Entzücken, und überzeugte ſich, daß es kein trügeriſcher Traum der Nacht geweſen.

Zu gut kannte er die Züge der geliebten Hand, um nicht gewiß zu ſein, daß Violetta die drei tröſtlichen Worte geſchrieben habe. Noch war ihm aber eine andere Ueberraſchung beſtimmt. Als das Licht des Tages in den Kerker drang, und die Augen des Gefangenen das liebe Blättchen noch genauer betrachten konnte, bemerkte er, daß auch andere ganz kleine Lettern mit der Bleifeder darauf geſchrieben ſtanden. Es war nicht der gleiche Zug mit jenen drei erſten Worten, und mühſam nur vermochte er den Sinn zu enträthſeln. Nichtsdeſtoweniger gelang es ihm mit einiger Anſtrengung folgendes zu leſen: — „Bedienet Euch dieſer Feile, um das Fenſtergitter durchzuſägen. Drei Tage und zwei Nächte habt Ihr Zeit dazu. In der dritten Nacht, wenn Ihr die Thurmwache die achte Stunde rufen höret, laſſet Euch mittels Euerer Bett-Tücher vom Fenſter hinab; die Schildwache wird Euch behilflich ſein und mit Euch entfliehen.“

Mit welcher Freude Alfredo dieſe Worte las, läßt ſich nicht beſchreiben, zumal als er das Eiſen, woran das Blatt befeſtigt war, genauer unterſuchte und fand, daß es

eine Feile war, ſcharf genug, um das verhaßte Gitter, wie es ihm vorgeſchrieben war, durchzuſägen.

Drei Tage und zwei Nächte waren mehr als hinreichend, um die Arbeit zu vollenden. Gern hätte er augenblicklich Hand ans Werk gelegt, allein, in Erwägung, wie viel die geringſte Unvorſichtigkeit verderben könnte, begnügte er ſich, nur die günſtigſten Momente auf den gefährlichen Verſuch zu verwenden, um nicht durch überflüßige Eile das heißerſehnte Gelingen zu vereiteln.

Die Sache ging während jener drei Tage ſo gut von Statten, daß er in der dritten Nacht damit zu Ende war, und das Gitter weit genug ſich wegheben ließ, um einem Menſchen zur Flucht hinlänglichen Raum zu gönnen.

Der Himmel war umwölkt und günſtig zur Flucht; die Bett-Tücher lagen vorbereitet, um das Entkommen zu erleichtern; und Alfredo erwartete mit hochklopfendem Herzen das verabredete Zeichen.

O welche andere Freude auf Erden läßt ſich mit der eines Gefangenen vergleichen, welcher im Begriffe ſteht, ſeine Freiheit wieder zu erlangen! Welche andere Hoffnung macht das Herz ſo heftig ſchlagen, als die Hoffnung, unverdienten Kerkerqualen ſich zu entziehen! Der Glanz der Hoheit, der Preis des Ruhmes, der Kranz der Liebe bieten die höchſten Wonnen, aber Luft und Licht wieder zu erringen iſt ein Glück, dem kein anderes auf Erden gleich kommt.

Den Blick unbeweglich gegen den Mauergang gewendet, geſpannten Ohres, ſelbſt den Athem an ſich haltend, um ja keinen Verdacht zu erregen, ſtand Alfredo am bekannten Fenſter, den Ruf der Schildwache erwartend. Allein lange Zeit verging, und Alfredo hörte die Schritte des

Soldaten am Fuße des Thurmes, ſah von Zeit zu Zeit durch's Dunkel die Spitze einer Hellebarte, doch niemand gab ihm ein Zeichen zur Flucht, und alles ging vor ſich mit der gewöhnlichen einförmigen Regelmäßigkeit der übrigen Nächte.

Endlich ſchien die Schildwache ihren Schritt einzuhalten; es war, ob als ein leiſes Murmeln von Worten ſich vernehmen ließe, wie wenn zwei oder mehrere Perſonen heimlich miteinander ſprechen, — Alfredo horchte aufmerkſamer als je — ſein Herz klopfte ungeſtüm — — und horch! ein Ruf am Fuße des Thurmes verkündet die achte Stunde, wie es unter den Wachen des Schloſſes der Brauch war.

Da ſchiebt der Gefangene das Gitter zurück, läßt ſich ohne Zögern, mittels der zuſammengeknüpften Linnen, vom Fenſter herab, und ſpürt bald, nach kurzer Anſtrengung, den raſigen Boden unter ſeinen Füßen.

Die Schildwache ging nach wie vor auf und nieder, als ob ſie nichts bemerkt hätte, aber ein anderer Soldat trat auf Alfredo, und ſprach zu ihm: — „Hieher, Signor, und für den Fall, als Gewalt nöthig wäre, hier ein Degen und ein Dolch! Folgt mir aber um des Himmels Willen leiſ' und ſchnell!"

Alfredo erkannte Toniotto's Stimme.

Auf dem Mauergange des Thurmes befand ſich dieſer einzige Poſten, der mit den Flüchtlingen einverſtanden ſchien. Allein um aus dem Schloſſe zu entkommen war es nöthig, vom Walle ſich herabzulaſſen, über den Graben zu ſetzen, worin nur wenig Waſſer ſtand, und dann eine kleine Schanze zu erklettern, die mit Pfahlwerk in Form eines

Halbmondes verrammelt war, wo die Schloßwache ihren Hauptpoſten hatte.

Daß alle dieſe Schwierigkeiten zu überwinden ſeien, wußte Alfredo gar wohl, da ihm die Bollwerke des Schloſſes genau bekannt waren. Allein er wußte auch, daß zur Zeit, wo kein Feind vor der Feſtung lag, die Hauptwache am Pfahlgatter, auf die innern Poſten ſich verlaſſend, mit der Bewachung eines Punctes, der für jeden Ueberfall von außen unzugänglich war, es nicht allzu genau nehme, und nicht leicht vorausſetzen könne, daß ſie von innen überraſcht werden würde.

Nachdem man alſo eine Strickleiter vom Walle hinabgelaſſen und wohl befeſtiget hatte, ſtieg der Soldat voraus; ihm folgte Alfredo, dann ſtieg auch die Schildwache nach, und machte ſich mit den beiden andern auf den Weg,

Ohne Mühe durchwateten ſie den Graben und kamen auf das jenſeitige Ufer, von welchem aus ſie, gegen das Pfahlgatter zu, emporzuklettern ſich anſchickten.

Auf der Schanze fanden ſie niemand, als ſie aber in die Nähe des Gatters kamen, bemerkten ſie von weitem eine Schaar Soldaten, welche die übliche Ronde machten, um nachzuſehen, ob die Poſten wach ſeien und auf der Hauptwache alles nach Vorſchrift geſchehe.

Die drei Flüchtlinge zogen ſich ſchnell wieder gegen den Graben zurück; und da vom Wall aus gegen das Gatter hin eine Zugbrücke führte, ſo ſchlüpften ſie unter die Bogen derſelben und zwängten ſich zwiſchen die Balken, die ihr zur Stütze dienten.

Die Ronde verfolgte ihre nächtliche Muſterung. Nachdem ſie die Hauptwache unterſucht hatte, kam ſie gegen den

Wall herab, beſichtigte die Ufer des Waſſergrabens und näherte ſich der Brücke.

Die zwei verſteckten Soldaten glaubten ſich ſchon verloren; Alfredo legte die Hand an den Degen, um zur Vertheidigung bereit zu ſein; die Späher warfen einen Blick unter die Brücke — gingen vorüber, — und bemerkten nichts.

Dieſer Gefahr entronnen ſetzte Alfredo, mit ſeinen unerſchrockenen Gefährten, den Weg fort. Alles war finſter und ſtill. Die Wache gab kein Lebenszeichen, und von den entfernteren Poſten hörte man kaum den Schritt.

Am Pfahlgatter angekommen machten die Flüchtlinge ſich daran hinüberzuklettern, was bei der geringen Höhe und der Weitſchichtigkeit der Paliſſaden eben nicht ſchwierig war. Schon befand der eine der Soldaten ſich jenſeits, ſchon klammerte auch Alfredo ſich an die eiſernen Querſtangen an, als ein Allarmruf am Ende der Brücke erſcholl. Dieſem Ruf antwortet unmittelbar ein zweiter, — dann ein dritter, — dann ein vierter, und in einer Minute ſteht die ganze Hauptwache unter Waffen, — das Pfahlwerk iſt von allen Seiten umringt, die Flüchtlinge ſind entdeckt.

„Jetzt gilt's!“ ſchreit Alfredo, den Degend ziehend, und ſtürzt ſich mitten unter die Angreifer. Der Soldat, der ſchon das Gitter überſprungen hatte, will ſeine Gefährten in dem ungleichen Kampfe nicht allein laſſen und eilt zu ihrem Beiſtand herbei.

Es ſind drei gegen zehen, und die drei ſind ſiegreich, aber die zehen ſind ſchon zwanzig, dann dreißig, endlich vierzig und jeder Widerſtand iſt unmöglich geworden.

Schon liegt einer der drei Tapferen röchelnd am Boden; ſchon ſtrömt dem zweiten das Blut aus zahlreichen

Wunden, und auch Alfredo hat Bruſt und Haupt ſchon blutig . . .

„Ergebt Euch," ſchreit der Hauptmann der Truppe, „wenn Euch das Leben lieb iſt!"

Und dies rufend iſt er ſchon von Alfredo's Dolch durchbohrt, der ihm eine tiefe Wunde in die Seite riß. Jetzt wenden alle Degen ſich gegen Alfredo, und der unglückliche ſtürzt unter den feindlichen Streichen zuſammen.

7.

Während ſolches im Schloſſe vorging, wurde in der Stadt der Unwille über den Schloßherrn immer lauter und drohender.

Seine Gewaltthätigkeiten, ſeine Räubereien, ſeine offenbaren Frevel hatten alle Gränzen überſchritten. Er begnügte ſich nicht mehr damit, ſeine Hand an Hab' und Gut der Perſonen zu legen, ſondern er wagte es ſogar, die häusliche Ehre der Familie anzutaſten, und wenn eine Frau oder ein Mädchen das Unglück hatte, in den Augen des Lehensherrn ſchön zu erſcheinen, ſo gab es keine Schändlichkeit, die zu begehen er Anſtand genommen hätte, um ſeinem frevelhaften Gelüſte zu willfahren.

Auch von Violetta's Schickſale war in Ivrea einiges laut geworden. Ihre Schönheit und ihre Tugend hatten ihr die allgemeine Zuneigung erworben. Da ſie nun plötzlich aus ihrer heimiſchen Umgebung verſchwunden, ſo war es natürlich, daß man, obwohl man nichts beſtimmtes über ſie wußte, doch allgemein argwöhnte, auch ſie ſei in die Hände des gottloſen Frevlers gefallen.

Die Einzelheiten in Bezug auf Alfredo und Violetta waren nicht bekannt geworden. Es hatte nur verlautet, das Mädchen sei auf Befehl des Marcheſe entführt worden, ein Soldat habe Hand angelegt an dieſe Blume der Schönheit und Anmuth, und wahrſcheinlich dürfte lüſterne Rohheit auch gegen ſie die empörendſten Mißhandlungen ſich erlaubt haben. — Auch Alfredo's Einkerkerung konnte nicht ſo geheim gehalten werden, daß nicht einiges darüber den Leuten zu Ohren kam. Ueber die Beweggründe, welche einen Vater zu ſo ſtrengen Maßregeln gegen ſeinen Sohn vermocht haben konnten, liefen verſchiedene Gerüchte, ohne daß eines davon, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, den Wahrheit nahe kam. Nichtsdeſtoweniger flüſterte man ſich zu, daß Vater und Sohn, wie man zu ſagen pflegt, auf dem gleichen Fuße hinkten; daß beide, von Violetta's Schönheit entflammt, ganz unerwartet Nebenbuhler geworden ſeien, und daß der Vater aus Zorn und Rache ſeinen Sohn mit Einkerkerung und das Mädchen vielleicht auf noch barbariſchere Weiſe geſtraft habe.

Indeſſen brachte der Marcheſe in Erfahrung, daß Violetta bei dem Herrn Caſtellamonte Zuflucht gefunden habe. Dieſe beiden Lehensherren waren erbitterte Feinde, allein die Feindſchaften ſolcher Herren richten ſich immer nach ihren Intereſſen. Des Marcheſe di Monferrato Verlangen, das widerſpenſtige Kind in ſeine Gewalt zu bekommen, war ſo groß, daß er ſich herbeiließ, alle Forderungen des Grafen, die eben nicht gering waren, zu erfüllen, wenn er ihm nur die ſchöne Flüchtlingin auslieferte.

Glücklicherweiſe hatte man davon einige Ahnung in Caſtellamonte, wo das Mädchen ſich bereits allgemeine

Achtung und Zuneigung erworben hatte. In einer Nacht, als Violetta sich in ihr Kämmerlein zurückgezogen hatte, um der Ruhe des Schlummers zu genießen, fand sie auf ihrem Bette ein kleines Päckchen und auf demselben ein Briefchen folgenden Inhalts: — „Schöne und liebenswürdige Violetta, entfernt Euch so bald als möglich aus diesen Mauern; man geht mit einem schändlichen Plane zu Euerem Verderben um. Wenn Ihr morgen noch hier seid, so übergibt Euch der Graf den Wachen des Marchese Giovanni, die heute ankamen, um Euch nach Ivrea zu bringen. Bedient Euch dieser Kleider, um Euch den Nachstellungen Euerer Verfolger zu entziehen; erwartet aber ja nicht den Morgen, wenn Euch Freiheit und Leben lieb ist. Die Person, die dieses schreibt, will Euch wohl und wünscht Euch gerettet. Suchet nicht zu erfahren, wer es sei, und benützet den Rath, den man Euch gibt. Fliehet, Gott sei mit Euch!"

Das Mädchen gerieth bei der Durchlesung dieser Zeilen in die äußerste Bestürzung. Sie konnte an der Aufrichtigkeit des unbekannten Rathgebers um so weniger zweifeln, als der Herr von Castellamonte ihr nie besonderes Zutrauen einzuflößen vermochte.

Sie beschloß daher, der Hilfsmittel, die ihr von unbekannter Hand geboten worden, sich zu bedienen, und sich schleunigst davonzumachen. — Aber wie aus dem Castell entkommen, zumal in so später Stunde? Zu wem sollte sie ihre Zuflucht nehmen? wem sich anvertrauen?

Schon zweimal hatte sie in fremden Kleidern Toniotto besucht, und auch die wenigen Worte, welche dem eingekerkerten Alfredo so vielen Trost gewährten, waren von ihr

dem treuen Soldaten zugesteckt worden, der die Flucht ihres Geliebten aus dem Thurme veranstaltete.

Aber schon viele Tage waren vergangen, und Toniotto erschien nicht wieder.

Während sie also unschlüßig stand, trat Francesca, eine Verwandte des Brückenwächters, in's Zimmer, die, obwohl nur zu Violetta's Bedienung bestimmt, dennoch von derselben stets als eine liebe Schwester behandelt wurde. Augenblicklich hatte sich Violetta entschlossen, ihr Geheimniß dem guten und theilnehmenden Wesen zu entdecken. Und sie that recht wohl daran. Denn kaum hatte Francesca von der Gefahr ihrer Herrin Kenntniß erhalten, als sie mit herzlicher Bereitwilligkeit sich anbot, ihr, so weit sie es im Stande wäre, zu helfen. Beide waren in Kürze darüber einig, daß Violetta für diese Nacht sich in Francesca's kleiner Schlafstube verbergen solle, um beim ersten Dämmergrauen, mit deren Hilfe, von dort aus unbemerkt sich aus dem Castell zu schleichen. Und so geschah es auch.

Daß die beiden Mädchen in dieser Nacht schliefen, ist kaum glaublich; wenigstens fiel noch kaum der erste Dämmerschein durch's Fenster, als Violetta schon das Kleid eines Bauers anzog, das sich in dem erwähnten Päckchen befand, sich ihre blonden Locken abschnitt und ihr zartes Köpfchen mit dem plumpen Hut eines Viehhirten bedeckte. Francesca half ihr dabei, faßte sie, da sie kaum angekleidet war, bei der Hand, stieg aus dem Verstecke, wo sie die Nacht zugebracht, mit ihr hinab, und geleitete sie gegen die Zugbrücke, die Francesca's guter Oheim noch nicht niedergelassen hatte.

Als der alte Wächter Francesca mit einem jungen

Hirten erblickte, rief er ihr von weitem zu: „Ei was iſt das? Wohin ſo früh mit dem Störefried da an deiner Seite?“

„Dieſer Störefried,“ verſetzte das Mädchen ganz unbefangen, „iſt mein artiger Vetter von Valperga, den Ihr ja kennen ſolltet, da er mit Euch auch verwandt iſt, obwohl etwas fern. Er kam geſtern, um mir pflichtſchuldigſt mitzutheilen, daß er heut abends mit Liſa, der Tochter des Bäckers, Hochzeit zu halten gedenkt. Nun, und da werdet Ihr, Herzensoheim, als ein Mann, der weit in der Welt umherkam, kein Wunder daran finden, daß ein ſauberer Burſche, der auf Freiersfüßen geht, Eile hat, wieder heimzukommen.“

„Und deshalb,“ erwiederte der Wächter, „kommſt du, kleine Here, ſo frühzeitig einen alten Soldaten zu ſtören, der jetzt, wo ſeine Haare weiß ſind, all' die Nächte einzubringen hat, die er durchwachte, ſo lange ſein Bart ſchwarz war! — Traun, und du, blutjunger Bräutigam, kannſt das Ehejoch auch nicht erwarten! — Nu, der Himmel ſtehe dir bei, armer Junge!“

Und mit dieſen Worten ſchickte ſich der wackere Graubart an, die Brücke niederzulaſſen. Kaum war es geſchehen, als die Mädchen ſich auf den Weg machten.

„He!“ rief der Wächter, — „he, Franceſca, gehſt du auch Hochzeit machen, daß du dich ſo feſt an ihn hältſt? Mir ſcheint, du willſt ihm folgen?“

„Ei, und wenn's ſo wär',“ antwortete Franceſca, „was hättet Ihr einzuwenden, nachſichtiger Herr Oheim? — Ihr denkt doch gewiß nicht daran, mich zur Nonne zu machen? Und einen hübſchen Mann zu bekommen, das ſag' ich

unverhohlen, hoff' auch ich, — und zwar ſo bald als möglich. — Aber nun fort! Rümpft nicht die Naſe, Oheim! Vor der Hand geh' ich nicht einmal auf des Vetters Hochzeit; ich begleit' ihn nur bis zum nächſten Meierhofe, um ihm den kürzeren Fußſteig zu weiſen, und kehre dann gleich zurück."

Und ohne weitere Einwendungen abzuwarten, ſchmeichelte das ſchlaue Mädchen dem alten Oheim noch ein wenig, wandte ihm dann raſch den Rücken, und ſchritt mit ihrer bekümmerten Gefährtin ſo feſt und muthig über die Brücke, daß der gute Wächter nicht die entfernteſte Ahnung von dem Schmuggelgeſchäfte hatte, ſo unter ſeinen Augen getrieben wurde.

Die beiden Mädchen jubelten, als ſie die Wälle des Caſtells überſchritten hatten. Allein ihre Freude dauerte nicht lange, da nach einer kurzen Strecke Francesca ſich entſchließen mußte umzukehren, um ſich nicht der Mitſchuld verdächtig zu machen, und Violetta nunmehr, in der Tracht eines Bauers, auf öffentlicher Straße ſich allein befand, ohne zu wiſſen, unter welchem Dache ſie ſich verbergen ſollte, um den Nachſtellungen ihrer Verfolger zu entgehen.

Auch diesmal half ihr Francesca aus der Verlegenheit. — „Zu Valperga," ſprach ſie, „habe ich eine Anverwandte, namens Giuſeppina, die beſte Frau, die man ſich denken kann. Geht zu ihr, zeigt ihr dieſen Ring da von der Madonna di Varollo, den ſie erkennen wird, und gewiß wird ſie Euch Gaſtfreundſchaft und Beiſtand gewähren!"

Und ihr den Ring gebend, wies ſie ihr noch die Straße,

an die ſie ſich halten müßte, um nach Valperga zu kommen; dann umarmten die beiden Mädchen einander, küßten ſich zärtlich, und ſchlugen, nachdem ſie Gottes Schutze ſich empfohlen, die entgegengeſetzten Wege ein.

Ueberlegung, Liebe und das Unglück ſelbſt hatten Violetta's Seele geſtählt und ihr eine Freiheit und Entſchloſſenheit verliehen, wie man ſie beim weiblichen Geſchlechte ſelten findet. Nichtsdeſtoweniger verurſachte ihr der Zuſtand, in dem ſie ſich befand, um ſo peinlichere Angſt, als ſie ſeit vielen Tagen nichts von Alfredo gehört hatte, und den Weg noch Valperga einſchlagen, ſich immer mehr von dem Geliebten entfernen und auf alle Gelegenheit verzichten hieß, Nachrichten von ihm zu erhalten und zu ſeiner Befreiung beizutragen. Dagegen aber lief ſie Gefahr, wenn ſie die Straße nach Ivrea einſchlüge, dem Wolfe geradezu in den Rachen zu rennen. Denn Violetta wußte von Alfredo, welche Mühe der Marcheſe von Monferrato ſich gab, ſie in ſeine Fallſtricke zu locken; ſie wußte, daß es faſt unmöglich ſei, nach Ivrea zu gelangen, ohne daß die Häſcher des Marcheſe es ſchnell erführen; ſie wußte, daß ſie alsdann eingekerkert werden würde, ohne für ihren Geliebten auch nur das geringſte thun zu können. Man hätte denken ſollen, Violetta würde nach dem allen augenblicklich von Ivrea ſich abgewendet und ſobald als möglich Valperga zu erreichen geſucht haben; allein die Liebe rechnet anders als der nüchterne Verſtand, und wer je geliebt hat, wird es verzeihlich finden, daß Violetta, ungeachtet aller Gefahren, die ihr auf dem Wege nach Ivrea drohten, dennoch dieſen einſchlug. Niemand auf der Welt iſt ſo ſehr geneigt, ſich ſelbſt zu täuſchen, als Liebende; für ſie iſt nichts

ſchwer, nichts unmöglich, und was möglich und leicht iſt, ſcheint es ihnen nicht. So überredete ſich auch die liebende Violetta ohne viele Mühe, daß ſie noch in Ivrea verborgen bleiben könne, daß ſie gewiß auch dort eine theilnehmende Seele finden werde, die ihr Schutz in ihrer unglücklichen Lage verleihe, daß es ihr endlich ſogar möglich werden dürfte, von dort aus Toniotto zu benachrichtigen, um durch ihn etwas von Alfredo zu erfahren und wohl gar mit demſelben ſich zu verſtändigen.

Solche Luftſchlöſſer bauend ſchritt nun Violetta rüſtig auf Ivrea zu; nur wählte ſie, ſtatt des gewöhnlichen Weges, den minder betretenen Fußſteig, um den zweifachen Nachſtellungen, des Marcheſe di Monferrato und des Conte di Caſtellamonte, zu entgehen. Mehrere Stunden pilgerte ſie ſo, ohne auf irgend eine Gefahr zu ſtoßen. Schon ſtand die Sonne faſt im Mittag, als das Mädchen, ſich erſchöpft fühlend, im Schatten eines dichten Zaunes ſich niederlegte, um auszuruhen.

Schon hielt ſie es für ein freudiges Anzeichen, daß ihr auf der ganzen Strecke bis hieher nichts widriges begegnet war, und die Seele von ſüßer Hoffnung erfüllt, genoß ſie dieſes Augenblickes des Friedens und des Glückes, ach! eines nur allzu kurzen Augenblickes, der in das Leben der unglücklichen hineinfiel wie ein Sonnenſtrahl durch Wetterwolken.

Um den glühenden Durſt, der ſie quälte, zu ſtillen, ſammelte ſie einige Waldbeeren, deren herber Saft ſie mehr erquickte, als der kräftigſte Trank. Ihre Blicke hingen fortwährend an Ivrea, wohin ſie mit Einbruch der Nacht zu kommen hoffte. Auf den Flügeln der Phantaſie verſetzte ſie ſich ſchon mitten hinein in die alte Stadt, und glaubte bereits

ihren Alfredo zu ſehen, wie er ihr entgegeneilt, wie er mit liebender Begeiſterung ſie an ſein Herz drückt.

Während die arme Liebende ſich an dieſen ſchönen Täuſchungen weidete, wurde ſie plötzlich vom Schalle fernen Hufſchlages unangenehm überraſcht. Schnell raffte ſie ſich auf, und ſah von Caſtellamonte her eine große Staubwolke längs der Straße ſich erheben.

„Ich bin verloren!“ rief ſie voll Entſetzen aus, und verkroch ſich ſo tief als möglich in das Geſtrippe des Zaunes, ohne darauf zu achten, daß die ſpitzen Dornen ſie blutig ritzten.

Kaum hatte ſie ſich verſteckt, als ſchon die Reiter des Marcheſe und des Grafen hervorſprengten. Die arme ſah ſie nahen, und empfahl ſich dem Schutze Gottes an, denn ſie gedachte ſchon in ihren Händen zu ſein.

Glücklicher Weiſe trug der dichte Staub, der auf der Straße ſich erhob, dazu bei, den Zaun mit einem undurchdringlichen Schleier zu umhüllen. Die zitternde ſah ihre Verfolger nach einander vorüberreiten, ſie hörte ihre Worte und unterſchied deutlich, daß ſie von ihr ſprachen und unter Flüchen behaupteten, ſie könne unmöglich weit entfernt ſein.

Endlich verſchwanden die Soldaten und die verfolgte konnte aus ihrem Verſtecke hervortreten, obwohl ganz benetzt mit Blut. Dieſer Gefahr entronnen, dankte ſie ihrem Gott auf den Knieen, verließ dann den geraden Weg, und eilte quer über Felder und durch Gehölz, um nicht ein zweites Mal dieſen Häſchern in die Hände zu fallen.

So lief ſie noch mehrere Stunden. Die Soldaten hatten die Spur der unglücklichen wirklich verloren, aber ſie ſelbſt auch war ganz vom Wege abgekommen und befand ſich

zwiſchen öden Feldungen, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite ſie ſich wenden ſollte. Zudem fing der Himmel an ſich zu umwölken, und fernes Donnerrollen und einzelne Windſtöße verkündeten den baldigen Ausbruch eines ſchweren Gewitters. Violetta flüchtete ſich unter einen alten Caſtanienbaum, um ſich vor dem Regen zu ſchützen; allein der Sturm war ſo heftig und der Platzregen ſo dicht, daß der Stamm und die Aeſte eines einzigen Baumes dem Mädchen nur dürftigen Unterſtand gewährten.

Indeß war der Tag zur Neige gekommen, und die Lage der armen geſtaltete ſich immer bedenklicher. Sollte ſie ſich dazu entſchließen, die Nacht, beim Toben des Unwetters, auf freiem Felde zuzubringen, unter dem alleinigen Schutz eines alten Stammes? — Sollte ſie es wagen, dieſe armſelige Zufluchtſtätte zu verlaſſen und auf gut Glück auf einſamer Heide ein gaſtliches Dach zu ſuchen? — Unſchlüßig ſtand die arme, nicht wiſſend, welches Mittel ſie ergreifen ſollte; beide waren gleich unſicher und gefahrvoll, als plötzlich ein fürchterliches Krachen über ihrem Haupte erdröhnte, und der ſchützende Baum vom Blitze zerſplittert aufflammte.

Betäubt, aber unverletzt, ſank Violetta zuſammen. Nach längerer Zeit erholte ſie ſich wieder, und ſprang auf, um dieſe verhängnißvolle, gleichſam vom Himmel ſelbſt ihr verſagte Stätte zu verlaſſen, da war es — als ob eine klägliche Stimme zu ihren Ohren ſchallte: — „Mach' ſchnell, Violetta, mach' ſchnell; dein Alfredo ringt mit dem Tode und ſtirbt ſonſt, ohne dich zu ſehen!“

Violetta blieb erſtarrt ſtehen, ſie wußte nicht, ob es Täuſchung oder Wahrheit ſei, ob ſie eine menſchliche Stimme oder nur das Wimmern des Sturmes in den Split-

tern des Baumes gehört habe. — Doch nein! — Kein Zweifel! Beim bläulichen Schimmer des glimmenden Baumstammes und noch deutlicher beim flackernden Schein eines Blitzes erblickt sie etwas weißes, wie eine menschliche Gestalt, und, so flüchtig jener Schein auch war, so glaubte sie doch Alfredo's Züge zu erkennen . . . aber bleich . . . traurig . . . mit Thränen in den Augen — und einem Blutstreifen auf der Stirne.

— „Alfredo, bist du's?" rief das Kind zwischen Freude und Angst.

— „Mach' schnell, Violetta," wiederholte die Stimme, „mach' schnell, bevor ich sterbe."

Und hierauf hörte die arme nichts mehr, — sah nichts mehr. Das Gewitter war vorüber, der Regen hatte fast aufgehört.

Lange hatte das arme Mädchen umhergespäht, um der sonderbaren Erscheinung, die sie gehabt, auf den Grund zu kommen; aber vergebens. Ein eisiger Schauer überlief sie. Dann eilte sie wieder auf's Gerathewohl durch die Nacht dahin, über Hügel und Ebenen. Endlich stieß sie auf eine Hütte; mit verzweifelter Hast pocht sie an das Thor.

„Guten Tag, schmucker Junge, — wo zum Teufel! kommst du so früh her?" — so sprach zur Pilgerin ein Schenkbursche, der das Thor öffnete. Sie aber stürzte, ohne ihm zu antworten, in die Hütte, und warf sich halbtodt auf eine leere Bank.

Müdigkeit, Unruhe und Angst machten ihr es im ersten Augenblick unmöglich, sich umzusehen, an was für einem Ort und in was für einer Gesellschaft sie sich befände. Aber der Lärm, der sie umtobte, erweckte sie aus ihrer Betäubung

und lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf eine zahlreiche Geſellſchaft, die um einen Tiſch zechend ſaß und roher Unmäßigkeit fröhnte.

„Auf dein Wohl, Burſche!“ — ſprach einer von den Gäſten, ihr ſein Glas bis zum Rande mit Wein gefüllt hinreichend. — „Weil dich nun einmal der Satan in unſere Mitte geführt hat, ſo trink auch von unſerm Maſino. Auf die Geſundheit des Marcheſe Giovanni di Monferrato, auf daß er ſo ſpät als möglich zur Hölle fahre, uns zum Troſt und zum Troſt aller Schelme, die uns gleichen!“

Violetta erhob zitternd ihre Augen. Sie erkannte in dieſen garſtigen Frazzengeſichtern alsbald die Banditen des Marcheſe, die ſie zuerſt in Alfredo's Landhauſe geſehen hatte.

Wie dem armen Mädchen zu Muthe war, als es ſich unter dieſen wilden Geſellen ſah, läßt ſich denken. Sie faßte ſich jedoch, nahm das Glas aus der Hand des Schurken an, und ſetzte es an die Lippen.

„Sachte, ſachte!“ — ſchrie Sparviero, „eher mußt du rufen: Es lebe Marcheſe Giovanni!“

Violetta that ſich Gewalt an, um dieſen für ſie ſo ſchrecklichen Namen auszuſprechen, allein er erſtarb in ihrem Munde zu einem ſchmerzlicher Seufzer.

„Haſt du verſtanden, junger Taugenichts,“ fuhr der Scherge mit drohender Stimme fort, — „nun, wenn's mit Wein nicht geht, ſo gibt's wohl noch andere Mittel, dir ein Lebehoch für unſeren Marcheſe herauszulocken.“

„Er lebe!“ — ſchrie das Kind mit aller Anſtrengung, allein mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen, und das Glas entſank ihren Händen. Die einen lachten, die anderen ſchalten, die dritten droheten, als ſie den Wein auf den

Boden ausgegoſſen und das Glas zerſplittert ſahen. Sparviero aber fing an, ſein Auge forſchend auf das Geſicht des Jungen zu heften und ihn genauer zu betrachten. Er hätte Violetta gewiß jetzt ſchon erkannt, wenn nicht glücklicher Weiſe zwei Soldaten von ſeiner Truppe eingetreten wären, die die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, indem ſie Neuigkeiten brachten, welche der luſtigen Bande gar nicht munden wollten. Sie erzählten nämlich, daß man auf dem Lande ſowohl, als in den benachbarten Vorſtädten hin und hin kriegeriſche Bewegungen wahrnehme, und daß man hie und da die Glocken läuten höre, ein ſicheres Zeichen heimlicher Gährung unter den Bewohnern. Seit Tagesanbruch, hieß es, zeige ſich allenthalben eine feindliche Stimmung gegen Marcheſe Giovanni; ja ſelbſt in der Stadt Ivrea könnte kaum mehr die Anweſenheit zahlreicher Truppen und die drohende Nähe des wohlbemannten Caſtells einen lauten Ausbruch des Unwillens gegen den verhaßten Marcheſe verhindern.

Dieſe Kunde mußte auf Leute dieſes Gelichters, die nur dem Glücke ihres Brotgebers nachziehen, den tiefſten Eindruck hervorbringen. So laut die Stube früher war, ſo ſtill wurde ſie jetzt. Die Gläſer ruheten, die rohen Schergen verſtummten, und die Berathung, welche Partie ſie nunmehr ergreifen ſollten, war der einzige Gegenſtand ihres Geſpräches geworden. Allein ſie fanden nicht Zeit zum langen Reden, denn ſchon hörten ſie die Sturmglocken von Aglià anſchlagen. Die Gefahr kam immer näher. Schon rückten auch wirklich die Bewohner von Montalto, Bajro, San Martino bewaffnet gegen jene Ortſchaften aus, wo,

wie man vermuthete, die Anhänger des Marcheſe ihre Zuſammenkünfte hielten.

Da Sparviero die Seinigen nicht für zahlreich genug hielt, um der tobenden Menge Widerſtand zu leiſten, ſo ordnete er den Rückzug nach Ivrea an. Ungeſtüm brachen alle zum Abſchied auf. Doch ſelbſt mitten in dieſer Verwirrung vergaß Sparviero des zitternden Mädchens nicht, das ſich hierher geflüchtet hatte, obwohl es ſich alle Mühe gab, im Winkel der Stube unbemerkt zu bleiben. Mit roher Wildheit es beim Arme packend, rief er: „He da! — ehe wir fortziehen, haben wir beide noch eine kleine Rechnung abzuſchließen.“ — Dann zu ſeinen Cameraden gewendet ſprach er: „Was ſollen wir mit dem Spion da machen?“

„Wenn er ein Spion iſt,“ ſchrie einer von den Schurken, „ſo verdient er zu braten! In Ermangelung aber von Zeit und Feuer laſſet uns zum Spaß unſere Dolche an ſeiner Haut wetzen!“

„Tod dem Spion!“ ſchrieen jetzt alle wie aus einer Kehle, und warfen ſich mit blanken Klingen auf das arme Kind, das die Augen zum Himmel erhob und ſeine Seele Gott empfahl.

„Zurück, zurück! Bei meinem Eid, ich hab' eine wichtige Entdeckung gemacht . . . zurück!“

Dieſe gebieteriſchen Worte kamen aus Sparviero's Munde, der, die Augen noch einmal aufmerkſamer auf das Schlachtopfer richtend und von der Aehnlichkeit mit bekannten Zügen überraſcht, in dem Jungen die verfolgte Fiſcherin zu erkennen glaubte. Das war nun freilich keine Beute zum Vergeuden. Welche teufliſche Freude für den Marcheſe, das heißbegehrte Mädchen in ſeine Gewalt zu bekommen!

Des glänzendſten Lohnes gewiß, befahl er daher ſeinen Leuten, Violetta's zu ſchonen, ſie mit aller Vorſicht nach Ivrea zu führen und dem Marcheſe auszuliefern.

Eben war man im Begriffe, dieſen Befehl zu vollziehen, als plötzlich die Hütte von einer Schaar Bewaffneter umzingelt wurde, die ſich wüthend auf Sparviero und ſeine Geſellen ſtürzten, und unter dem Geſchrei: „Tod den Verräthern!“ fürchterliche und verzweifelte Hiebe führten.

Als ſich die Söldner des Marcheſe ſo ernſtlich angegriffen ſahen, mußten ſie an klug berechnete Vertheidigung denken, und, um nicht in den ſchmalen Winkeln eines niederen, zum Schutze gegen einen Sturm ſchlecht geeigneten Gebäudes eingeengt und gefangen zu werden, warfen ſie ſich auf's freie Feld, um ſich leichter einen Weg zur Flucht zu bahnen.

Sparviero ſah ein, daß es in einem ſolchen Gewirre nicht möglich wäre, ſeine Beute fortzubringen. Eben ſo wenig aber wollte er ſie fremden Händen überlaſſen. Er ſtand daher einen Augenblick unentſchloſſen, ob er ihr ſeinen Dolch in's Herz ſtoßen ſollte oder nicht. Da fiel ihm ein, daß unter dem Boden der Stube ein Kellergewölbe ſich befinde, in das eine verborgene Fallthür hinabführe. Schnell faßte er die unglückliche an, drückte an einer Feder, und hob die Diele auf.

Mit Schaudern ſtarrte Violetta in die finſtere Wohnung hinab, die für ſie beſtimmt war, und zuckte mit einem Schmerzensſchrei zurück, der ſelbſt einem wilden Thiere Mitleid eingeflößt hätte. Sparviero aber ſtieß ſie, ohne Erbarmen, über die Treppe hinab, warf die Diele wieder zu, ließ die Feder einklappen, und rief mit ſataniſchem Hohnge-

lächter: „Jetzt biſt du ſicher, ſchönes Kind; wenn wir glücklich durchkommen, holen wir dich wieder!“

Dann zog er ſeinen Degen, ſtürzte vor's Thor und öffnete ſich durch die Reihen der Kämpfenden die Bahn zur Flucht.

8.

Nach kurzem Kampfe waren die Aufſtändiſchen des Platzes Meiſter, und nahmen in den nämlichen Mauern ihr Standquartier, in denen kurz vorher die Feinde tollen Unfug getrieben hatten.

Der nächſte Morgen mußte wichtige Ereigniſſe bringen, indem von der Theilnahme, welche die Ortſchaften in Ivrea's nächſter Umgebung für die Schilderhebung an den Tag legen würden, das Gelingen des Unternehmens abhing.

Im Marcheſat Ivrea herrſchte nur eine Stimme, nur ein Wunſch. Der Haß gegen den Marcheſe Giovanni war ſo gerecht, daß man ſeinen Sturz kaum erwarten konnte. Allein Argwohn, Mißtrauen und Furcht hielten die Gemüter gefeſſelt und verzögerten die Entwickelung des blutigen Drama's.

Es war eine lange, ewige Nacht! Die erſten Strahlen der Dämmerung wollten noch immer nicht erſcheinen ... Während nun einige von der Rotte auf den Dielen lagen, um vom heißen Kampfe auszuruhen, war es ihnen, als ob aus der Tiefe bisweilen ein langer, ſchmerzlicher Seufzer emportönte. Sie fragten einander, was das wohl ſein möge, ſie legten das Ohr an, lauſchten, — und horch! wieder ließ die klägliche Stimme ſich vernehmen.

Keinen Augenblick zweifelnd, daß irgend ein Opfer der Grauſamkeit und des Verrathes da unten ſich befände, gaben ſie ſich alle Mühe den verborgenen Aufenthalt zu entdecken. Sie durchſuchten die finſterſten Winkel, die heimlichſten Ecken, alle Ritzen und Fugen, — aber vergebens. Da die Stimme fortwährend ſich hören ließ, und zwar immer lauter und dringlicher, je eifriger ſie Dielen und Wände prüften, ſo fingen ſie endlich an, die Mauern durchzuſchlagen und die Dielen aufzureißen. Ein Zufall ließ ſie die Feder entdecken, und plötzlich lag das unterirdiſche Gewölbe vor ihnen aufgedeckt, worin Violetta, ſchon zum Tode bereit, ſchmachtete.

Ein Dora-Fiſcher erkannte das Mädchen, und, da die Nachſtellungen des Marcheſe allgemein bekannt waren, ſo konnte der Anblick des unglücklichen Geſchöpfes die Verachtung und Wuth ſeiner Feinde nur ſteigern.

Nach einiger Raſt und Erholung fühlte ſich Violetta neubelebt, und da ſie ſich von Menſchen umgeben ſah, die es gut mit ihr meinten, bewaffnete auch ſie ihre Hand mit einem Degen, und rief, in ihre Mitte ſich ſtellend:

„Freunde, ich bin mit euch! Es iſt wahr, mein Arm iſt ſchwach gegen den eueren; aber ſtark fühl' ich mich an Willen, an Muth, an höchſter Begeiſterung, die mir eine Führerin ſein wird zur großen Sühnung. Um die Schaaren, die wir unter unſerem Banner verſammeln wollen, zu ermuntern, wird die Gegenwart, die Stimme und das Beiſpiel eines verfolgten Weibes, an dem der Wütherich die letzte Probe ſeiner Schändlichkeit ablegte, nicht wenig nützen. Wer bisher noch unſchlüſſig oder zaghaft war, wird einem

Weibe nicht nachſtehen wollen, wo es gilt Recht und Geſetz gegen Ungerechtigkeit und Frevel zu vertreten. Nur um eine Gnade bitt' ich Euch, — es iſt folgende: Unter den Opfern des Marcheſe Giovanni befindet ſich eines, das noch ärger mißhandelt ward, als ich, als irgend einer aus Euch: es iſt Alfredo, ſein eigener Sohn! Ihr ſtaunet, — ihr ſchüttelt das Haupt, — ihr verwundert euch, daß ich um Gnade für das Blut deſſen flehe, den unſere Waffen ſucher? Höret mich, und urtheilet. Giovanni hat ſeine Herrſcher-gewalt ſchändlich mißbraucht, Giovanni iſt ein Wütherich, der Vater iſt der Gegenſtand des gerechteſten Haſſes; aber Alfredo iſt unſchuldig an jeder Gewaltthat. Alfredo iſt in allem Giovanni's Widerſpiel; der Sohn iſt ſo edel, als der Vater böſe. Weil Alfredo einer verhaßten, nur aus Eigennutz vorgeſchlagenen Ehe ſich widerſetzte, weil er einem armen Mädchen, das er liebte, die Treue nicht brechen wollte, wurde er von ſeinem Vater in einen finſteren Thurm geworfen und behandelt wie ein Miſſethäter. Alfredo's Sache iſt die euere! Und ſo wie ich ſchwöre, euere Fahne zu tragen, und die erſte zu ſein vor eueren Reihen, ſo ſchwört auch ihr mir, zu ſchützen und zu retten des böſen Vaters wackeren Sohn, der, obwohl aus edlem Blute, doch einem Mädchen aus dem Volke treu blieb, der mir, der armen, verlaſſenen, ſeinen Schwur hielt, der mich im Augenblicke der Gefahr ſeine Braut nannte, und ſein Wort vor eueren Augen gewiſſenhaft löſen wird, ſobald ihr ſeine ſchmachvollen Ketten gelöſet haben werdet. Freunde, wollt ihr mir das ſchwören?"

— „Ja! Ja!" — ſchrieen alle einſtimmig, — „wir ſchwören es!"

„Wohlan," verſetzte das Mädchen, — „der Tag graut, — auf nach Ivrea!"

— „Auf nach Ivrea!" ſtimmten alle begeiſtert ein, und eilten, das Mädchen an der Spitze, von dannen.

9.

Violetta's Gegenwart wirkte in der That Wunder. Wo ſie erſchien, griff alles zu den Waffen. Dennoch gab es manchen harten Strauß mit den Truppen des Marcheſe zu beſtehen, die ſich in den Gebüſchen der Felder in Hinterhalt legten, und, obwohl vergeblich, dem täglich anſchwellenden Strom einen Damm entgegenzuſetzen verſuchten. Dieſe Hinderniſſe und Verzögerungen machten es den tapferen Bewohnern unmöglich, eher als am dritten Tage vor Ivrea zu rücken.

Man wußte, daß der Marcheſe, dem es keineswegs an perſönlicher Tapferkeit fehlte, dieſe Stadt, an der Spitze ſeiner Söldlinge, ſelbſt vertheidigte, ſo daß man vorausſah, die Eroberung derſelben und des Caſtells würde viel Blut koſten.

Es war beiläufig um die Mittagszeit, als die Schaaren, die ſich um Violetta geſammelt hatten, vor Ivrea ankamen. Sie fanden die Stadt im vollkommenſten Vertheidigungszuſtande, weshalb ſie am Nachmittag und in der darauffolgenden Nacht auszuruhen beſchloſſen, um zu ſehen, was am nächſten Tage zu beginnen wäre.

Gern hätte die unerſchrockene Kriegerin augenblicklich einen Sturm gegen Mauern und Thore unternehmen laſſen; allein, da die meiſten entgegengeſetzter Meinung waren und

durch übereilten Ungeſtüm Alles verderben zu können fürchteten, mußte auch ſie ſich entſchließen, bis auf den nächſten Morgen zu warten.

Auch ſie war der Erholung bedürftig, deshalb legte ſie ſich im Pfortengang einer ländlichen Kirche nieder, vor der die Truppe Halt gemacht hatte, und wünſchte, daß der Schlaf ihr durch ſanfte ſtärkende Ruhe die langen Stunden der Nacht verkürzen möge.

Allein ihr Wunſch war umſonſt. Eine unerklärliche Unruhe durchzuckte ihre Glieder, und ſie fand, als ob ſie auf Dornen läge, keine Stelle, wo ſie ſich behaglich oder auch nur ſchmerzlos fühlte. Langſam, in qualvollen Pauſen tönten von Ivrea's Dome die Stunden, welche der bekümmerten Jahre dünkten. Sie zählte ſie mit wachſender Ungeduld, bis der Hammer mit zwölf mächtigen Schlägen die Mitternacht verkündete. Bei dieſem Schalle ſenkte ſich auf ihre Augenlider ein dichter Nebel herab; ein unheimlicher Schrei dröhnte durch die Nachtluft hin, — und dem erſchöpften Mädchen ſchien endlich ein Augenblick der Ruhe gegönnt zu ſein, — wenn das Ruhe war, was ſie empfand. — Es war ihr nämlich, als ob die Pforte der Kirche, vor der ſie ihr Nachtlager aufgeſchlagen, plötzlich aufſpränge, und ihr die inneren Wände ringsum mit ſchwarzen Leichentüchern behangen zeigte.

Eine matte Lampe flackerte vor dem Altare, der den armen Seelen im Fegefeuer geweihet war, und mitten in der Kirche brannten vier Kerzen auf den vier Seiten einer Bahre, die ebenfalls mit einem Grabtuche überdeckt war.

Bei dieſem Anblicke fuhr das Mädchen erſchrocken zurück und bedeckte ſich das Antlitz mit beiden Händen, aber

ihr Blick glitt unwillkürlich weiter und ſchaudernd las es über der Bahre folgende Worte:

„Betet für die Seele des Marcheſe Alfredo di Monferrato!"

Als die unglückliche dieſe traurige Inſchrift las, fiel ſie, wie vom Blitze getroffen, ausgeſtreckt am Boden hin. Und wer weiß wie lange ſie ohne Lebenszeichen gelegen wäre, wenn nicht eine ſüße Stimme ſie beim Namen gerufen und zu ihr geſagt hätte: „Erhole dich, Violetta! Siehſt du nicht, meine ſüße Freundin, daß ich da bin, um dir zu helfen?"

Dieſe Worte waren hinreichend, die ſchwachen Glieder der liegenden neu zu beleben. Sie ſtand ohne Mühe auf, und ſah, indem ſie furchtſam um ſich blickte, die Bahre abgedeckt, und dicht daneben ihren Alfredo, der ſeine Augen voll Liebestrauer unbeweglich auf ſie heftete.

„O Alfredo, mein geliebter Alfredo!" ſchrie das Kind auf, und ſtürzte ſich in die Arme des Geliebten, — aber, gerechter Gott! er bewegte ſich nicht bei dieſer Umarmung; ſeine Augen hatten keinen Glanz, ſeine Stirne war bedeckt mit Todesbläſſe, — ſtarr war ſeine Hand, — kalt ſeine Wange . . .

Entſetzt riß die Jungfrau aus dieſer geſpenſtiſchen Umarmung ſich los, — und dann neuerdings ihren Blick auf den Geliebten richtend und die theueren Züge wiedererkennend, fühlte ſie ſich neuerdings in ſeine Arme hingezogen, — aber ſeine ſtarre Unbeweglichkeit hielt ſie zurück, und lähmte ſie vor Entſetzen.

Endlich flüſterte ſie: „Freund meiner Seele, warum

empfängſt du mich ſo? Bin ich nicht deine Geliebte? Bin ich nicht deine Braut?"

— „Ach, Violetta," antwortete Alfredo, — „warum warſt du ſo langſam? — Ich wartete auf dich Tag und Nacht, — ich rief dich zu jeder Stunde — mach' ſchnell, ſagte ich zu dir, mach' ſchnell, denn dein Freund iſt dem Tode nah', — ach! du warſt ſo langſam, und dein Freund iſt geſtorben!"

„Was ſagſt du?" verſetzte das Mädchen, — „höre ich nicht deine Stimme? ſehe ich nicht dein Antlitz? — Alfredo, laß ab, deine Geliebte ſo ſchrecklich zu prüfen. Ich bin gekommen, hörſt du, weit her gekommen bin ich, um dich wieder zu ſehen, um dich wieder zu umarmen, .. ich entfloh aus Kerkern, aus unterirdiſchen Gewölben, aus den Händen der Henker, um die deinige zu ſein; — ich fürchtete keine Gefahr, auch ich zog das Schwert, auch ich ſah Blut fließen, und wurde nicht blaß, und hatte keine Angſt, weil ich immer nur an den Augenblick dachte, der mich in deine Arme zurückführen ſollte, und jetzt, wo ich dich wiederſehe, mein Geliebter, jetzt empfängſt du mich ſo?" ...

„Meine Arme," erwiederte Alfredo, „ſind leer von Blut, mein Herz hat keine Schläge mehr, — meine Augen ſind erloſchen, — und doch liebe ich dich noch, mein himmliſches Mädchen, — aber auf Erden trennt uns das Grab, — nur im Himmel können wir uns wieder vereinigen. — Du kamſt zu ſpät ... viel zu ſpät, ... und dein Freund lebt nicht mehr!"

„Grauſamer, kannſt du ſo ſprechen? — Ich ging, ich lief, ich flog ... aber wenn die Liebe Flügel hatte, ſo haben Hinderniſſe ihr ſie gebunden; — mit bleiernen Ketten waren

meine Füße gefeſſelt.. Du hüllſt dich ein Leichentuch ——! Alfredo, mein Alfredo!"

Und während das Kind alſo jammerte, drang aus der geſchloſſenen Bahre Alfredo's Stimme und ſprach: „Der Feind iſt dir auf der Ferſe: ſteh' auf und vertheidige dich!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" hallte es von allen Seiten durch das Lager hin, auf das, vom Dunkel der Nacht begünſtiget, der Marcheſe di Monferrato einen unerwarteten Ausfall gemacht hatte.

Ueberraſcht ſprang die Kriegerin vom harten Bett empor, und ſtürzte ſich, noch triefend von kaltem Schweiß, in's Gewirre des Kampfes, der, erbittert und blutig, bis unter die Thore von Ivrea ſich hinzog.

Im Anfange errang der Marcheſe einige namhafte Vortheile, und ſeine Gegner würden leicht vernichtet worden ſein, wenn ſie den Mangel an geregelter Ordnung und kriegeriſcher Erfahrung nicht durch bewunderungswürdige Tapferkeit und vor allem durch außergewöhnliche Begeiſterung erſetzt hätten. Wenn gleich aber die Belagerer nicht die Flucht ergriffen, ſo vermochten ſie doch die Söldlinge des Marcheſe nicht zurückzudrängen. Von beiden Seiten entſpann ſich ein wüthender Kampf, der viele Stunden währte ohne entſcheidenden Erfolg weder für den einen, noch für den anderen Theil. Endlich ſchien der Sieg ſich auf des Marcheſe Seite zu neigen, ſeine Truppen erhoben bereits ein jauchzendes Triumphgeſchrei, — als plötzlich die Glocken von Ivrea Sturm zu läuten anfingen.

Bei dieſem unerwarteten Schalle ſchlug der Marcheſe ſich wüthend vor die Stirne; ſeine Anhänger erblaßten. Allein noch ſchlimmer ward ihnen zu Muthe, als ſie ver-

miſcht mit dem Schalle des geweihten Erzes zugleich das tobende Geſchrei des herbeiſtrömenden Volkes, und dazwiſchen den ſchmetternden Ruf hörten: „Tod dem Verräther! Tod ſeinen Schergen!“

Endlich hatten auch die Bürger von Ivrea der Bewegung ſich angeſchloſſen. Da ſie fanden, daß der beſte Kern der Söldlinge im Kampfe vor der Stadt begriffen ſei, war es den Bewohnern von Ivrea ein leichtes, ſich der wichtigſten Poſten in der Stadt zu verſichern und den Palaſt des Lehensherrn ſelbſt mit einer kräftigen Wache zu umgeben.

Als der Marcheſe ein ſo bedrohliches Ungewitter im Anzuge ſah, ordnete er den Rückzug an; allein einerſeits von den Landbewohnern, andererſeits von den Städtern angegriffen, vermochte er weder vorwärts zu dringen, noch ſich zurückzuziehen. So auf's äußerſte gebracht, macht er, gleich einem Tieger, der, dem Tode nahe, ſich auf die Jäger wirft und mit Klauen und Zähnen mordet, unmittelbar vor den Stadtthoren Halt, verſammelt mit Stimme und Wink alle ſeine Helfershelfer um ſich her, und ſchreit: — „Jetzt gilt es, dieſen Hunden zu zeigen, daß man Webſchiff und Pflug nicht ungeſtraft verlaſſen kann, um dem Schwert und der Hellebarte Trotz zu bieten. Vorwärts, meine Getreuen! Blut, Tod, Vernichtung über ſie, — Sieg für uns!“

„Es lebe der Marcheſe di Monferrato!“ ſchrieen ſeine Söldlinge knirſchend vor Zorn und Schande, ſich einer ſolchen Horde gegenüber zu ſehen. — „Ivrea hoch!“ ſcholl es von einer anderen Seite mit edler Begeiſterung. Bald waren beide Theile handgemein, und der Kampf entglühte mit ſolcher Erbitterung, daß in wenig Augenblicken die Ebene von Blut überſtrömt und mit Leichen bedeckt war. Der

Marcheſe di Monferrato ſprengte mitten unter den Todten umher, wie der Würgengel. Nachdem ſein Degen zerſplittert war, faßte er ſeinen Commandoſtab und führte damit ſo kräftige Streiche, daß alles vor ihm floh. — „Seht Ihr dieſe Memmen," rief er höhniſch, „ſeht Ihr, was für gewandte Beine und breite Schultern ſie haben! Zurück in deinen Stall, zurück in deine Krämerladen, elendes Geſindel, und überlaß die Waffen uns, die darin geboren ſind!" — Und mit dieſen Worten erhebt er den Stab wieder, um ihn auf die Schädel der Fliehenden niederzuſchmettern, ... aber, anſtatt wie der Blitz niederzuſauſen, ſinkt die Waffe langſam zur Erde ... aus der Seite des Kriegers ſpritzt ein Blutſtrom, ... er erblaßt ... er wankt ...

„Marcheſe Giovanni di Monferrato," ſchreit nun eine Stimme, „empfiehl deine Seele Gott! Deine Stunde iſt gekommen! Du ſtirbſt durch die Hand eines Weibes, das du tödten wollteſt!"

Nocheinmal ſchlug der Marcheſe ſein brechendes Auge auf, und ſah die Tochter der Dora mit dem Degen in der Hand, der von ſeinem Blute noch rauchte ... er ſah ſie, und wollte einen letzten Fluch ausſtoßen, ... aber die Stimme verſagte ihm, — ſein Athem ſtockte, — er ſank vom Pferd — und ſtarb.

10.

Mit des Marcheſe Tod war auch die Niederlage der Seinigen entſchieden. Jauchzend zogen die Sieger ohne Widerſtand in die Stadt ein.

Eben brach der Tag an, als die Siegesfahne auf den Mauern von Ivrea aufgepflanzt wurde.

Die erste Sorge der Sieger ging dahin, die unterirdischen Gefängnisse des Castells zu öffnen, um jene Unglücklichen zu befreien, die die Grausamkeit des Marcheſe dort begraben hielt. Und als man allen die Freiheit wieder geschenkt hatte, wollte man, daß auch nicht eine Spur mehr von diesem Neste von Missethätern übrigbleibe, warf Feuer hinein und verwandelte das alte Castell in einen Haufen Trümmern und Asche.

Der ganze Tag ward dazu verwendet, die Gesetze der Commune wieder in Wirksamkeit zu setzen und die alten heilsamen Institutionen zu erneuern. Um aber das Angedenken an dieses glorreiche Ereigniß für ewige Zeiten zu bewahren, wurde beschlossen, daß alljährlich an diesem Tage ein allgemeines Volksfest gefeiert werde. Allen Gefangenen wurde die Freiheit geschenkt. Die Söldlinge des Marcheſe verfolgte man nicht länger, sondern gestattete denselben, das Gebiet von Ivrea zu verlassen. Weil aber aller Haß der Bevölkerung einzig und allein in der Person des gebliebenen Marcheſe sich vereinigte, so wurde, um dem lange verhaltenen Grolle so vieler Menschen eine Genugthuung und dem verletzten Rechte gleichsam eine Sühnung zu gewähren, verordnet, daß der Leichnam des Marcheſe, anstatt der Ehre eines Begräbnisses zu genießen, beim Einbruche der Nacht auf einem öffentlichen Platze verbrannt und die Asche in den Wind gestreut werden sollte.

Von des Marcheſe Stamm blieb niemand übrig als sein Sohn, Alfredo .. Aber wo ist er? Man wußte, daß er in einem der Thürme des Castells eingekerkert war, und doch fand

man ihn nirgend, — alle Nachforſchungen waren vergeblich, — man dachte nicht weiter an ihn, . . und die Menge zog nach und nach ruhig ſich zurück.

Alle zogen ſich zurück, nur eine nicht, Violetta. Kaum war ſie in Ivrea angelangt, als ſie ſich um die Früchte des Sieges nicht weiter bekümmerte, ſondern nur ſuchte, nur fragte: „Wo iſt Alfredo?“ — Allein auch ſie konnte nichts anderes erfahren, als daß er im Caſtell gefangen ſaß. Und alle Winkel, alle Säle, alle Galerien, alle Höfe, alle Thürme, alle unterirdiſchen Gewölbe durchforſchte ſie auf's genaueſte, immer und immer dabei den Namen: Alfredo! rufend; aber niemand antwortete; alles blieb ſtill und grabesſtumm.

Nachdem ſie zu wiederholten Mahlen das ganze Caſtell durchlaufen hatte, vernahm ſie einen unterdrückten Seufzer und eine klägliche Bitte; und dem Tone nachgehend kam ſie in die Schloßcapelle, wo neben einer Bahre zwei Mönche und ein Soldat knieten.

Beim Anblicke dieſer Bahre ſchrie ſie laut auf: „Er iſt todt!“ — Es war ein Schrei, der aus innerſter, ſchmerzzerriſſener Seele kam.

Die Mönche blickten bei dieſem Schrei auf, und fuhren fort zu beten. Der Soldat allein erhob ſich, und das troſtloſe Mädchen erblickend, faßte er es bei der Hand und ſprach: — „Ich hoffte ihn zu retten, aber umſonſt. Die Wunden, die er davontrug, als er aus ſeinem Kerker zu entfliehen verſuchte, führten ihn langſam dem Grabe zu. Er ſtarb geſtern abends bei Sonnenuntergang, Eueren Namen ausſprechend und mich bittend, Euch dieſes ſilberne Kreuz zurückzuſtellen. Ein Kuß darauf war ſein letzter Athemzug.“

Violetta nahm das Kreuz und ſagte nichts als die

Worte: „Gott vergelte Euch, Toniotto, Euer Mitleid!“ — Dann hängte ſie das Kreuz um, und als die Sieger ſich anſchickten, das Caſtell zu zerſtören, enteilte ſie aus dieſen unſeligen Mauern und irrte umher durch die Straßen von Ivrea, dem Vater fluchend, der ſeines Sohnes Henker war.

So wandelte ſie den ganzen Tag umher, faſt außer Sinnen, die Erde mit ihren Thränen bethauend, und vergeblich den Namen Alfredo rufend.

Als die Nacht anbrach, ſah ſie das Volk ſchaarenweiſe nach dem Marktplatze eilen; auch ſie folgte faſt unwillkürlich dem wogenden Strome nach.

Auf dem Platz angekommen, erblickte ſie einen großen Scheiterhaufen, auf dem der Leichnam des Marcheſe lag, den ſie in der Schlacht getödtet hatte.

„Feuer, Feuer!“ ſchrieen jetzt alle, und ſiehe! einer der älteſten aus dem Volke trat vor, mit einer Fackel in der Hand, um den Holzſtoß anzuzünden.

„Mir dieſe Fackel!“ rief das Mädchen, ſich mitten in die Volksmaſſe ſtürzend, — „mir ziemt's, den in Aſche zu verwandeln, den ich getödtet habe; mir, am Vater zu rächen den gemordeten Sohn!“

So ſprechend entriß ſie dem Alten die brennende Fackel, und raſch wie der Blitz ſetzte ſie den Holzſtoß in Brand.

Bei dieſem Schauſpiele ſcholl tobender Lärm, und ein jauchzendes Freudengeſchrei erſchütterte die Luft.

„Das Feſt iſt noch nicht vollſtändig,“ — ſprach das Mädchen, — „wartet noch einen Augenblick!“ — Und als ſie die Lohe am feurigſten gegen Himmel wirbeln ſah, ſtürzte ſie plötzlich ſich ſelbſt hinein.

Es wäre vergeblich geweſen, ſie retten zu wollen. — In wenig Augenblicken waren ihre jugendlichen Glieder vom Feuer verzehrt, und mit der Aſche des gottloſen Wütherichs vermengte ſich die ſeines frommen Schlachtopfers.

So endete die Tochter der Dora ihr trauriges Leben, und mit der Erinnerung an ihren Tod vererbte ſich auf die Nachwelt die Erinnerung an ihre Heldenthat." —

11.

Mit dieſen Worten ſchloß der Leinweber ſeine merkwürdige Geſchichte; und da es ihm vorkam, daß er gegen die Flaſche Caluſer im Rückſtande geblieben ſei, faßte er ſie beim Halſe, und glich die Rechnung ohne Ceremonie mit einem Zuge aus.

„Sachte, ſachte, guter Freund!" rief der gelehrte Archäolog, und ſuchte ihm den Arm feſtzuhalten.

„Wie, Meiſter Barnaba," ſchrie der Weber mit zornrothem Geſicht, „nachdem ich ſo viele Worte in den Wind geſtreut, wollt Ihr mich hindern, die Gurgel anzufeuchten, die trocken iſt wie die Milz eines Wucherers?"

„Ei, trinkt bis morgen," verſetzte Meſſer Barnaba, „was kümmert's mich; aber wenn ich Euch auch erlaube, ſo viel Flaſchen, als Ihr wollt, die Hälſe zu brechen, ſo kann ich Euch doch nicht erlauben, zu gehen, bevor ich nicht die hundert Verſtöße gegen Chronologie, Chorographie, Archäologie et caetera berichtigt habe, mit denen Ihr meine Ohren gequält habt."

„Schüttet Euch aus nach Herzensluſt, Meiſter Bar-

naba, — Euer Wein iſt ſo köſtlich, daß er mich auf alle Chronologien der Welt vergeſſen läßt.“ — Und alſo ſprechend fing er an, die Flaſche vom neuen zu liebkoſen.

„Ihr müſſet alſo,“ begann Meſſer Barnaba, „vor allem wiſſen, daß es eine ſehr große Frage iſt, ob die Grafen di Caſtellamonte wirklich dazumahl die Lehenshoheit über die Beſitzungen von Cavareſe hatten; ſo wie es auch eine große Frage iſt, ob der Marcheſe di Monferrato die Herrſchaft über die Marca Ivrea allein, oder ob er ſie zur Hälfte mit Visconti beſaß; wie ferner eine große Frage, ob er in der That ein ſolcher Wütherich geweſen; desgleichen ob dies Markiſat ein unumſchränktes oder abhängiges war; — endlich eine noch größere Frage — —“

Während dieſer Fragen erhob ich mich leiſe auf die Zehenſpitzen, nahm einen Leuchter und ſchlich mich ohne alles Geräuſch in das mir angewieſene Zimmer, wo ein gutes Bett und ein geſunder Schlaf mich über alle großen Fragen des Meſſer Barnaba vertröſtete. —

Und ſchon war es wieder Morgen geworden, als ich, in den Saal zurückkehrend, meinen guten Weber, mit dem Kopf auf dem Tiſche, behaglich ſchnarchend, und meinen vortrefflichen Meiſter Barnaba noch ganz in Feuer und Flammen wegen ſeiner Fragen fand.

— „Ich berufe mich auf Euch,“ ſagte er, mich erblickend, „ſagt mir aufrichtig, ob alles, was ich bisher auseinandergeſetzt habe, nicht ſonnenklar iſt?“

„Sonnenklar,“ verſetzte ich mit einem Blick auf's Fenſter, „ſo klar, daß es nicht klarer ſein kann!“

„Nun aber fort, weil ich ſehe, daß Ihr überzeugt ſeid, — gehen wir jetzt zu Bette! Gute Nacht!“

— „Zu Bette? Gute Nacht? — — Jetzt, wo es ſchon bald Mittag iſt?“

— „Ei — ei! Es kann nicht viel über Mitternacht ſein!“

— „Aber ſeht Ihr denn nicht die Sonne?“

— „Ach — die Sonne? — Wahrhaftig! — —“

— „He — was iſt's alſo, — Mitternacht oder Mittag?“

Der Archäolog dachte ein Bischen nach, dann ſprach er: „Auch das iſt noch eine große Frage, worüber ich eine akademiſche Denkſchrift ſchreiben werde.“

— „Gott geb' Euch ſeinen Beiſtand dazu!“

Der Leinweber ſchlief indeß ruhig weiter.

Arabiſches Sprichwort.

Wenn deine Luſt und du ſich in den Haaren liegen,
So ſtrafe im Geſpräch ſie alſogleich zu Lügen.
Sagt ſie dir: „Dieß iſt ſchwer,“ ſo ſag': Dieß iſt nicht wahr!
Und ſagt ſie: „Ruhe aus,“ ſo ſag': Warum nicht gar!
Nur wenn auf dieſe Art du Lügen ſie geſtraft,
Wirſt du ermannen dich zu hoher Thaten Kraft.

Perſiſche Lehre der Soft.

Die Seel', o Menſch! iſt des Allew'gen Hauch,
Nur Er iſt Licht und Feuer ohne Rauch.
Erd', Feuer, Waſſer, Luft ſind Element,
Das feſt beſteht und fließt und weht und brennt;
Als Funke, Tropfen, Hauch und nied'rer Staub,
Wird jedes leicht dem anderen zum Raub,
Vereinet nur gewinnen ſie die Kraft,
Die Großes wirkt und trägt und übt und ſchafft.
Das Meer, der Brand, Gebirge und der Wind
Ein jedes ein ehrwürd'ges Ganzes ſind;
Getrennt von Gott biſt du, o Menſch! ein Nichts,
Vereint mit Ihm biſt du im Quell des Licht's.

Türkiſcher Spruch.

Den Funken, den der Stahl entlocket erſt dem Kieſel,
Kann löſchen drinnen nicht der Staub, nicht Fluthgerieſel.

Anhaben können nichts die Kleinen und die Großen
Der Liebe, welche bleibt im Inneren verſchloſſen:
Doch wenn ſie nicht vermag ſich länger zu verſtecken,
So wird geſchrie'n: Gelöſcht! Es brennt an allen Ecken! —

Hammer-Purgſtall.

Eine Heiratsstiftung.

Ländliche Geschichte.

Von

Anton Ritter von Perger.

Der Weiringer Martin war ein bildhübscher Bursche. Nicht daß er eben so riesenhaft groß gewesen wäre, aber fest war sein Gestelle, wie zwei junge Fichten, und seine Schultern breit genug, daß auf jeder Achsel einer hätte sitzen können. Aber um die Hüften war er schlank und im Gehen wiegte er sich vor lauter Wohlbefinden so, daß man meinte, er wollte augenblicks zu tanzen anfangen. Im Bergaufgehen war ihm keiner gleich, und bergunter flog er mehr, als er ging. Sein Humor in der Gesellschaft war gerade der, wie man sich ihn von einem kerngesunden, vermöglichen Burschen verlangen kann. Immer lustig, immer dazu aufgelegt, das zu wagen, was andere zu thun sich nicht getrauten, und nimmer verlegen. Er und seine beiden Rappen wären selbst mit dem Teufel auf einem Kreuzwege um die Wette gefahren; denn Stock und Stein und Graben und Rain waren ihm nur ein gefundener Handel und nichts konnte ihm einen größeren Jux machen, als Sonntags einige von

ſeinen Cameraden mit ihren Dirnen ſo holterpolter davon zu fahren, daß ſie bei jedem Rinnſal fußhoch aufgeſchnellt wurden und bei jeder Straßenbiegung einen Flug aus dem Steirerwagen zu machen fürchteten. Man ſagte ihm ſogar nach, daß er mit ſeinen beiden Satanas, ſo hieß man ſeine ſpiegelhellglänzenden Rappen, einmahl von der Sulzerhöhe drei Viertelſtunden weit nur mit einem Hinterrade gefahren ſei, ohne daß es die im Wagen ſitzenden eher bemerkt hätten, als bis er vor dem Wirthshauſe zu Kaltenleutgeben anhielt, wo ſich der Wagen auf die räderloſe Seite ſenkte, und Martins Gefährten zu deſſen größtem Behagen früher an die Erde befördert wurden, als ſie daran dachten. Aber dafür ſuchte er auch in der Wirthſchaft ſeines gleichen. Er war der erſte auf und der letzte zu Bette, und bei ihm hieß es mit vollſtem Recht, „ein guter Aufſeher iſt ſo viel werth als drei Arbeiter.“

Von der andern Seite war die Toni, des reichen Hoifinger-Bauers einzige Tochter, das ſchönſte Mädchen auf zwei Tagreiſen weit. Sie war groß, ſchlank um die Mitte, aber dabei rund, wie eingegoſſen. Ihr Angeſicht war etwas länglich, aber die Wangen leuchteten im friſcheſten Roth, und lieblicheres, als ihr ſchneeweißes, kleines, rundes Kinn, konnte man ſich gar nicht denken. Schöneres aber, ſo ſchön auch alles an ihr war, gab es doch nichts, als ihre Augen, denn dieſe glänzten in dem reinſten Himmelblau, ja es ſchien, als ob zwei große, kryſtallreine Thauperlen auf neuerblühten Kornblumenblättern leuchteten. Und was dieſe Durchſichtigkeit und Helle ihrer Augen noch mehr erhöhte, waren die langen, ſchwarzbraunen Wimpern und die ſanftgezogenen, eben ſo dunklen Augenbrauen und das

rabenſchwarze Haar. Schlug die Toni ihre Augen plötzlich auf, ſo war man immer neuerdings überraſcht, wenn man es auch hundertmahl wußte, daß ſie blaue Augen hat, und es eben ſo oft geſagt hatte, daß dieſe Augen Sternen gleichen, die plötzlich durch nächtliche Wolken blinken. Hätte irgend eine Dame ein ſolches Geſchau gehabt, ſo würde ſie es gewiß weit beſſer zu benützen gewußt haben, als die Toni, die ſehr ſtill und zurückgezogen lebte, und faſt nirgends hinging, als in die Kirche oder zu einer älteren Verwandten, und die man noch nie bei einem Tanz oder bei einem Kirchtage geſehen hatte.

Der reiche Hoiſinger, früher Hauptbeſitzer eines großen, dicht an der Hauptſtraße gelegenen, vortrefflichen Steinbruches, hatte aber, da er keinen Sohn ſein nannte, ſobald ſein Weib geſtorben war, ſeinen Antheil am Steinbruche verkauft, und ſeine Aecker und Wieſen verpachtet und ſich in die Ruhe geſetzt. Seine Toni führte ihm die kleine Wirthſchaft und blieb ſein größter Stolz. Da ſich aber trotz dem, daß das Mädchen gar niemand Gelegenheit gab, ſich zu nähern, doch immer wieder kecke Burſche herzudrängten, um zu werben, ſo hatte der Alte eine eigene Weiſe angenommen, ſich dieſe vom Halſe zu ſchaffen. Sobald er nämlich gewahrte, daß wieder ein neuer Ankömmling ſeine Netze aufſtellen wolle, kam er ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen und ließ ihm, wie die Bauern ſagen, bald hinum, halb herum merken, daß er wohl errathe, weshalb er ſeine nähere Bekanntſchaft ſuche, ja er lud ihn endlich ſogar eines Sonntags zu Tiſche.

Hier wußte der Alte nun eine Menge zu erzählen, z. B. von den Franzoſenkriegen, von dem Aufgebot, wobei er

ſelbſt bis nach Kloſterneuburg mitgezogen, von den kühnen Huſaren, die Ausfälle aus der inneren Stadt in die Vorſtädte Wiens machten, um einige franzöſiſche Jäger zu Pferde niederzumetzeln, und anderes mehr. Dabei ſchenkte er dem Gaſte fleißig ein, nöthigte ihn Geſundheit zu trinken und wußte dann, ſobald er merkte, daß der werbende, der nur ſelten zu ſolchem Weine kam, warm wurde, das Geſpräch ſo geſcheidt zu wenden, daß der Freier auf einmahl mit ihm in einen Streit gerieth, in dem der Hoifinger ſich allſogleich hitzig zeigte und das, was er bei der Eröffnung einmahl behauptet hatte, mit einer ſo eiſernen Hartnäckigkeit vertheidigte, und ſich dabei, ſobald er ſeinen Gegner einmal im Garne hatte, ſo ſcharf beziehender, obgleich nie unhöflicher Worte bediente, daß der, ohnedieß vom Wein erhitzte Burſche am Ende meiſt wie toll aufſprang, ſeinen Hut nahm und auf und davon rannte.

„Siehſt du, Tonerl," ſagte er nach derlei Proben zu ſeiner Tochter, „da hätten wir wieder einen glücklich vom Halſe, der eine Speculation machen wollte. Denk' dir nur, was daraus würde, wenn ich dich einem ſolchen Burſchen zum Weibe gäbe, der ſich gleich bei dem erſten Mittagsmahle, das er bei ſeinem künftigen Schwiegervater einnimmt, tüchtig benebelt und dann mir nichts dir nichts drauf losſtreitet und in den Tiſch hineinhaut. Glaubſt du, ein ſolcher würde länger als ſechs Wochen ordentlich mit dir leben? Nein, mein Kind; ſchau nur um dich, ſchau, wie man weit und breit herum ſuchen muß, bis man auf ein halbwegs glückliches Ehepaar trifft. Meine Toni ſoll aber einen braven Mann bekommen, denn ſie verdient einen ſolchen. Und ſie wird einen ſolchen bekommen, dafür will ihr Vater ſchon

ſorgen.“ Und die Tochter, die ihr Herz durch keinen dieſer Werber bewegt fühlte, war es vollkommen zufrieden.

Begegnete der alte Hoifinger einem derlei Freier am Tage nach der Probe, ſo grüßte er ihn wieder freundlich, daß der Burſche vor Verlegenheit kein Wort hervorbringen konnte, und es nicht wieder wagte, die Schwelle des Hoifinger zu betreten, der endlich von der ganzen männlichen Jugend mit ſolcher Scheu betrachtet wurde, daß es zu den Seltenheiten gehörte, wenn ſich wieder einer von der Schönheit der Toni und dem Reichthume des Vaters verlocken ließ, in dem Hoifinger-Hauſe zu ſpeiſen.

Der Hoifinger hatte überhaupt mehrere Eigenheiten. Er trug immer einen langen grauen Rock und hohe Stiefel, wie ein Pfarrer, und als ein Zeichen von Hochmuth, wie es hieß, ein drei Schuh langes, dickes ſpaniſches Rohr mit einem ſilbernen Knopf. Er beſuchte gern die ländlichen Feſte, ging aber immer allein, oder höchſtens mit dem ehemahligen Kalkbrenner Kreiml, mit dem er früher vielen Verkehr gehabt hatte, und der ein guter Kauz war, was ſich in ſeinen ſehr kleinen, aber klaren Aeugelein deutlich zeigte. Entſtand nun bei ſolchen Feſten, wie das oft geſchieht, ein kleiner Raufhandel zum Zwiſchenſpiele, ſo war des Hoifingers größtes Vergnügen, ſich den ſtreitenden ſo nahe als möglich zu ſtellen, und, wenn alles recht in der Verwirrung war, einigen von den betheiligten, ohne Rückſicht auf die Perſon oder Partei, in aller Schnelligkeit verſchiedene „ſaftige“ Hiebe mit ſeinem ſpaniſchen Rohr herabzuziehen, und ſich dann wieder ſo ganz gelaſſen hinzuſtellen, als ob er kein Waſſer getrübt hätte. Er verzog auch keine Miene, wenn die von ihm beſchenkten verwundert ſich umſahen, und mit den

Händen den Rücken rieben und nicht wußten, ob es dieſe Schläge etwa vom Himmel geregnet habe, denn der reiche Hoifinger ſchien weit eher der Mann zu ſein, die Ordnung herzuſtellen, als ſich ein derlei Privatvergnügen zu machen, das er nach ſeiner Anſicht für ſehr geſund hielt, da er ohnedieß mit ſeinen Armen nur ſelten Bewegung machte.

Michael Kreiml, ein alter Jungherr, der auch von ſeinen eigenen Mitteln lebte, obgleich er beiweitem nicht ſo wohlhabend als der Hoifinger war, mußte bei ſolchen Gelegenheiten immer flüchten, denn er wäre eher geplatzt, als er hätte das Lachen verhalten können, und gewann ſich ſowohl durch den Beifall, den er dem behenden zollte, als durch das Schweigen, das er über die Fechtübungen desſelben beobachtete, die Zuneigung des Hoifinger, der dann auch zuweilen, wenn ſie länger bei einem Gläschen Gumpoldskirchner auffaßen, mit ſehr verzeihlicher väterlicher Eitelkeit auf ſeine liebe Toni zu reden kam; ein Gegenſtand, bei dem ſelbſt der Junggeſelle, der bei ſeinen engen Augenſpalten trefflich hervorzugucken wußte, gar gerne verweilte.

Eines Abends ſaßen ſie wieder beiſammen. Es mochte wohl ſchon hübſch ſpät ſein, denn die Thurmuhr hatte eben zuvor mindeſtens neun Schläge gethan, ohne daß ſie ſich nur Zeit genommen hätten zu zählen, denn ſie waren zu ſehr in wechſelſeitigen Betrachtungen über die reſpectiven Vortheile der Sparcaſſenſcheine, der fünfprozentigen Staatsobligationen und der erſten Hausſätze vertieft, als daß ſie auf das Hämmern der roſtigen Uhr gemerkt hätten, und zwar um ſo mehr, als ſie durch das viele Reden eine Trockenheit im Gaumen verſpürten, die nicht augenblicklich zu heben

war, da die Flaſche auf dem Tiſche auch nicht mehr einen nadelkopfgroßen Tropfen enthielt.

„Sieh doch," ſprach der Hoifinger, der ſich bei dieſem Geſpräche ſehr behaglich fühlte, „da iſt, während wir ſo reden, unſere Lampe ausgedünſtet und meine Zunge trocken geworden, wie gebackener Lehm. Soll ich nicht noch etwas Oel holen, um uns das Redewerk zu ſalben? Aber weißt du was, Nachbar," er ſtand hier auf und that, als beſänne er ſich auf etwas, „wozu ſoll ich den Wein erſt wieder heraufſchleppen, komm mit in den Keller. An der Quelle trinken, heißt wahrhaft trinken."

„Einverſtanden! vollkommen einverſtanden!" rief der wohlgemuthe Kreiml, indem der Hausherr das Talglicht aus dem Leuchter hob und es in eine Laterne ſteckte und dieſe dem Nachbar in die Hand gab.

„Stolpre nicht, Nachbar," ſprach der Hausherr, indem er die Kellerthür öffnete, „es ſind mehrere Abſätze auf der Treppe und ſie geht etwas ſteil." Kreiml aber erwiederte, daß er ſchon in den tiefſten Wiener- und Kloſterkellern geweſen ſei, und daß ihm das Hinabſteigen niemahls Gefahr gebracht hätte, was er, offenherzig bekannt, nicht ſo von dem Heraufſteigen zu ſagen im Stande wäre, da ihn dabei meiſtens eine Art von Schwindel überfiel, den er der hereinſtrömenden kalten Nachtluft oder der Einwirkung des Mondes zuſchreiben mußte, obwohl er in den Kellern, ſeines Wiſſens, nie getrunken, immer nur gekoſtet und überdieß die Vorſicht gebraucht hätte, zwiſchen jedem Koſten einen Biſſen Brot mit Salz eingerieben zu eſſen; höchſtens, daß dann und wann einige Schnitte Schinken oder ein „Argumentel"

Käſe dazwiſchen kam, die denn natürlich einer etwas ſtärkern Einfeuchtung bedurften.

„Ja, ja!“ lachte der Hoifinger, „dieſes Koſten iſt oft des Käufers Untergang beim Weinkaufe. Gar mancher, der ſich Wein einſchaffen will, koſtet ſo lange und ſo viel, bis er endlich einen Jahrgang bezahlt, der ihm jetzt kräftig genug ſcheint, und den er dann, wenn er den Wein im Hauſe hat, und ſeine Zunge wieder rein iſt, vor lauter Säure nicht trinken kann. Aber,“ und er klopfte auf einen Achteimer, „dieſer hier, Nachbar, iſt keiner von demjenigen, dem der Eſſig einen guten Morgen gibt. Den wollen wir verſuchen.“

Und er holte Heber und Glas, machte das Beil los und hob, wie er ſagte, einen mundvoll, d. h. ein Viertelmaß heraus und ließ es in das von Kreiml gehaltene Glas laufen. Der Wein ſprudelte, perlte und ziſchte, da er in das Glas ſtrömte, als ob er überſchäumen wollte. Aber gleich im nächſten Augenblicke war er wieder goldig klar und rein und ſo ruhig, wie ein ſchlafendes Kind.

„Nun, das iſt der rechte,“ rief Kreiml, deſſen Aeuglein unwillkürlich größer wurden, als er dieſe Eigenſchaften des köſtlichen Naſſes ſorgfältig beobachtete. Er prüfte jetzt nur noch „Gerüchel, Altel und Schmalzel,“ brachte zur genauen Unterſuchung etwas Wein unter die Zunge und hob dann das Glas, indem er ſprach: „Mit Verlaub, Nachbar Hoifinger, in dieſem Wein muß ich die Geſundheit deiner Tochter trinken!“

„Es gilt!“ rief der Hoifinger, der ſich vorerſt auch noch ein in der That ganz kleines Henkelgläschen füllte, aus dem er gewöhnlich koſtete, da er kein Freund von dem be-

wußten Kellerſchwindel war. „Es gilt! Und der Himmel ſchicke ihr bald einen braven Mann!“

Sie ſtießen fröhlich an.

„Alſo willſt du die Toni doch verheiraten?“ fragte der alte Junggeſelle, „es heißt ſchon allenthalben, daß du ſie keinem vergönneſt, weil du bisher alle Burſche ſo kurzweg abgeſpeiſet haſt.“

„Dummes Gerede,“ antwortete Hoifinger, indem er ſich auf den Weinbock ſetzte, — „die Leute wiſſen immer mehr von unſereinem, als man ſelbſt von ſich weiß. Oder glaubſt du denn richtig auch, Nachbar, daß ich mein Kind verſäuern laſſen und eine alte Jungfrau aus ihr machen will, vor der kein Menſch eine Achtung hat, weil ſie daſteht wie ein vermoderter Felberbaum, der im Sommer kein Laub zum Futter und im Winter kein Holz zum Brennen gibt? Ein Weib muß Weib ſein, muß einen Mann haben, an dem ihr Herz hängt, muß einen Haushalt haben, der ihr Thätigkeit gibt, und muß Kinder haben, Kinder vor allem, denn ohne Kinder gibt's keine glückliche Ehe. Kinder machen einen alt und doch wieder jung, Kinder vertreiben die Zeit, und brave Aeltern werden durch ihre eigenen Kinder wieder beſſer, weil ſie ſich vor dieſen zuſammennehmen müſſen, um kein übles Beiſpiel zu geben. Meinſt du, ich würde vor den Augen meiner Tochter auch dreinklopfen, wenn die Burſche raufen? Kurzum, die Toni wird heiraten und muß heiraten.“

„Aber warum haſt du denn alle bisherigen Werber abgewieſen?“ fragte Kreiml, „und warum ſperrſt du deiner Tochter allen weiteren Umgang mit jungen Männern ab?“

„Was deine erſte Frage anbelangt, ſo wiſſe nur, daß das lauter Geldheirater waren, denn ein junger Mann,

der in ſein Mädel wahrhaft verliebt iſt, der ſchiert ſich den Teufel um den Vater und macht nicht dieſem früher Reverenzen, bevor er noch zehn Worte mit dem Mädel geſprochen hat. Sakerlot, meine ſelige Reſi war auch aus einem guten Haus und iſt ſtreng genug gehalten worden, aber verlobt war ſie mit mir ſchon lang, eh' ihr Vater etwas davon merkte. Und was deine zweite Frage betrifft, ſo kann ich mit dem beſten Gewiſſen ſagen, daß ich der Toni gar keinen Zwang anlege. Aber es iſt ſo ihre Art, im Haus zu bleiben, und ich habe ſchon gefunden, daß ſie, wenn ſie ſich ganz unbeachtet weiß, auch immer am fröhlichſten iſt. Oft habe ich mich zu ihrer Kammerthür geſchlichen und ihr zugehört, wenn ſie allein war und in's ſingen kam. Und ſingen kann ſie dir, wie eine Lerche. Sieh, Nachbar, es gibt halt verſchiedene Naturen, ſo wie's verſchiedene Blumen gibt. Ich geh' jetzt oft und viel ſpazieren, denn der Bader von Mödling hat mir geſagt, daß ich recht bergſteigen ſoll, damit ich nicht zu dick werde, und da mach' ich denn im gehen ſo meine Betrachtungen. Schau, da gibt es dir gewiſſe Blumen, die findeſt du überall, die drängen ſich dir ſo auf und ſind ſo unvermeidlich, daß du ſie ordentlich mit Füßen treten könnteſt. Und dann kommſt du auf einmahl mitten drinnen im Wald auf einen kleinen Raſenplatz, wo vielleicht kaum zweimahl des Jahres jemand vorbeigeht, und gerade dort ſiehſt du, im Schatten der Bäume, eine einſame Blüte ſteh'n, die du nie unter den lauten Blumen geſeh'n haſt und die viel ſchöner iſt, als all' das andere Zeug. Sieh, und ſo wie es dieſen Blumen gefällt, ſtill und verborgen zu blüh'n, ſo gibt es auch ſolche Menſchen, die im Getöſe und Tumult kein beſonderes Glück finden, und zu dieſen gehört die Toni."

„Gevatter!“ meinte der Nachbar, der verwundert den Kopf wiegte, „ich weiß nicht, ist's dein Wein, der mich angreift, oder redest du wirklich anders, als sonst. Ich hab' mir immer gedacht, du bist ein Mann, der im Wald die Bäume nur darum betrachtet, weil der eine vielleicht eine schönere Klafter Holz gibt als der andere, und jetzt machst du Vergleiche, wie sie der Herr Vicar nicht besser stellen könnte.“

„Mach' doch kein solches Wesen daraus!“ entgegnete der Alte. „Wenn man kein Geschäft mehr treibt, und immer spazieren geht, fallen einem halt solche spielende Gedanken ein, ohne daß man etwas dafür kann.“

„Und hast du nicht irgend jemand auf dem Korn für dein Kind? Du sprichst mit einer gewissen Art von Sicherheit von der Heirat, die mich glauben macht, daß du eine bestimmte Absicht haben magst.“

„Nachbar,“ antwortete Hoifinger, „offen zu dir gesprochen, denn ich habe mir fest vorgenommen mit dir darüber zu reden, ich habe eine bestimmte Absicht, — verstehst du, nur eine Absicht, oder vielmehr einen Wunsch; denn der Ehstand ist kein Kasten, den man durch Hobel und Leim zusammenstellen kann. Und das Glück und die Lieb' kommen wie die Schwalben; auf einmahl sind sie da. —“

„Blitz, Nachbar!“ sprach der Kalkbrenner, „man soll nicht neugierig sein, aber hol' mich der Teufel aus diesem Keller! wenn du mich nicht neugierig gemacht hast, wie eine Pfarrersköchin. Ich kenne doch, als ein alter Spatz, weit und breit die hausgesessenen Burschen; aber wenn ich sie alle nach einander durchgehe, so fällt mir doch keiner ein, den ich mit dir zusammengespannt sehen möchte. Sag',

Nachbar, wen meinſt du? Doch nicht den Planker Joſeph von Klauſenleopoldsdorf? Er hat zwar einen Steinbruch und eine Kohlenſtätte und Wieſen —"

„Nichts da mit dem!" eiferte Hoifinger, „der hat ſich mit einem nichtsnutzigen Ding verſeſſen."

„Das glaub' ich auch," fuhr der fraglnſtige Kreiml fort; „aber was ſagſt du zum Winkler Georg von der Sulz mit ſeiner prächtigen Wirthſchaft und ſeinen zehn Kühen?"

„Dieſen ſah ich ſchon öfter Kegel ſchieben, den Schub um einen Zwanziger; nichts da, Nachbar!"

„Oder der Waldbauer Veit aus den Wolfsgräben, der iſt doch ein ordentlicher Burſch und führt ſein Holz mit ſieben Paar Pferden in die Stadt?" fragte Kreiml weiter.

„Der Veit, ſo brav er iſt, lebt mehr in der Stadt als auf dem Land. Mit dem iſt's auch nichts."

Der neugierige ſtudirte nun lange nach. Aber er konnte keinen Burſchen finden, der ihm zu taugen ſchien; denn manche waren verſchuldet, manche wieder Trinker, oder andern Leidenſchaften ergeben; wieder andere hatten ſchon ihre Ehehälfte gewählt oder waren auf Verlangen ihrer Aeltern im heiraten begriffen. Endlich ſchlug er ſich auf die Stirne und rief: „Nachbar, ich hab' ihn!"

„Nun," ſchmunzelte der Alte, „du biſt lange in der Weite herumgeirrt."

—„Erliſt in unſerem Dorf? Hab' ich recht, oder nicht?"

— „Allemahl."

— „Ein Teufelskerl, ſauber und körnig, wie eine friſche Nuß? Keck wie ein Falke, geſund und ſtark wie ein

Bär, reich und ein tüchtiger Wirthſchaftsmann? — hab' ich ihn?"

„Mir ſcheint, es ſind nicht zwei in unſerm Ort, auf die deine Fragen paſſen," erwiederte der Hoifinger, der ſich darüber freute, daß auch ein anderer die guten Eigenſchaften des von ihm erwählten anerkannte.

— „Es iſt alſo richtig der Weiringer Martin?"

— „Dieſer iſt es und kein anderer," ſprach der Meiſter, „auf ihn hab' ich mein Auge geworfen. Wild iſt er zwar und toll, und ſchiert ſich den Kuckuck um ſeine Nachbarn, aber er hat Mark in ſeinen Knochen und iſt in jenem gewiſſen Puncte ſo makellos, wie friſch gefallener Schnee."

„Angepumpt, Nachbar, du biſt auf dem Holzwege, der heiratet nicht. Ich hab' ihn ſelbſt öfter ſagen hören, daß er die Weibsleute gar nicht achte."

„Weil ſie ihm zu viel nachlaufen, weil ſie ſich wie die Kletten an ihn anhängen," eiferte Hoifinger „weil ſie ihm zeigen, wie glücklich es ſie macht, wenn er nur ein Wort mit ihnen ſpricht. Der Martin Weiringer, eben dieſer Martin, der Weiberfeind, ſoll der Mann meiner Tochter werden."

„Was, willſt du ſie ihm etwa gar antragen?" fragte der erſtaunte Nachbar.

„Antragen? Du biſt paff, Gevatter!" antwortete Hoifinger, „und weißt nicht, was du redeſt. Der Martin ſoll mit der Zeit ſchon ſelbſt kommen, das heißt, wenn es nach meinem Wunſche hinausgeht, und merk' auf, Nachbar, wenn ich in dir jenen Mann gefunden habe, den ich in dir zu finden glaubte."

„In mir?" rief lachend der immer mehr verwunderte

Junggeſelle. „Was ſoll ich mit der Heirat deiner Tochter zu thun haben? ich, der ich, wenn ich nur um zwanzig Jahre jünger wäre, ſchon längſt hinter deinem Rücken etwas angezettelt hätte, wie du mit deiner ſeligen Reſi.“

„Sei geſcheidt, Nachbar,“ nahm Hoifinger das Wort, „und höre mich an. Du brauchſt nichts von mir, denn du haſt ein Haus und Geld genug, daß du dir, wenn du die Intereſſen davon vereſſen wollteſt, ein recht paſſables Fieber auf den Hals ziehen könnteſt. Du verſtehſt auch einen Spaß, und weißt über die ſchwachen Seiten gewiſſer Leute zu ſchweigen, denen zuweilen der Arm auskommt, wenn ſich gute Gelegenheit für den Gebrauch eines drei Schuh langen ſpaniſchen Rohres zeigt. Die Hauptſache iſt aber doch die, daß du nichts von mir brauchſt und daß du meinem Töchterlein gewogen biſt, und ſollteſt du je in der Folge einmahl ein Fäßchen Herzſtärkung vor deinem Hausthor finden, ſo wirſt du es doch niemand an den Kopf werfen, weil du jemand einen großmächtigen Gefallen gethan haſt. Und dieſer Gefallen, den du mir thun wirſt, wird dir auch nicht viel mehr koſten, als etwa einen neuen Nägelbeſchlag auf deine Stiefelſohlen, denn es handelt ſich höchſtens um ein oder zwei Gänge von einem Ende des Dorfes zum anderen oder in's Wirthshaus. Uebrigens biſt du ein Faullenzer ſo gut als ich und kannſt daher deine Zeit als ehrlicher Mann gar nicht in Anſchlag bringen.“

„Du betäubſt mich mit deinem Wortſchwall, Nachbar,“ rief Kreiml. „Sag' mir kurz und gut was du willſt, und kann ich's thun, ſo kannſt du wohl glauben, daß ich's ſchon aus alter Rückſicht, wo nicht aus Freundſchaft für deine Tochter, thun werde.“

„Die Hand darauf als Mann!“ rief der Hausherr.

„Als Mann, Hand und Wort,“ antwortete Kreiml und ſchlug in die dargebotene Hand.

„Der Handel wäre eingeleitet, doch zuerſt noch etwas vom ſtaubigen,“ ſprach der offenbar ſehr befriedigte Meiſter, „etwas vom ſtaubigen, denn ohne den ſtaubigen läßt ſich kein wichtiges Geſchäft gut abmachen. Mein ſtaubiger gilt als Siegel und Brief.“

Damit nahm er die Laterne, hieß den abermahls verwunderten Kreiml einen Augenblick warten, und verlor ſich ſo weit in die Tiefe des Kellers, daß dem wartenden, der ſich nicht zu bewegen getraute, da er anzuſtoßen oder zu fallen fürchtete, das Licht der Laterne wie ein ganz kleiner Stern erſchien. Bald aber kam der Hausherr wieder zurück und brachte in ſeiner linken eine ſchwarze, ſchimmelige und ſtark beſtäubte Flaſche. Dieſe ſtellte er mit einer Art von Hochachtung auf ein Winkeltiſchchen, aus deſſen Lade er zwei feine Kelchgläschen nahm, rückte dann zwei aufgeſtellte leere Fäſſer hinzu, begann das Lob des Weines von anno eilf, ließ das wie Oel fließende Naß ſorgfältig in die Gläschen gleiten und gebot „mit Andacht“ zu trinken.

Kreiml ſog langſam, wie die Biene den Honig. Doch es iſt ſchon zu ſpät. Wir laſſen die Männer im Keller ihr Geſchäft und das weitläufige Geſpräch vollenden, deſſen Folgen uns ohnedieß werden bekannt werden, und bemerken nur daß der ehrenhafte Kalkbrenner beim endlichen Hinaufſteigen über die Kellertreppe eilig die Rockſchöße des Hausherrn ergriff, denn der zur Kellerthür hereinſcheinende Vollmond hatte ihn, wie er deutlich bemerkte, wieder etwas geblendet.

Unſere kleine Erzählung fällt in die Zeit der Heumahd, alſo in die heißen Tage des Juni, und die Bewohner des Dorfes hatten nun vollauf mit dem Hereinbringen des Futters zu thun.

Kurz vor Sonnenuntergang des Tages, der wolkenlos über die Nacht heraufgeſtiegen war, in der Kreiml, der Kalkbrenner, die ſchwindelerzeugenden Einflüſſe des Mondes geſpürt zu haben glaubte, ſaß dieſer Mann unter der Reiſighütte im Dorfwirthshauſe „zum Vorgebirg der guten Hoffnung," deſſen Aushängſchild eben ſo viel verhieß, als der Wirth gewöhnlich nicht hielt; wenigſtens konnte ſich weit und breit niemand rühmen, dort außer zur Winterszeit kaltes Bier bekommen zu haben. Kreiml kam ſo wie mancher andere Nachbar des Jahres höchſtens einige Mahle hierher und zwar einzig deshalb, um keine Feindſchaft mit dem Wirthe anfzuheben. Heute jedoch war er, wie der freundliche Leſer errathen wird, abſichtlich erſchienen, denn das Gaſthaus lag an der Straße, die auf die Wieſengründe führte, und der Weiringer Martin befand ſich, wie der Kalkbrenner wohl wußte, ſeit dem früheſten Morgen draußen, um mit ſeinen Leuten Heu zu mähen und es einzuführen. Kreiml ſaß im harzduftenden Schatten des Tannenreiſigs, hatte ſeinen Pfiff achter vor ſich ſtehen und ſein Pfeifchen, mit dem ſcherzweiſe ſogenannten „Veigerl" d. i. Zweikreuzertabak angefüllt, und wartete ganz geduldig auf die Dinge, die da kommen ſollten, oder, deutlicher geſprochen, auf die Ankunft des Martin, der, wenn er die letzte Fuhr Heu heimbrachte, ſeinen von der Sonne faſt gebratenen und vom mühſamen Aufladen des Heues ermüdeten Leuten nach alter löblicher Gewohnheit eine mächtige Pitſche Bier

aufwichste, die da von den durſtigen ſtets unter Jubel geleert wurde.

Aber die erwartete Fuhre wollte nicht kommen, und ſchon wollte dem Kreiml, der ſchon zweimahl mit ſeinem Daumnagel das Feuer auf die neugeſtopfte Pfeife gedrückt hatte, die Geduld ausgeh'n, da er noch immer keinen Wagen rollen hörte, als er plötzlich Martins Ruf vernahm:

„Heda, Wirthshaus! Schickt eueren Michel mit einer Pitſche Bier hinaus auf die Bodenwieſe, und Gläſer dazu und Brod. Aber friſch aus dem Keller muß das Bier ſein! Geſchwinde! Und mir bringt eine Halbe achter in die Grashütte und ein Stück Brod und das Salzfaß!"

Und gleich darauf erſchien der junge Mann, zum größten Vergnügen des wartenden, im Schatten der Hütte. Er warf den Hut weit von ſich weg auf den Tiſch, begrüßte den anweſenden mit einem ziemlich nachläſſigen: „Guten Abend, Herr Göd!" knüpfte ſeinen Hemdkragen auf, keuchte und blies wie einer, der ſich durch Hitze und Plage faſt aufgelöſt fühlt, und trocknete ſich den ſtrömenden Schweiß von Stirne, Nacken und Bruſt.

„Das iſt heute wieder einmahl eine Glut!" ſprach er während ſeiner Beſchäftigung mehr zu ſich ſelbſt als zu dem Kreiml. „Das Heu hat beinahe geraucht um zwei Uhr herum, und die Sonne hat ſich hergelegt, daß man geglaubt hat, jetzt und jetzt drückt ſie einen nieder. Wir müſſen morgen oder übermorgen ein Gewitter kriegen, ſonſt verſchmachten die Leute, die in den Weingärten arbeiten, und der Wald dorrt aus. Die Blätter hängen ohnedieß ſchon, wie geſelcht. — Ah, dieſe Hitze!" —

Kreiml hörte aufmerkſam zu, erwiederte aber kein

Wort, wie es alle Bauern zu machen pflegen, wenn ſie auf etwas ausgeh'n, ſondern wechſelte bloß ſeine unter der Bank gekreuzten Füße und nahm einen Schluck Wein.

„Iſt der Trunk friſch?“ fragte Martin, der nur dieſe letzte Bewegung des ſitzenden bemerkt hatte.

„Für einen ſchlechten Keller noch immer friſch genug,“ war die ausweichende Antwort, denn der Wirth konnte jeden Augenblick den von Martin verlangten Wein bringen. Und wirklich kam er ſo eben um die Ecke.

„Nun, Weiringer!“ rief er, „weshalb muß denn die Pitſche heut gar auf die Wieſe hinausgetragen werden?“

„Weil meine Leute mir ſonſt vor Durſt umfallen, und der Patſch, der Gottfriedel, eine ſchwer geladene, zwieſpännige Fuhr in den Graben geworfen hat,“ entgegnete Martin, der noch immer den Schweiß abzutrocknen beſchäftigt war, während der Wirth wieder ging, um die Abſendung des Bieres zu beſorgen. „Wenn ſich doch nur ein Lüftel rührte, daß man ſeit acht Tagen wieder einmahl friſch Athem holen könnte!“ fuhr Martin fort.

„Wie iſt denn der Gottfriedel dabei angegangen, daß er den Heuwagen umſchmiß?“ ſchaltete hier Kreiml zum erſten Mahle ein.

„Ihr kennt den Graben, der zwiſchen meiner Bodenwies' und der Straße liegt?“ erklärte Martin; „der Wagen war ſchwer geladen, und mein Knecht, der Gottfried, wollte den Schwung, den der Wagen beim Hinabfahren bekommt, zum Berganfahren benützen; anſtatt daß er aber gerade angefahren wäre, fährt er ſchräge in den Graben, und ſo bekommt der Wagen das Uebergewicht auf

der einen Seite, und jetzt liegt die ganze Beſcheerung am Boden, und muß ab- und wieder aufgeladen werden. Ich bin fortgegangen, denn mich hat die Ungeſchicklichkeit von dem Kerl zu viel geärgert. Das kommt aber daher, weil dieſe verwetterten Spitzbuben immer auf die Weibsbilder ſchauen. Ich theil' die Arbeiten ohndieß ſo ein, daß die Manns- und Weibsleute nicht zu viel dabei zuſammenkommen; aber an Tagen, wie der heutige, muß man alle Fäuſte zu Hilfe nehmen, ſonſt verzettet ſich die Zeit und die Sach'."

„Du biſt aber doch etwas gar zu ſtreng gegen die Weibsleut', Martin!" — rief Kreiml oberflächlich hin.

„Streng, meint der Göd?" antwortete Martin; „weiß denn der Göd nicht, daß ich ganz allein auf meine Wirthſchaft ſchau'n muß, und weder Weib noch Mutter hab', die mir die Dirnen in Ordnung hält? Wißt Ihr nicht ohnedieß, daß dieſen Heren nichts anderes im Kopfe ſteckt, als der Tanz, ein Burſch und eine Heirat, und daß ſie pfiffig ſind, wie die Meiſen, und den talkigen Buben das Hirn verrückt machen, eh' man die Hand umdreht? Wenn man ſie nicht für die Küh' und zum Waſchen, Kochen und Scheuern brauchte, ſo hätt' ich ſie ſchon alle zum Teufel gejagt. Und vielleicht thu' ich's noch. Was dann meine Burſchen außer Hauſe treiben, das geht mich nichts an."

„Ei mein," beſänftigte Kreiml, „du mußt halt auch ein Biſſel durch die Finger ſchau'n, biſt ja ſelbſt noch jung und wirſt ſchon auch noch deine Dummheiten machen, wie ſie noch Jeder gemacht hat."

„Nein, Vetter Göd, bei dieſem Spiele ſpiel' ich nicht mit," ſprach Martin, „ich habe Beiſpiele genug an meinen Cameraden. Es hat ſich noch jeder eingetunkt. Ich

hab's ja geseh'n, wenn ich sie und ihre Schätze mit meinen zwei Rappen auf einen Kirchtag führte; haben sie da Geld ausgegeben und aufgehaut, und sind die Weibsbilder fast zerflossen von lauter Süßigkeit, und kaum waren sie verheiratet, so ist die Zwietracht eingezogen. Ich wett' mit Euch, Göd, gar mancher, den ich taumlich gefahren habe, wollt' jetzt, ich hätt' ihn mit meinen zwei Satanas lieber zum Teufel als zum Tanzsaal geführt."

„Aber alle Tage im Jahr regnet es ja doch nicht," — erwiederte der Kalkbrenner, seinem Ziele allgemach näher rückend. „Und eine Dummheit hast du ohnedieß schon gemacht."

„Ich eine Dummheit? Was denn für eine Dummheit?" sagte Martin befremdet. „Hab' ich denn, seit ich geschcidt geworden bin, je einer einzigen einen freundlicheren guten Morgen gegeben, als der anderen? War ich nicht an Kirchtagen, wenn es mir auch hart ankam, gleichgiltig gegen alle, und hab' ich je mit einer mehr getanzt als mit der anderen?"

„Ich glaub's und geb's zu," fuhr Kreiml fort, „aber du bist halt doch in den Verruf gekommen, als wenn nur eine Baronstochter für dich gut genug wäre und alle andern zu schlecht, — und das ist die Dummheit, die ich meine."

„Und wer hat Euch denn das gesagt?" fragte Martin mit großen Augen, in deren Blicke sich Unwillen aussprach.

„Gesagt?" erwiederte der Gefragte, „muß man denn alles bestimmt sagen? Können die Leute nicht auch verblümt ihre Meinung vorbringen?"

„Aber Ihr müßt doch von irgend jemand etwas ge-

wiſſes gehört haben," meinte der junge Mann, der offenbar lebhaft wurde, „ſonſt könntet Ihr mir das nicht ſo trocken auftiſchen. Und wenn Ihr ein rechtſchaffener Nachbar ſeid, und keine Zwietracht anſtiften wollt, ſo müßt Ihr mir ſagen, was und bei wem Ihr etwas über mich gehört habt."

„Das iſt kein Geheimniß," entgegnete Kreiml, der nun ſeine Breſche eröffnet hatte. „Ich war geſtern beim Hoifinger, und das iſt doch ein Ehrenmann?"

„Wie's weit und breit keinen beſſeren gibt," bejahte Martin, der höchſt geſpannt war, und ſehr viel auf ſeine gute Nachrede hielt.

„Nun, und ſeine Tochter? Iſt an dieſer etwas auszuſetzen?" fragte der forſchende weiter.

„Mein Vetter Göd, Wahrheit bleibt Wahrheit, die Toni iſt ſchön, wie ein Bild, und es iſt kein Makel an ihr, wenn nicht der, daß ſie etwas zu ſtolz iſt und ſich nirgends blicken läßt. Aber daran iſt vielleicht auch mehr ihr Vater Schuld, als ſie ſelbſt," erwiederte Martin, indem er ſeine Augen unwillkürlich zum Boden ſchlug.

„Ich habe geſtern mit dieſen beiden genachtmahlt," fuhr der Kalkbrenner fort, „und wie denn eine Rede die andere gibt, ſo ſind wir auch auf's heiraten gekommen, und da hat die Toni ſelbſt geſagt, daß ſie am liebſten bei ihrem Vater bliebe. Das will der Alte aber nicht, denn er meint, ein braves Mädel müſſe einen braven Mann bekommen, weil es ſonſt für nichts und wieder nichts auf der Welt wäre. Nun und da war von mehreren von euch Burſchen die Rede" — hier ſtockte Kreiml, denn es wollte ihm ſchwer ankommen, etwas erfundenes zu ſagen; allein er hatte dem Hoifinger ſeinen Handſchlag gegeben, und ſo mußte

es heraus — „und zuletzt ſprachen wir auch von dir, und da wurdeſt du gelobt über den grünen Klee — aber — "

„Nun aber?" — fragte der Jüngling, den das Geſpräch mehr intereſſirte, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte. Und der Erzähler platzte mit ſeiner Geſchichte heraus:

„Aber die Toni meinte, ſie möchte dich doch am allerwenigſten haben, denn wer die Frauenzimmer gar ſo verachtet, wie du, muß ein ſehr eitler Menſch ſein und auch ſeine Mutter nicht gern gehabt haben, und wer ſeine Mutter nicht ehrt, iſt keines braven Weibes werth."

„Das alſo hat die Toni geſagt? Die einzige, die es nie der Mühe werth fand, mit unſereinem umzugehen, die einzige, die —"

„Gelt, die einzige," ergänzte Kreiml, nun ganz keck, „die dem ſauberen, reichen und kreuzbraven Weiringer Martin, um den ſich die anderen Mädeln alle Finger ablecken, noch nicht zu merken gab, daß er das Haupt und der Stern von allen Burſchen ſei, ſie, die die Ruh' im Haus und Herzen mehr werth hält, als Kirchtag und Faſching, und die in ihrem Vater ihren Abgott ſieht und keinen Mann nimmt, der nicht ſo brav und leutſelig iſt, wie dieſer, wenn er auch ſonſt arm wäre, wie eine Kirchenmaus?"

„Und hat die ſchöne Toni das alles wirklich geſagt?" fragte Martin, der auf einmahl ganz nachdenklich wurde.

„Nicht gerade ſo, wie ich es ſage," entſchuldigte ſich der Abgeſandte, „aber auch nicht viel anders."

„Um das Geld braucht ihr freilich nicht zu thun zu ſein, wie ſo vielen anderen," bemerkte Martin, der offenbar etwas gekränkt war „denn ihr Vater wiegt ſchwer genug; aber daß ſie von mir glaubt, ich ſei eitel und hätte meine Mutter

nicht geachtet, das thut mir weh' und iſt nicht in der Ordnung; und da muß der Göd" — ſetzte er nach einer Pauſe ganz ſanft hinzu, denn er fühlte ſich über den erſten Punct doch etwas getroffen — „da muß der Vetter Göd ſchon ſo gut ſein und beim Hoifinger Aufklärung geben, denn ich möchte nicht, daß man gerade im beſten Haus übel von mir denkt."

„Du biſt ein braver Kerl, Martin!" rief der Kalkbrenner, indem er ihm die Hand über den Tiſch reichte, als er ſah, wie beſcheiden der Burſche ſeinen Tadel aufnahm, über den er ihn doch auffahren zu ſeh'n erwartet hatte. — „Du biſt ein braver Kerl, und an mir ſoll's nicht fehlen. Aber aufrichtig mußt du ſein, mußt nicht immer ſo hinter dem Berge halten, mußt nicht glauben, wir Alten ſeien nicht auch einmal jung geweſen, mußt nicht glauben, daß du unſereinem einen blauen Dunſt vormachen kannſt. Oder meinſt du, du biſt unſichtbar, wenn du, trotz deiner ſonſtigen Luſtigkeit und trotz deines Fahrens, daß einem die Haare zu Berge ſteigen, oft allein in den Wald gehſt und dich umſchauſt, als ob du den geſtrigen Tag ſuchen wollteſt? Wir ſind ſelbſt hinter dem Ofen geſteckt und wiſſen wo der Bartel den Moſt holt, und ein Burſche, der ſo auf ſeine Leut' ſchaut und ſie nicht ſchindet und ihnen die Feiertage angenehm macht, wie du, der hat das Herz auf dem rechten Fleck, und wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der braucht ein braves Weib, oder er wird ein Narr. Drum ſei nicht dumm und mach' die Augen auf; wenn dich auch die Toni nicht mag, ſo gibt's doch noch genug andere auf der Welt, die einen braven Wandel haben, wenn ſie grad auch nicht ſo ſchön und ſo reich ſind, wie des Hoifinger Tochter."

Der junge Mann ſtützte ſeinen Kopf auf die linke Hand und ſchnitzelte ſchweigend mit ſeinem Brodmeſſer an dem Tiſchrand. Kreiml hatte glücklich die wunde Stelle getroffen, denn Martin war ſtolz auf ſeinen guten Ruf und wußte ſchon ſeit langer Zeit, daß ihm etwas abging, aber er hatte niemand gefunden, der ihm tauglich ſchien, die Leere ſeines Herzens auszufüllen; und ſo kühn er ſich übrigens zeigte, in dieſer Rückſicht war er doch viel ſcheuer gemacht worden, als es vielleicht nöthig geweſen wäre. Er hatte wohl und oft an die ſchöne Toni gedacht, denn ganz ungeſtraft in ihre wunderbaren Augen zu ſehen, war noch keinem gelungen, aber er wurde wirklich dahin verwöhnt, ſich entgegenkommen zu ſehen, und dann fühlte er keine Luſt, das Schickſal ſo vieler zu theilen, die beim Hoifinger ſpeiſten. Aber dieſer kluge Mann, der ſich nichts um kleine Schwänke kümmerte, wenn er das Glück ſeiner Tochter in Augen hatte, wußte den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die Toni ſtand dem Martin in jeder Hinſicht wenigſtens gleich; beide brauchten alſo weder herab- noch hinaufzuſteigen. Das Mädchen hatte, wie er gewiß wußte, noch nie einen Anflug von jenem gewiſſen Fieber gehabt, das ſchwermüthig und arbeitsſcheu macht, und beſaß ein Gemüth, das ſich zwar nicht ſchnell öffnete, in dem aber die einmahl gemachten Eindrücke unauslöſchbar feſt wurzelten. Martin, zur rechten Zeit gewiß eben ſo empfänglich, wie dieß ſtille Mädchen, war eben durch die ihm zudringlich dargebrachten ländlichen Huldigungen rein erhalten worden, denn die wahre Männlichkeit will nichts geſchenkt haben, ſondern ſich ihr Theil erringen. Es durfte alſo hier, bei den übrigens höchſt ehrenwerthen und paſſenden Umſtänden, nur der rechte Angriffs-

punct geſucht werden, und dieſen fand der vielerfahrne Vater in der kleinen Eitelkeit, die ſich nach und nach des von allen Mädchen geprieſenen und geſuchten jungen Mannes ohne ſein Wiſſen bemächtigte. Hätte der menſchenkundige Hoifinger den Martin durch Lob zu gewinnen geſucht, ſo wäre die ganze Sache gewiß ſchief gegangen, denn der junge Mann hätte die Abſicht errathen; daß man ihn aber mit dem gänzlich ungewöhnten Tadel und zwar von einer Seite und durch eine Perſon auf den Leib rückte, die er um nichts in der Welt ſich vermuthet hätte, das mußte ihn treffen, und es erſchütterte ihn auch wirklich, wie der Leſer bereits ſah.

Kreiml, der nunmehr deutlich gewahrte, daß der Zunder Feuer gefangen hatte, legte gemächlich ſeine Zeche auf den Tiſch, ſtand auf und ſchlug wieder Feuer in ſeine Pfeife, indem er den ganz nachdenklich gewordenen Martin bat, die hingelegten Groſchen dem Wirth einzuhändigen, da er gehen wolle, indem er den Hoifinger ſo eben mit ſeiner Tochter aus deſſen Obſtgarten kommen ſähe, und er Luſt hätte auf den etwas abgeſtandenen Wein einige friſche Medardi-Birnen zu eſſen.

„Nicht vergeſſen!“ rief Martin nach, als Kreiml ſich zum Gehen wandte.

„Bei Gelegenheit!“ antwortete der Kalkbrenner, der ſtarke Züge machte, um ſeine Pfeife in Glut zu bringen. „Morgen Abends bin ich beim Leutgeber; er iſt mir noch eine Fuhr Kalk rückſtändig, und das ſeh' ich ſchon, die muß ich abtrinken, denn ſonſt bekomm' ich gar nichts dafür.“ — Und der Botſchafter, höchſt zufrieden mit ſeinem Wirken

verſchwand hinter den Zwetſchkenbäumen, die rückwärts im Wirthsgarten ſtanden.

Martin blieb in Gedanken verſunken. Endlich ſchlug er mit der Fauſt in den Tiſch und rief, indem er aufſtand: „Beim Stutz! Ich weiß, daß ich ohne Weib nicht leben kann! Wozu ſtrotzte mir denn die Geſundheit in meinem Leib; wozu kletterte ich denn auf die höchſten Bäume und führe, wie der Sturmwind mit meinen Rappen, wenn ich ſo eine kalte Küche wäre! Aber daß mir gerade die Toni das nachſagt, was mir noch niemand nachgeſagt hat — das hab' ich nicht verdient. Allein ich werd' ihr's ſagen, ich werde mich rechtfertigen. Schön iſt ſie, wie eine Roſe, und rein wie ein Schneeglöckchen, und eben darum giftet es mich, daß ſie mich für einen eitlen Kerl hält." — —

Darauf nahm er ſeinen Hut und ging, ohne zu bezahlen und an Kreiml's Geld zu denken, zu ſeinen Leuten, die noch immer im Heu arbeiteten. Aber er machte, weiß der Kuckuck, warum? einen kleinen Umweg, und ging nicht an der geraden Straße, ſondern am Zaune von des Hoifingers Obſtgarten hin, wo zum Unglück eben die Toni mit einem großen Korbe voll Birnen aus der Thüre trat. Da wurde der überraſchte blutroth im Geſichte. Er ſchien grüßen und ſprechen zu wollen; als aber das Mädchen ihre Zauberaugen auf ihn richtete und lächelnd: „Guten Abend, ſtolzer Martin!" ſagte, verſchlug es ihm die Rede, er machte einen Seitenſprung und lief davon, wie ein rechter Haſenfuß.

Kreiml und Hoifinger waren ſich indeſſen im Garten begegnet, und der letztere hatte, als er den verbündeten kommen ſah, ſeine Tochter mit dem Korbe voll Bir-

nen weggeſchickt, damit er mit Kreiml ungeſtört ſprechen konnte. Eben wollte er zu fragen anfangen, als die verbündeten den Martin den Weg längs des Zaunes einſchlagen ſahen. Beide ſchwiegen, wie verabredet, und beobachteten das Mädchen und den Jüngling, die ſich einander näherten, ohne es zu ahnen, und die ſich nach der Strecke des Weges und der verſchiedenen Größe ihrer Schritte beurtheilt, wenn es glückte, noch treffen konnten; was denn auch wirklich geſchah. Als dann der alte den Seitenſprung bemerkte, den Martin machte, klopfte er ſeinen Freund auf die Achſel und rief: — „Kreiml, du verfluchter Kreiml, du wirſt mich noch um ſo viel von meinem ſtaubigen bringen, daß zur Hochzeit nichts von ihm übrig bleibt. Ich ſehe, du haſt dich wacker aufgeführt, denn früher ging der Burſch immer an ihr vorüber, wie an einem ſchön gemalten Wegweiſer."

„Es macht ſich," — antwortete der Kalkbrenner, indem er erzählte und dann ſelbſtzufrieden lächelte, „obwohl mir das Auplauſchen etwas ſchwer wurde. Zum Glück war es aber nicht von langer Dauer, denn der Martin hing ſogleich, wie der Fiſch an der Angel. Nun, Vetter, ſo weit wär' es; aber was haſt denn du ausgerichtet?"

„Alles in Ordnung," verſetzte Hoiſinger ernſt. „Meine Tochter liebt noch keinen anderen Burſchen und wird dem Martin nicht entgegen ſein, wenn er ſich ihr ehrenhaft nähert. Uebrigens" — ſetzte er freundlich hinzu — „glaubſt du, ihre blauen Augen könnten nicht unterſcheiden, welches der hübſcheſte Burſche wäre, oder der ſolide Ruf eines jungen Mannes hätte keinen Werth für ſie? Von meiner Seite iſt der Grund gelegt. Ich hab' ihr heut nach

dem Essen alles klar und deutlich auseinandergesetzt, habe ihr gesagt, daß ich alt bin und vermuthlich früher sterben werde, als sie, worüber sie freilich mehr weinte, als genug war; dann stellte ich ihr von, daß mein Lieblingswunsch wäre, Großvater von einer Butte voll Kinder zu sein, denn wozu hätten wir das Geld, als um gute Christen zu erziehen und so fort. Ich sprach noch viel und unter anderem auch, daß es keine Schande sei, einen unhöflichen Menschen zuerst zu grüßen und so weiter,"

„Das ist alles recht schön, aber mir ist nur um eins bang," sprach der übrigens ganz befriedigte Kalkbrenner.

„Nun und das wäre?" frug Hoisinger etwas befremdet, der alles auf's beste erdacht zu haben meinte.

„Nun, Gevatter, wenn die jungen Leute endlich doch zusammenkommen sollten und nach und nach vertrauter würden, glaubst du nicht, daß der Martin fragen würde, ob es denn auch wahr sei, daß die Toni solche Dinge über ihn sprach, wie ich ihm heute vorerzählte? Und sollte ich dann als Lügner dastehen?"

„Du hast recht, Kreiml, aber das wird sich machen," — sprach Hoisinger nach einiger Ueberlegung, — „bei Gelegenheit wird sich das machen, denn unsere jungen Leute halten keine Tagebücher, daß sie uns damit auf den Mund schlagen könnten. Aber was glaubst du denn, Kreiml, wenn wir so mir nichts dir nichts gegen die Wiese zu gingen? So viel ich seh', sind des Martin Leute noch nicht ganz fertig?"

„Du bist ein merkwürdiger Mensch," bemerkte der Kalkbrenner; „du hast so lange Zeit nicht das mindeste Zeichen davon gegeben, daß dir diese Heirat im Kopf steckt und

kaum biſt du jetzt damit zum Anfang gekommen, ſo brennſt du völlig, haſt keinen Raſt und gehſt dem Burſchen ſogar entgegen."

„Gevatter, das iſt ſo mein Naturell," erwiederte Hoifinger, der ſchon auf dem Wieſenweg war. „Schau nur, wie es der Jäger macht: er ſucht zuerſt ganz unbemerkt den Wechſel des Hirſches, beobachtet ſorgfältig ſeinen Gang und ſeine Zeiten, und dann geht er ſtill auf den Anſtand, und — ſein iſt der Hirſch, den ein anderer dummer Teufel in ſeines Nachbars Revier gejagt hätte. Du, Kreiml, warſt ein guter Blaſebalg und haſt das Eiſen geſchickt erhitzt, nun müſſen wir beide darauf losſchmieden. Zum Glück haben wir auf dem Land heraußen nicht ſo viele Cerimonien als die Stadtleute. Auch gäbe die Heumahd Anlaß genug zum reden, wenn mir auch nicht der Zufall eine Urſache hierzu in die Hände geſpielt hätte; denn die neue Kuhdirne des Martin, die ſich im Dorf noch nicht recht auskennt, jagte heute zwei Kühe durch meinen Hausgarten."

Und ſo gingen die beiden nach der Bodenwieſe, wo noch gearbeitet wurde und Martin eben ſelbſt das ſattlige Roß beim Gebiß ergriff, um die wieder aufgeladene, ſchwere Fuhr durch den Graben und auf die Straße zu leiten. Unter ſchallendem Hüo und Hiſtaho, Armſchwingen und Peitſchenknalle des Kutſchers und mittels Anſtemmen von Heugabeln und Rechen und in die Speichen greifen aller Knechte und Mägde, hauptſächlich aber durch die kluge Lenkung des Martin, kam endlich die ungewöhnliche Laſt glücklich auf die erhöhte Straße und rollte dann langſam hinab gegen das Dorf.

„He, Weiringer!“ rief nun der Alte, der bisher mit seinem Begleiter ruhig zusah — „auf ein Wort!“

Martin stutzte. Er hatte die beiden gar wohl bemerkt, und Kreiml's Worte tauchten wieder lebhaft in ihm auf. Allein ob er sich auch etwas verlegen fühlte, blieb er dennoch stehen.

„Was ist denn das für eine Weise,“ fuhr ihn der Hoifinger an „daß mir deine Leute das Vieh durch den Hausgarten treiben? Oder glaubst du, meine Tochter plagt sich deswegen mit ihren Rosen und Lambertveigeln und mit ihren Georginen und Eibisch, daß deine Kühe sie zertreten und davon naschen? Wenn du deine Leute nicht in Ordnung halten kannst, so ist mir leid genug um dich. Daß mir das nicht mehr geschieht, Martin, ein für alle Mahl, sonst hat unsere gute Nachbarschaft ein Ende.“

„Wer hat denn meine Kühe in Eueren Garten getrieben?“ fragte der junge Mann, der darüber bestürzt war, daß man ihm mit Recht eine Unordnung vorwerfen konnte.

„Deine neue Kuhdirne,“ — antwortete Hoifinger; — „sie wollte die Scheckin und den Russel auf die Halt nachtreiben, und du hast ihr weder Ort noch Art gelernt; du bist im Unrecht, Martin!“

„Nun, heut ist schon einer von den sieben verkehrten Tagen im Jahr!“ rief der beschuldigte, „heut geht schon alles schief. Nichts für ungut, Göd! es ist das erste und letzte Mahl geschehen. Und wegen einiger Rosenstöcke und Lamberti wird es ja auch noch nicht aus sein!“

„So? und meine Tochter kann sich also wieder hinstellen, wie eine Taglöhnerin, und schaufeln und aufgraben?“ eiferte Hoifinger.

„Ei, zum Blitz! Da möcht' einem doch die Geduld vergeh'n!“ rief der nun wirklich unwillig werdende Martin — „ich ſag' es ja, ich jage noch alle die Weibsbilder zum Teufel, denn ſie machen einem nur Verdruß und Galle!“

„Martin,“ ſchaltete Kreiml hier ein — „mach' es kurz und gut. Du haſt ja in deinem Vorgarten genug ſo Zeugs; ſchick' ein paar Blumenſtöcke herüber und laß die Löcher in den Beeten zurechen, und die Geſchichte hat ein Ende.“

„Wenn der Hoifinger Göd damit zufrieden iſt,“ antwortete Martin, „ſo thu' ich's vom Herzen gern. Die Magd ſoll übrigens ihr Theil ſchon bekommen.“

„Nun, Weiringer!“ — verſetzte der Alte mit gütigerem Tone — „ich glaub', es iſt nur billig, daß du mir den Schaden gut machſt. Alſo guten Abend, Martin!“

Er wandte ſich zum gehen, und Kreiml folgte. Aber der junge Mann, der nun einmahl aus ſeiner Ruhe aufgerüttelt war, wollte die zweite Gelegenheit ſich zu rechtfertigen nicht abermals vorübergehen laſſen. Er ſchloß ſich alſo den beiden an, und nahm nach wenigen Schritten das Geſpräch wieder auf.

„Göd Hoifinger!“ — begann er, — „Nachbar Kreiml ließ zuvor einige Worte fallen, die er über mich in Euerem Hauſe gehört haben will, und die Ihr deshalb wiſſen müßt.“

„Was wir unter uns reden,“ entgegnete der alte, „können wir immer auch den Leuten in's Angeſicht ſagen, und wenn dir der Vetter Kreiml erzählte, daß wir meinen, daß du ein ehrenhafter Burſche biſt, aber ſtark der Eitelkeit unterliegſt, ſo ſprach er nur die Wahrheit.“

„Aber daß ich meine Mutter nicht in Ehren gehalten hätte?“ —

„Iſt eine ſehr verzeihliche Vermuthung, die ich allein auf mich nehme, und die der Vetter Kreiml nur von mir, nicht aber von meiner Toni hörte, wenn er etwa im Erzählen uns mit einander verwechſelte, was auch wieder kein Unglück iſt,“ fuhr der Hoifinger fort, indem er dadurch die Anſchuldigung vom Kalkbrenner und ſeiner Tochter zugleich ablenkte. „Ja, Martin, wer den ganzen Wald nicht ehrt, wird auf keinen einzelnen Baum ſchauen. Uebrigens wünſchen wir alle, daß das keinen Grund hat, und daß deine bekannte Abneigung gegen die Weiberleute bald zum alten Eiſen gehören möge. Nur hole dir eine Braut hübſch weit her, denn unſere Mädels“ — er betonte das „unſere“ abſichtlich ſtark — „müſſen wohl glauben, daß du ein Haustyrann würdeſt, weil du mit dem ganzen weiblichen Geſchlechte ſo kurz angebunden biſt.“

„Das iſt doch um ſich zu todt zu giften!“ brach Martin los, — „wie einem die Menſchen im Handumdrehen alles falſch auslegen, und mit einer ſolchen Scharfſinnigkeit, daß man am Ende noch ſelbſt glauben müßte, man ſei ein ſchlechter Kerl! Hätt' ich gleich anfangs eine von den zudringlichen Dirnen geheiratet, ſo wäre es aus mit allem dem Geſchnatter. Aber daß ich als ein ehrlicher Burſche daſteh'n will, daß ich meinen Stolz und meine Freude dareinſetze, daß mir niemand etwas übles nachſagen könne, eben das weiß man zu benützen, um mich recht tief zu kränken und zu verſchwärzen. Und daß Ihr ſo denkt, Hoifinger, und daß Euere Tochter mich einen eitlen Menſchen nennt, ärgert mich noch am allermeiſten, denn um die übrigen Nachbarn

kümmere ich mich den Kuckuck, denn dieſe klatſchen in einem Tage mehr, als ſie in einem Jahr verantworten können. Ich bat den Kreiml, Euch Euere üble Anſicht auszureden, und Ihr ſagt mir nun das allerärgſte gerade in's Geſicht. Ich" rief er ſchmerzlich, „und ein Haustyrann! O lieber Himmel! Hoifinger, wenn Ihr Euch denken könntet, was ich oft verſpür', wenn ich mitten unter allen jungen Leuten ſo allein ſteh', wenn mir einfällt, daß trotzdem, daß ich's mit meinem Geſinde gut meine, doch alle nur Nutzen von mir ziehen wollen; wenn mir einfällt, daß, wenn ich doch einmahl krank werden ſollte, meine Ordnung im Haus und meine Wirthſchaft verfallen müſſen, weil niemand herzlich an mir hängt, Hoifinger, ihr würdet mich nicht in vorhinein einen Haustyrann ſchelten!"

Martin ſprach dieſe Worte mit ſolcher Lebhaftigkeit und ſolchem Gefühl, daß Kreiml nicht umhin konnte, dem alten einige ſanfte Stöße in die Rippen zu geben, als ob er ſagen wollte: „Martere ihn nicht weiter, du ſiehſt ja, was er für ein guter Burſch iſt." Aber der Hoifinger, obgleich er ſelbſt gerührt war, behielt, ungeachtet der etwas derben Andeutung ſeines Freundes, ſeine kalte Außenſeite.

„Will's auch glauben, Martin!" verſetzte er, „daß der Schein mehr wider dich iſt, als du es verdienſt. Aber wenn du dich von aller Eitelkeit ſo rein weißt, brauchſt du auch unſere Meinungen nicht ſo hoch aufzunehmen. Gute Nacht, Martin, und ſieh zu, daß die Toni ihre Blumenbeete in Ordnung findet, ſonſt könnten die Leute das Ding wieder falſch auslegen, und etwa ſagen, daß es abſichtlich geſchehen ſei, weil ſich der Weiringer von meiner Tochter gleich-

giltig behandelt ſieht, oder weil er Streit mit ihrem Vater ſucht. Gute Ruh', Martin!"

Damit faßte Hoifinger den Kalkbrenner unter dem Arm und beugte mit ihm plötzlich links ab, indem er dem jungen Mann die weitere Gelegenheit zu reden abſchnitt.

„Gevatter," ſprach Kreiml, als ſie hundert Schritte gegangen waren, „ich fange an, mich vor dir zu fürchten. Wenn du nur nicht dein Feuer zu heiß machſt, ſo daß die Dauben etwa eher zu brennen anfangen, als ſie ſich biegen."

„Keine Sorge, Nachbar," entgegnete der alte, „gutes Holz will gute Hitze, und ſind nur die erſten Reife feſt angeſchlagen, ſo iſt das ganze Faß in zehn Minuten fertig."

Der arme Martin, dem übrigens dies Verfahren des Hoifinger eben nicht ſchadete, da er vielleicht doch etwas zu ſehr von ſeiner Wichtigkeit eingenommen war, ging mit ſich und allen Leuten zerfallen nach Hauſe. Er ärgerte ſich über den alten, der ihm alles ſo trocken in's Angeſicht ſagte, und dem er es doch nicht verübeln konnte, da er einſah, daß er einen fremden nicht zwingen könne, ſein Benehmen anders, als nach deſſen eigener Anſicht zu beurtheilen. Verdrießlich kam er zu ſeinem Geſinde, das dieſe üble Stimmung auf das Umwerfen des Wagens deutete, und ſtreckte ſich bald auf ſein Lager, wo er ſich lang herumwälzte, ehe er einſchlummern konnte, denn die falſche Auslegung ſeiner Handlungen, das rückſichtsloſe Sprechen des Hoifingers, die Geſtalt und die Anrede der ſchönen und tugendhaften Toni und die zerſtörten Blumenbeete trieben verworren in ſeinem Gehirn herum. Endlich ſchien er nach manchen Kämpfen einen Entſchluß gefaßt zu haben, denn er holte einen tiefen Athem, dehnte ſich und ſank dann in die Kiſſen.

Jedermann weiß, daß um Johannis die Sonne nur wenig über acht Stunden unſichtbar iſt. Martin war aber ſchon vor drei Uhr auf, wuſch ſich haſtig und trieb den Gottfriedel in die Höhe, der geſtern die Heufuhr in den Graben geworfen hatte. Dann hieß er ihn den großen Zwierad'lkarren nehmen und ihm in den Vorgarten nachfolgen. Als der Kutſcher daſelbſt ankam, ſah er ſeinen Herrn mit der vollſten Thätigkeit in den Beeten wühlen und die ſchönſten Roſen und Georginen und Nelkenſtöcke zuſammt großen Erdballen aus dem Boden heben. — „Gottfriedel!“ rief ihm dieſer entgegen, „du haſt geſtern die Ungeſchicklichkeit begangen, den Heuwagen umzuſchmeißen, wofür du einen tüchtigen Rippler verdienteſt; ich will ihn dir aber ſchenken, wenn du dich geſcheidt zeigſt, mir ſchnell hilfſt und dein Maul hältſt. Die Reſel, das dumme Weibsleut, trieb geſtern die Kühe durch des Hoifingers Garten. Darüber hat mich der alte geſtellt, und ich mußte ihm verſprechen, den Schaden zu beſſern. Das ſoll nun augenblicklich geſchehen, damit das Gerede und der Streit ein Ende haben. Packe dieſe Georginen auf den Karren und dieſe Veigelſtöcke auch, und führe ſie indeſſen an des Hoifingers Zaun. Dann kehrſt du wieder.“

Gottfriedel zufrieden, ohne Verweis davongekommen zu ſein, beeilte ſich weit mehr, als ſonſt, und fuhr ab. Martin grub indeſſen weiter, indem er halblaut ſprach: „Läßt man das Umſetzen wieder den Dienſtboten über, ſo geſchieht es, weiß der Himmel, wann, und weiß der Kuckuck, wie, und das Schnabelwetzen hat kein Ende. Selbſt gethan iſt dreimahl ſchnell gethan. Wir müſſen fertig ſein, eh' die Sonne über den Geißberg heraufkommt, ſonſt trocknen

die Erdballen und die Blumen welken. Die dumme Resel kriegt ihren Putzer erst in acht Tagen, denn sonst ist das kecke Ding im Stande, mir vorzuwerfen, daß ich gewiß nichts gesagt hätte, wenn es nicht eben der Garten der schönen Toni gewesen wäre. Und lange genug hab' ich es ohnedieß gefürchtet, daß mir die Toni gefährlich werden könnte, denn sie ist gar anders, als die anderen, und weit aus die schönste. Deshalb soll sie auch die schönsten Blumen haben, und wenn mein Garten aussehen sollte, als ob der Feind darin gewüthet hätte."

Einige Beete des Gartens sahen auch wirklich so aus, und als Gottfried zurückkam, konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Aber Herr, der Herr macht ja Gruben, daß man mit Roß und Wagen drin versinken könnte!"

„Sei still," entgegnete dieser, „und tummle dich. Wenn wir drüben fertig sind, kannst du die Löcher hier zuwerfen. Lad' auf, lad' auf und fahr' wieder fort. Ich hol' indessen Gießkannen und bin gleich bei dir."

Nach fünf Minuten waren beide an des Hoifinger's Gartenzaun. Martin überstieg denselben, ließ sich die Blumenstöcke hinüberwerfen und als das schnell und schweigend geschehen war, begannen beide emsig zu graben, die zertretenen und durch das Naschen der Kühe beschädigten Pflanzen auszuheben und die hergebrachten dafür einzusetzen. Das geschah so hurtig und mit solcher Geschicklichkeit, daß binnen einer halben Stunde alles in bester Ordnung war.

„Ja," meinte Gottfried, der sich über den raschen Fortgang wunderte, „Früharbeit ist gesegnete Arbeit. Das sieht jetzt weit reichlicher und prächtiger aus, als früher.

Der Herr Weiringer hat aber auch ſeine ſchönſten Sachen herübergebracht!"

„Wenn man etwas zu beſſern hat," antwortete Martin, „ſo muß man nicht ſparen. Halbes Thun iſt überall ſchlecht und in ſolchen Fällen am ſchlechteſten. Aber, Gottfried, jetzt nimm die Gießkannen und hole Waſſer, dort oben hinter der Hollunderſtaude iſt der Ziehbrunnen. Lauf! lauf!"

Der Pferdeknecht tummelte ſich auch wirklich dergeſtalt, daß ihm ſein Herr die vollkommenſte Zufriedenheit bezeugte. Als die Pflanzen tüchtig getränkt waren, befahl ihm Martin die Spritzamber, Spaten und die ausgeriſſenen Stöcke auf den Karren zu legen und ſich nach Hauſe zu trollen, während er ſelbſt noch die Beete gleichrechen, die losgegangenen Zweige mit dem mitgebrachten Baſt an die Stäbe binden und ihm dann nachfolgen werde.

Aber Gottfried war ſchon ziemlich lange fort und Martin fand noch immer etwas nicht ſo, wie es ſein ſollte. Es heimelte ihn auch ſo eigenthümlich an in dieſem friedlichen Garten. Man konnte aber auch nichts ſchöneres ſehen, als die Ordnung und die Ueppigkeit dieſe Gemüſebeete, die ſich an den Blumengarten anſchloſſen, das Süßkraut, der Salat, der Kohl, Zwiebel, Porri, ja ſogar der Rettig ſtanden da, ſo nett, ſo friſch und voll, daß dem Martin ſein eigener Küchengarten, den die Mägde beſtellten, wie eine Wüſte vorkam, und Betrachtungen in ihm aufſtiegen, die ſo ziemlich auf Kreimls Worte: „Ein guter Menſch, der nicht heiratet, wird ein Narr," hinausliefen, und jene Sehnſucht in ihm erweckten, die ihn ſchon öfter in die Waldeinſamkeit gejagt hatte. Gern hätte er ſich noch länger ſei-

ſeinem Sinnen überlaſſen, aber es war die höchſte Zeit zu gehen.

Da bemerkte er einen in der Eile vergeſſenen Eibiſchzweig, der gerade über den Gangweg hing und der noch ſchnell aufgebunden werden mußte. Er kniete alſo nieder und knüpfte ihn hurtig feſt. Als er damit fertig war, und wieder aufſah, konnte er nicht aufſtehen, denn ihm gerade gegenüber ſah der Toni wunderſchönes Antlitz mit Staunen auf die wiederhergeſtellte Ordnung ihres Gartens. Martin konnte ſich keine Rechenſchaft geben, warum? aber es überfiel ihn eine Art Furcht, ob er ſeine Sache gut gemacht habe oder nicht; als er aber ſah, daß die angekommene lächelte, wurde ihm wieder leichter; nur wußte er nicht, wie er, ohne geſehen zu werden, aus dem Garten kommen ſolle. Das war indeſſen unmöglich, denn das Mädchen hatte ihn nur zu bald entdeckt, und kam ruhig und freundlich auf ihn zu, während er ſich erhob und verlegen die Erde abſtäubte, die ſich an ſeine Kniee gehängt hatte.

„Nun, Martin, biſt du mein Gärtner geworden?“ rief ſie ihm ſo wohltönend und freundlich entgegen, daß er meinte, er höre einen Engel ſprechen — „da muß ich mich ja bei dir beſonders bedanken.“

„Es iſt nichts“ — ſtotterte der junge Mann — „nichts als Schuldigkeit. Ich hab' auch nicht geglaubt, daß du ſchon ſo früh auf ſein wirſt, ſonſt — ſonſt —“

„Sonſt hätteſt du dich wieder davongemacht, du vornehmer Menſch, damit dich mein Vater hätte aufſuchen müſſen, um dir ſeinen Dank ſagen zu können.“

„Aber, Toni, ſteh' ich denn im Ernſt ſo falſch angeſchrieben bei dir?“ frug Martin, indem er ſich, wie das

Mädchen, des herzlichen Du bediente, mit dem ſich alle in einem und demſelben Dorfe gebornen jungen Leute anzuſprechen berechtigt ſind — „glaubſt denn du wirklich auch, wie dein Vater und der Kreiml, daß ich ſo hochmüthig ſei?"

„Ich darf dir keinen Vorwurf machen," ſprach die ländliche Schönheit, die trotz ihrer Beſcheidenheit wohl bemerkte, daß ihre Erſcheinung einen großen Eindruck auf den hocherröthenden, hübſchen Burſchen hervorgebracht hatte — „ich nicht, Martin, denn wenn man auch bisher einen Gruß von dir beinahe als eine beſondere Gnade anſehen mußte, ſo haſt du heute durch deine Aufmerkſamkeit vieles gut gemacht, und ich bin dir ſehr dankbar für deine reichliche Gabe."

„Du biſt alſo nicht mehr böſe auf mich, Toni?" —

„Kindiſcher Menſch, ich bin auf niemand böſe, und hatte auch keine Urſache, auf dich böſe zu ſein. Aber ſag' mir nur," — fuhr ſie ablenkend fort — „wo haſt denn du dieſe ſeltenen geſprenkelten Georginen her? Ich hab' mir ſchon lange ſolche gewünſcht."

„Willſt du noch welche?" rief Martin eifrig — „ich habe noch viele andere, darf ich ſie dir bringen?"

„Nun," erwiederte das Mädchen treuherzig und offen — „wenn dir nicht leid darum iſt, ſo würdeſt du mir eine Freude damit machen. Sieh, ich habe dort längs des Zauns ein ganz leeres Beet, wo mir wegen des vielen Schattens kleine Blumen nicht fortkommen, und wo hochſtämmige Georginen recht gut gedeihen könnten."

„Und wie viel Stöcke könnteſt du brauchen?" frug der Jüngling, dem es immer wärmer um das Herz wurde.

„Komm mit und zähle ſelbſt ab," — ſagte die Toni,

„wenn du ſchon ſo gut ſein willſt, dich zu berauben." — Sie nahm ihn traulich bei der Hand und führte ihn zu der langen Rabatte, wo ſie in Ermanglung von Gartenpflanzen Primeln, Veilchen und Leberkraut geſetzt hatte. Dem Martin floß es wie Feuer in den Arm hinauf, als ſie ihn nachzog, die Toni ſchien aber nichts davon zu merken. Sie benahm ſich ſo ungezwungen und ſo heiter, als ob es gar nicht das erſte Mahl wäre, daß ſie mit Martin ſprach und war bald ganz in ihrer Gärtnerei vertieft. Sie zeigte ihm dann auch das Gemüſe, das, wie ſie bemerkte, in dem heurigen Sommer ſchwer aufzubringen ſei, und machte ihn endlich ſogar auf die Obſtbäume aufmerkſam, die ſich der beſonderen Pflege ihres Vaters erfreuten. So verging mehr als eine halbe Stunde; endlich tönte eben das Zeichen vom Kirchthurm und unterbrach das Geſpräch, das den jungen Mann Zeit und Ort vergeſſen gemacht hatte. So offen und gerade, ſo ohne alle Scheu und doch mit ſo vieler Zartheit hatte noch kein weibliches Weſen mit ihm geſprochen; ſo kindlich ſorglos und ſo traulich hatte er noch kein Mädchen geſehen. Beim Abſchied, denn die Toni ging jetzt zum Frühſtück, bot er ihr die Hand, die ſie freundlich hinnahm, und fragte dann mit etwas bebender Stimme, ob er nachmittags, wenn die große Hitze vorüber wäre, die Blumen bringen dürfe. Die Toni ſchlug ihre Augen zu ihm auf, und ſah ruhig in die ſeinigen; als ſie aber merkte, daß dieſe feucht wurden, entzog ſie ihm ihre Hand, ſprach ſanft: „Wenn es dich freut, Martin!" und verſchwand.

Der junge Maun konnte aber nicht gleich fortgehen; er war zu bewegt. Endlich nahm er den Rechen auf und eine Stichſchaufel, die Gottfried in der Eile vergeſſen hatte,

und ging ſinnend, denkend, fühlend den buſchigen Fußpfad hinauf, den ſeine Kuhmagd verfehlt hatte. Auf einmahl griff er aber an ſeinen Hut und mit einem Freudenſprung warf er ihn hinauf in die Luft. Gleich darauf fiel ihm aber bei, daß ihn jemand geſehen haben könnte, und ſchlich gebückt nach der Stelle, wo der Hut gefallen war, hob ihn auf, drückte ihn tief in's Geſicht und ging eilig nach Hauſe.

Abends ſaß der würdige Herr Kreiml, ehemahls Kalkbrenner, wirklich beim Leutgeber, wie er tagsvorher dem Martin angedeutet hatte, und rauchte wieder ſeinen Veigerl, indem er darauf wartete, daß der junge Mann kommen und ſich wieder in ein Geſpräch einlaſſen werde. Aber er mußte lange ſitzen, ehe der erwartete erſchien, denn dieſer hatte ja in des Hoifingers Garten vollauf zu thun gehabt. Zum Glück kamen aber einige Cameraden des Martin, die ſich zu Kreiml ſetzten, und den „ehrlichen" Wein ſich ſchmecken ließen, der, obwohl ſie das Nachwäſſern erſparen konnten, doch ſehr gerne aufgegoſſen wurde, und bald ein munteres Leben hervorrief. Als Martin endlich eintrat, trug er einen großen, ganz friſchen Blumenſtrauß auf ſeinem Hut, und ſchien ſo munter, daß des Kreiml kleine Augen unwillkürlich wieder ſo groß wurden, wie damahls im Keller. Die Burſche begrüßten den eintretenden, und boten ihm ihre Gläſer dar, aus deren jedem er nach örtlicher Sitte einen Schluck machen mußte. Drauf ließ er ſich ſelbſt einen Wein bringen und erwiederte ihre Höflichkeit. Kreiml merkte bald, daß Martin ſich einen Zwang anthat, und eine gewiſſe freudige Bewegung, die ihn durchſtrömte, unter-

drücken wollte. Er war nicht wenig neugierig auf die Urſache dieſer Erſcheinung.

„Nun,“ unterbrach einer der Burſche, der Gaudinger Veit, die Beobachtungen des Kalkbrenners, „nun, Martin, was haſt denn du heute für einen ſchönen Buſchen auf deinem Hut? Wie kommſt denn du dazu, daherzugehen wie ein Hochzeiter?“

„Die Hände möcht' ich kennen, die dieſen Strauß zuſammengebunden haben, den der Weiringer für würdig hält auf ſeinem Hut zu tragen!“ rief ein zweiter.

„Eingeſchlagen hat es bei ihm!“ ſchrie lachend ein dritter. — „Eingeſchlagen, der Donnerkeil hat ihn erwiſcht! Brauchſt deshalb nicht roth zu werden, Martin, 's iſt eine ſchöne Sach', wenn das Pulver fangt.“

„Laßt ihn anſchauen, den Buſchen!“ rief ein vierter, der ein beſonderer Witzling war, — „laßt mich ihn anſchauen, ich will euch gleich ſagen, wie viel es geſchlagen hat.“

Und einer der Geſellen nahm den Hut des Martin, der ſich nicht wenig verlegen fühlte, aber doch den gleichgiltigen ſpielen mußte, da er ſonſt der größte Eiferer gegen alle Liebſchaften war, löſte den Strauß herab und gab ihn dem Witzkopf, der nun unter dem ſchallenden Gelächter der übrigen mit komiſchem Geſichterſchneiden ſeine Unterſuchung begann, die aber bald durch Martins ſteigende Ungeduld unterbrochen wurde.

„Laßt mir meine Blumen in Ruhe und ſucht euch einen anderen zu euereen Späßen!“ rief er.

„Halt, Martin, wir eſſen dir nichts davon herunter!“ rief einer entgegen.

„Nichts da!“ ſchrie ein anderer, „er bekommt den Bu-

ſchen nicht eher, als bis er ſagt, wer ihm denſelben gegeben hat. Dabei bleibt es!"

„Wirthshaus!" rief ein dritter, „eine große Flaſche mit Waſſer her; der Strauß wird hineingeſtellt, und bleibt mitten auf dem Tiſch ſteh'n, bis daß der Weiringer gebeichtet hat. Und wenn er nicht beichtet, ſo nimmt ihn der letzte, der von hier fortgeht, mit nach Hauſe."

„Richtig, richtig! Er muß beichten, oder der Buſchen iſt unſer!" riefen alle luſtig und lachend durcheinander, indeſſen Martin vor Zorn glühte. Aber er ſah ein, daß er gegen die tolle Menge nichts ausrichten konnte, und ließ ſie gewähren, da er um keinen Preis das beſeligende Gefühl, das ihn heute überkommen hätte, ſeinen wilden Cameraden mittheilen wollte, die ihn dann ſicher ohne Ende aufgezogen und ſich vielleicht Bemerkungen über Sie erlaubt hätten, die er nicht würde haben vertragen können. Er unterdrückte jetzt alſo ſeine Wallung, wie er früher ſeine Freude gemäßigt hatte, was ihm um ſo leichter gelang, als ſein Blumenſtrauß wirklich unangetaſtet mitten auf dem Tiſche und im friſcheſten Waſſer ſtand, und begann, den beſten Weg einſchlagend, um die etwas tölpiſchen Scherze ſeiner Cameraden zu nichte zu machen, ein Geſpräch mit Kreiml, in das dieſer, der zu ſehr von der ſtattgehabten Scene ergriffen war, nicht einmahl ſogleich eingehen konnte.

Da nun die Burſche ſahen, daß mit Martin nichts anzufangen ſei, hörten ſie allgemach mit ihren Schraubereien auf, und ſchoßen ihre Witze auf einen aus ihrer Mitte, der immer davon träumte, ſicher noch einmahl ein großes Loos zu gewinnen, und der auf dieſe Rechnung hin ein fleißiger Wirthshausgeher war. Sie waren nach kurzem ſo im Zuge,

daß ſie dröhnend lachten und in den Tiſch ſchlugen, daß die Stube ſchütterte, und Martin Zeit gewann, den Kreiml um etwas zu bitten.

„Nun, Martin, und was willſt du von mir?“ ſprach der angeredete, „du wirſt doch nicht gegen den Hoifinger aufgebracht ſein, weil er dich etwas ſcharf anließ?“

„Keineswegs, lieber Göd,“ meinte Martin, „der Hoifinger iſt und bleibt ein Ehrenmann und ich hoffe, ich werde bald auf eine andere Weiſe mit ihm ſprechen.“

„Wie ſo?“ rief der erſtaunte Kreiml faſt allzu laut

„Wer mit mir ſo kurz angebunden geweſen iſt, bei dem werd' ich auch nicht viel Bittſchriften einreichen,“ entgegnete der junge Mann; — „doch das gehört jetzt nicht hieher, ſeht nur zu,“ murmelte er dem Kalkbrenner in's Ohr — „ſeht nur zu, daß Ihr meinen Blumenſtrauß bekommt, ich könnte ihm um alles in der Welt willen nicht in den Händen dieſer Burſchen laſſen.“

„Und warum denn?“ fragte Kreiml eben ſo leiſe.

„Ihr wißt,“ fuhr Martin fort, indem ſich ſein Angeſicht wieder röthete, „daß ich der T —, dem Hoifinger wollt' ich ſagen, für die zerſtörten Blumen auf Euer Anrathen Erſatz zu leiſten verſprochen habe. Nun und das hab' ich denn gethan. Und weil ich doch keine ſchlechten Blumen ausſuchte, ſo — hat mir die T —, die Tochter des Hoifinger, das kleine Sträußchen dafür geſchenkt.“

„Ih, Martin, ſo klein iſt der Buſchen doch nicht,“ bemerkte Kreiml.

„Und da wollt' ich Euch gebeten haben, daß Ihr den Strauß von dort wegnehmt. Ich werde jetzt bezahlen und gehen, und vor dieſen Spöttern, denen ich am Ende noch die Fauſt zu

koſten geben müßte, thun, als kümmere ich mich nichts um die Blumen. Draußen jedoch an der Wegſcheid warte ich auf Euch. Ihr müßt ſie mir bringen!"

Iſt's um dieſe Zeit? — dachte ſich der Kalkbrenner, — das hat ſchnell gefangen! Ja, der Hoiſinger, der iſt ausgelernt, und findet den Haſen im Lager. — „Nun," ſprach er dann zu Martin, der ihm forſchend in's Antlitz ſah, „gehe nur, ich will ſchon ſehen, daß ich die Blumen bekomme. Gehe nur!"

Und Martin ſtand auf und bezahlte, und ging, indem er alle kurzweg grüßte.

„Er nimmt ſeinen Buſchen doch nicht mit!" riefen einige. — „Wir haben ihm zu hart zugeſetzt," meinten andere. Aber ſie waren ſchnell wieder im Zug, und ſchoben, um ſich bequemer ausdehnen zu können, die Flaſche mit dem Strauß näher zu Kreiml hin, dem das zwar ganz willkommen war, der aber doch nicht gleich zugreifen konnte und es auch nicht wollte, da es ſonſt zu leicht verrathen geweſen wäre, daß er mit Martin einverſtanden ſei. Auch dachte er ſich, daß Martin's Ausdauer im Warten zugleich als eine Art von Probe gelten könne. Er that alſo gar nichts desgleichen, ſondern zahlte nach einer Weile, nachdem er ſich noch einmahl einen Pfiff hatte einſchenken laſſen, ſog dieſen langſam aus und war dann, als einer zufällig das Licht ausſchnäuzte, plötzlich mit dem Blumenſtrauß verſchwunden, auf den die Burſche, da er jetzt kein Intereſſe mehr für ſie hatte, ſchon ganz vergeſſen hatten.

Obwohl ſeit Martin's Gehen mehr als eine Stunde verfloßen war, fand ihn Kreiml doch ganz geduldig an der Wegſcheide warten. Als er ihm aber den Blumenſtrauß

abgab, umarmte ihn Martin mit unglaublicher Heftigkeit, dankte ihm tauſendmahl, und ſprang freudig davon. Der Kalkbrenner lächelte und ſuchte Hoifinger auf, um zu fragen und zu berichten.

Sollen aber auch wir noch weiter berichten? Sollen wir das Fortſchreiten und Steigen einer Neigung beſchreiben, die jeder unſerer weltlichen Leſer kennt? Sollen wir erzählen, wie Martin noch länger als einen Monat dem Hoifinger überall auswich, und doch jeden Morgen im Blumengarten war, obgleich ihn der alte raſtlos zu verfolgen ſchien? Sollen wir ſagen, daß Martin trotz dem, daß er ſich der Liebe ſeiner Toni verſichert hatte, jene gewiſſe Einladung zum Speiſen ſcheute, und wie er, um dieſer Ehre auszuweichen, den Richter Tattenbach bat, den Sonntagsrock anzuziehen, und bei dem, natürlich höchſt erfreuten, Hoifinger für ihn zu werben? Und war denn die Heirat nicht damahls ſchon geſtiftet, als Martin die zweiten Blumen brachte? Wir wollen alſo nur noch erwähnen, daß drei Monate nach dieſer erſten Begegnung, als am Tage Bartholomäi, Seine Hochwürden der Herr Pfarrer, Theodor Gottlieb Flor, die ſehr tugendſame und ehrenwerthe Jungfrau Antonia Joſepha Maria Hoiſinger und den ehrenſamen Martin Weiringer, beide angeſehener und lobenswerther hierorts angeſeſſener Gatten eheliche Kinder, in Gegenwart des Herrn Hoifinger als Brautvaters, des Johann Jakob Kreiml, als Beiſtandes der Braut, und des Vincenz Tattenbach, hierortigen Richters, als Beiſtandes des Bräutigams, vor Gott und der ſämmtlichen Gemeinde, nach vorgeſchriebener dreimahliger Verkündung getraut, und daß die Braut

an dieſem ihrem Ehrentage einen prachtvollen Spenſer von braunem Atlas, einen Rock von dem ſchwerſten waſſergrünen Seidenſtoff, ſchneeweiße Handſchuhe und eine zehnzeilige Perlenſchnur mit goldener Schließe angehabt habe, die ihr ſämmtlich von dem Bräutigam verehrt worden waren. Der Brautvater aber hatte ein nagelneues ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe, und ließ bei der Hochzeit ſo viel von dem ſtaubigen aus dem Keller tragen, daß nicht mehr als drei Flaſchen davon, die der verſchwiegene Kreiml unter ein Faß verſteckt hatte, für die nächſte Kindstaufe übrig blieben.

Alle, die damahls bei der Hochzeit waren, leben jetzt nach acht Jahren noch in vollſter Geſundheit und laſſen den Leſer freundlichſt grüßen, beſonders der alte Hoifinger, dem ſeine Plane überdiemaßen geglückt ſind, und der nun, da der Eilferwein kaum mehr zu haben iſt, bei den raſch auf einander folgenden Taufen mit dem auch nicht zu verachtenden Vierunddreißiger hervorrückte, und nun ſchon ſeine erſehnten Enkel auf dem ſpaniſchen Rohr herumreiten läßt. Am meiſten gilt aber doch die zweijährige Toni, die ganz und gar ihrer Mutter Augen hat, und ein ſo lieber Balg iſt, daß ſie wirklich die Neigungen ihrer Mutter in hohem Grade beſitzen muß, wenn ſie von dem alten nicht verzogen werden ſoll. Uebrigens erzählt man ſich, daß der gute Kreiml noch öfters den Einflüſſen des Mondlichtes unterliege, wenn er mit dem Hoifinger unterirdiſche Sitzung hält.

Napoleon.

(Geſchrieben im Jahre 1821.)

So ſtehſt du ſtill, du unruhvolles Herz,
Und biſt gegangen zu der ſtillen Erde?
Was fünfzig Jahr' voll Hoheit und Beſchwerde,
Voll Heldenluſt nicht gab und Heldenſchmerz,
Iſt dir geworden in der ſtillen Erde;
Ein Sohn des Schickſals ſtiegeſt du hinab,
Verhüllt wie deine Mutter, ſei dein Grab.

Das Fieber warſt du einer kranken Zeit,
Beſtimmt vielleicht des Uebels Sitz zu heben,
So flammteſt du durch's aufgeregte Leben;
Doch wie des Krankenlagers Aengſtlichkeit
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienſt du der Feind allein auch aller Ruh',
Und trugſt die Schuld, die früher war, als du.

Was ſie geſündiget ohn' Unterlaß,
Was ſie gefrevelt ſeit den frühſten Tagen,
Ward all' zuſammen auf dein Haupt getragen,
Du duldeteſt für Alle Aller Haß;
Dich ließen ſie nach jenem Schimmer jagen,
In dem ſich jeder ſelber gern geſonnt,
Wie du gewollt; nur nicht, wie du gekonnt.

Denn ſeit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir ſchon alle Felder raunen?
Ward Lohn den wider dich vereinten Mannen?
Iſt heilig das von dir bedrohte Gut?
Ward Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Iſt auf der freien Erde, ſeit du fort,
Nun wieder frei Gedanke, Meinung, Wort?

Dich lieben kann ich nicht! Dein hartes Amt
War: eine Geißel Gottes ſein hienieden;
Das Schwert haſt du gebracht und nicht den Frieden;
Genug hat dich die Welt darob verdammt!
Doch jetzt ſei Urtheil von Gefühl geſchieden:
Das Leben liebt und haßt, der Todten Ruhm
Iſt der Geſchichte heilig Eigenthum.

Zum mindſten wardſt du ſtrahlend hingeſtellt,
Zu kleiden unſrer Nacktheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Ganzheit, Hoheit, Größe
Gedenkbar ſei in unſrer Stückelwelt,
Die ſonſt wohl ſelbſt im eignen Nichts zerflöße;
Daß noch die Gattung da, die, ſtarker Hand,
Bei Cannä ſchlug, bei Thermopylä ſtand.

Und ſo tritt hin denn zu der Helden Zahl,
Die annoch lebet auf der Nachwelt Zungen:
Zum Alexander, der die Welt bezwungen,
Zum Cäſar, der mit tadelnswerthrer Wahl
Am Rubikon der Herrſchaft vorgedrungen,
Zum — Stellt kein Held ſich mehr zum Gleichniß ein?
Und iſt man ſtreng da, wo die Wahl ſo klein?

Geh' hin und ſag' es an: „Der Zeiten Schooß,
Er bring' uns ferner Mäkler, Schreiber, Pfaffen,
Die Welt hat nichts mit Großem mehr zu ſchaffen;
Denn ringt ſich auch einmahl ein Löwe los,
Er wird zum Tiger unter ſo viel Affen:
Wie ſoll er ſchonen, was hält länger Stich,
Wenn niemand ſonſt er achten kann, als ſich?" —

Schlaf' wohl, und Ruhe ſei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen;
Hat doch ein Höherer bereits geſprochen:
„Von anderm lebt der Menſch als nur vom Brod." —
Das Große haſt am Kleinen du gerochen,
Und ſühnend ſteh' auf deinem Leichenſtein:
„Er war zu groß, weil ſeine Zeit zu klein."

Franz Grillparzer.

Zuſammenhang.

Der Wandrer grüßt in Finſterniſſen
Den Irrwiſch ſelbſt als tröſtend Licht: —
Wo immer Unglaub' eingeriſſen,
Fehlt's auch am Aberglauben nicht.

J. S. Seidl.

Unſer Häuschen.

Ich möchte gern ein Häuschen bauen
Für Dich und mich allein;
Bei dieſem müßte das Vertrauen
Der ſtarke Grundſtein ſein.

Darüber wollt' ich eine Mauer
Aus echter Treue zieh'n,
Damit ſie noch von feſter Dauer,
Wenn Reiz und Jugend flieh'n.

Als Dach darüber möcht' ich breiten
Auf Gott die Zuverſicht,
Daß es uns nicht in trüben Zeiten
An Kraft und Muth gebricht.

Und daß es nicht der kleinſten Stelle
An Ruh' und Frieden fehlt,
So würde ſorgſam Thür und Schwelle
Aus Eintracht hergeſtellt.

Der Fenſter Gitter wollt' ich winden
Aus Duft und Frühlingsgrün,
Und Freudenroſen mitverbinden,
Die ſelbſt im Winter blüh'n.

Und daß ſich noch die Ausſicht lichtet,
Wenn unſer Abend graut,
Wär' jedes Fenſter ſo gerichtet,
Daß es zum Himmel ſchaut.

So wohnten wir in dieſen Räumen,
Geſchützt für jede Zeit,
Und rings umlacht von Liebesträumen,
In ſtiller Seligkeit.

Die Arbeit möcht' uns morgens wecken,
Der Fleiß von Noth befrei'n,
Genügſamkeit das Tiſchchen decken,
Der Frohſinn Mundſchenk ſein.

Nach Ueberfluß und Prunk zu ſtreben
Geſiel' uns beiden nicht;
Wir lebten unſer trautes Leben
Im Häuschen ſtill und ſchlicht.

Und winkten mir aus goldner Weite
Auch Ruhm und Schätze zu,
Verlacht' ich ſie an deiner Seite,
Du liebe Seele Du!

Vincenz Zusner.

Das todte Kind.

So frühe ſchon vollendet?
Verwelkt im erſten Keim?
Der Gott, der dich geſendet,
Rief dich ſo früh ſchon heim?

Du warſt ſo ſchön im Leben,
Und biſt's noch mehr im Tod,
Wie Blumen ſich erſt heben
Beim letzten Abendroth. —

Nicht wie bei andern Leichen
Faßt mich ein ſchaurig Weh',
Wenn ich in deine bleichen,
Holdſel'gen Züge ſeh';

Denn in der flücht'gen Stunde,
Die du bei uns verweilt,
Hat keine Schickſalswunde
Dein kleines Herz ereilt.

Und in dem kurzen Tage,
An dem du ſahſt das Licht,
Verſtandſt du nicht die Klage,
Die uns zerknickt und bricht.

Im engen Zeitenraume,
Der dir für hier geſteckt,
Ward nicht vom Lebensſchaume
Die Seele dir befleckt.

So ohne Gram und Fehle,
Und ohne Schmerz und Schuld,
Rief dich, daß nichts dich quäle,
Zu ſich der Gottheit Huld,

Daß in dem Reich der Wonnen
Dein ſei für alle Zeit,
Den du ſchon hier begonnen,
Der Traum der Seligkeit!

Betty Paoli.

Albumblatt.

(1848.)

Wie wir es halten bei dem Treiben,
Das viele beugte, manchen brach?
Laß uns, was wir geweſen, bleiben,
Thun wir's den Erlen gleich am Bach.

Er tobt an ihrem Fuß mit Rauſchen
Dahin in wildem Ungeſtüm;
Sie neigen ſich ihm nach, und lauſchen,
Allein — ſie ſchwimmen nicht mit ihm.

J. G. Seidl.

Dichter.

Wenn der Blume Blüten fallen
Und ihr ſüßer Duft verflogen,
Hört ihr auch das Lob verhallen,
Das die Menge ihr gelogen.

Wenn herniedertropft der Regen,
Geh'n ſie ſchnell und ſchweigend alle,
Ohne freudiges Bewegen,
Daß hier Gottes Segen falle.

Alſo haben ſie verkannt uns,
Unſer Dichten, unſer Streben:
Denn es hält kein irdiſch Band uns,
Und ſie haſchen nach dem Leben.

Alle fliehen, die einſt kamen,
Da verblüht der Blume Sproſſen;
Wiſſen ſie nicht, daß der Samen
Im Gerippe eingeſchloſſen?

Danken ſollten ſie, daß regnend
Sie der Himmel heim nun ſuchte:
Was ſie näßt, das träufelnd ſegnend,
Daß es Baum und Feld befruchte.

Alſo was wir ſternwärts holen,
Sei auch Samen gleich und Regen,
Und aus göttlichen Symbolen
Mögt ihr irdiſche euch prägen.

Wenn des Liedes Ton verklungen,
Mögt ihr ſeinen Sinn entdeuten,
Und aus Gold der Dichterzungen
Lebensmünzen euch erbeuten.

Drärler-Manfred.

Nur einmahl!

Nur einmahl vor dem Todesgrauen,
O du mein ſüßes Frühlingslicht,
Nur einmahl möcht' ich dich noch ſchauen,
Bevor mein Herz, mein Auge bricht!

Nur einmahl deine Hand noch faſſen,
Die Führerin zum Himmelreich,
Nur mit dem Leben von dir laſſen,
Du, Lieb' und Leben mir zugleich!

Der letzte Blick in letzter Stunde —
Ein Segen mir, ſo heiß erfleht!
Wenn in dem Hauch von deinem Munde
Mein Athem leiſ' und leiſ' verweht.

Emma Nienborf.

Es ſpricht das Herz.

Wann dich verwirrt des Zweifels Grauen
Und guter Rath dir nicht bewußt,
Dann blick' in kindlichem Vertrauen
Hinab in deine tiefſte Bruſt
Es ſpricht das Herz; doch ſpricht es leiſe,
Wie Liebe, wenn ſie erſt entſteht;
Gar wunderbar iſt ſeine Weiſe,
Sie klingt empor — und iſt verweht.

O, wer geduldet und geſtritten,
Begeiſtrungsvoll ein Ziel erſtrebt,
Wer ganz genoſſen, ganz gelitten,
Und nicht als halber Menſch gelebt, —
Der weiß, wie es ſich rächt für immer,
Wenn man die Stimme unterdrückt,
Die plötzlich, wie ein Gottesſchimmer,
Das Dunkel unſrer Nacht durchzückt.

Drum wenn es gilt, dich zu entſcheiden,
Zu wählen zwiſchen Luſt und Schmerz,
Und der Verſtand dir zeigt nach beiden, —
Verlaſſe ſtets dich auf das Herz.
Und wenn das Herz ſpricht: „Hoffe, wage!"
Dann ſetze kühn das Leben ein;
Doch liſpelt's warnend dir: „Entſage!"
Glaub' ihm auf's Wort, ergib dich drein.

B. Carneri.

Schattenriß.

Spät abends gieng ich noch vorüber;
Da war ihr Fenſter matt erhellt;
Das Lämpchen flammte trüb und trüber,
Beleuchtend meine ganze Welt.

Im Schatten ſah ich ſie noch wallen,
Gelöſt des Haares dunkle Flut,
Die leiſen Tritte hör' ich ſchallen,
Der neid'ſche Vorhang ſchließt ſo gut.

Jetzt kniet ſie fromm zum Nachtgebete,
Und faltet ſtill die Schwanenhand,
Das Lämpchen flammt in friſcher Röthe,
Die Engel nahen, gottgeſandt.

Jetzt ſteht ſie auf und löſt die Bänder
Und kämmt zurück das Seidenhaar,
Jetzt fällt das letzte der Gewänder,
Jetzt ſteht ſie allen Schmuckes bar.

Jetzt drückt ſie an die heißen Lippen
Ein kleines Bild; — ich kenn' es gut,
O dürft' ich ſelbſt das Küßchen nippen! — —
Das Licht verliſcht, mein Liebchen ruht.

Dr. Auguſt Schilling.

Schwärmerei und Natur.

Lebensbild.

Von

J. F. Caſtelli.

Andreas Weißmann, Schulmeiſter zu Pellenberg, bewohnte das angenehmſte Häuschen des Dorfes. Es war aus weißen Steinen erbaut, gegenüber der Kirche, deren Glockenthurm es beſchattete, umgeben auf einer Seite von einer himmliſchen Wieſe, auf der die Schuljungen oft ſich balgten, und auf der anderen Seite von einem reinlichen, anmuthigen Gärtchen, worin der Lehrer nach der Schulſtunde ausruhte und ſein Pfeifchen ſchmauchte. Das Häuschen lag allein auf einem mäßigen Hügel, von dem man der Ausſicht auf den grün bewachſenen Friedhof, auf die niederen Hütten des Dorfes und auf die fernen Gebirge genoß.

Dieſes kleine Häuschen würde deinen Neid erregt haben, lieber Leſer, und wenn du auch einen Palaſt in der Reſidenz oder das ſchönſte Landgut in partibus beſäßeſt.

Wenn die Erntezeit kam, ſo war die Schule faſt leer. Den guten Landleuten gilt das Brot mehr als die Wiſſen-

ſchaft. Höchſtens zehn oder zwölf kleine Jungen lehnten auf den Bänken herum. Der Schulmeiſter präſidirte bei einem etwas erhabenen Tiſche, auf dem weder Bücher noch Federn, noch ſonſt Attribute des Studiums lagen, ſondern auf dem ein kleiner bausbackiger Junge von drei Jahren ſaß und über die ernſthaften Geſticulationen ſeines Vaters lachte.

Weißmann war ein fröhlicher Mann von dreißig und einigen Jahren, natürlich und einfach, der ſeine Unwiſſenheit jedermann bekannte, mit Ausnahme der Eltern ſeiner Zöglinge; er las lieber Anekdotenbücher als wiſſenſchaftliche Werke, trank lieber Wein als Waſſer, war aber kein Säufer.

Sein Weib war jung und hübſch, blond und friſch; es war keines der geſcheidteſten, aber ſeit undenklichen Zeiten haben ſchöne Frauen das Recht unwiſſend zu ſein. Ich glaube die Frauen ſind bloß geſchaffen, um ſchön zu ſein, und ich kenne mehr als eine geiſtreiche Frau, die allen ihren Verſtand darum gäbe, um eine anders geformte Naſe oder Augen von einer anderen Farbe zu haben.

Das Halstuch der Frau Weißmann war gewöhnlich zu knapp, um den runden vollen Buſen zu decken, über den aber ihr zweites, jüngſtes Kind ſich ſehr erfreute, weil es immer Nahrung genug fand, wenn es ſchrie.

Außer dem Dorfe wohnte ein reicher Edelmann, Ritter von Edelſchein, der das Unglück hatte, eine ſchöne Tochter zu beſitzen. Dieſe ſchöne Tochter trat eben zu der Zeit, wo dieſe Erzählung beginnt, aus der Erziehungsanſtalt. Sie war, ſo zu ſagen, eine liebliche, zierliche Copie der Frau Schulmeiſterin, eben ſo blond und blauäugig, aber feiner und zarter, eigentlich eine Schönheit, die man unter einen Glas-

ſturz hätte ſtellen ſollen. Mathildens Herz war ganz im Verhältniſſe zu ihrem Körper, ein wenig beengt durch ihr Leibchen, wie ihre Füßchen durch die Schuhe, übrigens aber ein recht gutes, kleines Herzchen, deſſen Inſtincte ſie folgte. Die Schulmeiſterin hatte ihr Herz auf der Hand, Mathilde das ihrige auf den Lippen.

Weißmann war zu ſeinem Unglücke Secretär des Herrn Ritters von Edelſchein, er kam daher faſt täglich in deſſen Haus und ſah auch faſt täglich Mathilde. Er ſah ſie mit Bewunderung, denn nie hatte ein ſo ſanftes Bild ſein Auge entzückt. Seine Gattin war zwar noch hübſcher, aber es war ſeine Gattin, und darum gefiel ſie ihm weniger.

Fräulein Edelſchein, ſtatt Kohl zu pflanzen und Salat zu begießen, wie die Schulmeiſterin, brachte ihre Zeit mit Leſen von Romanen zu, unter denen ſie jene Eugen Sue's und Walter Scott's am meiſten liebte. Sie zählte ſiebzehn Jahre, und ihr Herz, geſchaffen zu Familienfreuden, wurde bald ſelbſt ein confuſer Roman. In ihren Gedanken wandelte ſich das beſcheidene Haus ihres Vaters in ein altes Schloß um, ſie bildete ſich ein, ein Burgfräulein zu ſein, und erwartete den Ritter ihrer Träume. Nachdem ſie nun des Wartens müde geworden, warf ſie ihre Blicke auf den Schulmeiſter, das heißt auf den einzigen erträglichen Mann, der in das Haus ihres Vaters kam.

Zur Zeit wo die Mädchen von der Kindheit in die Jungfrauſchaft übertreten, verbreiten ſie rund um ſich Liebe, ſo wie die Roſe den ſüßeſten Duft ausſtrömt, wenn ſie ſich erſchließt. Das iſt die Stunde der Gefahr für die Eltern, die Stunde des Triumphes für die Liebhaber. Die keuſcheſten

unter ihnen verdunkeln nach und nach den Himmel ihrer Seele durch betäubende Träume und ſtrafbare Hoffnungen: ſie liebten die Tugend, ſie fürchten ſie jetzt; ihr Schlummer war ſanft und ruhig, ſie ſchliefen in den Armen der heiligen Jungfrau, ſie ſchlafen nun in den Armen verliebter Viſionen. Der Kampf iſt heftig, es bedürfte der Tugend eines Erzengels, um der Liebe zu widerſtehen. Die Liebe verfolgt ſie und zieht ſie ohne Erbarmen zu jenen geheimen Pfaden, auf denen ſo viele Blumen und ſo viele Dornen ſind. Die Liebe iſt überall, auf dem Altar, an dem ſie beten, in der Roſe, die ſie pflücken, in der Wolke, die vorüber zieht. Sie hören die Stimme der Liebe fort und fort, in dem Girren der Taube, in dem Rauſchen der Blätter, in dem Murmeln der Wellen, in jedem Tone eines Inſtrumentes. Vergebens ſchließen ſie Augen und Ohren, ſie hören doch dieſe Stimmen und ſehen dieſe Bilder. Der ſchöne Himmel, ſo rein und klar am Morgen des Lebens, füllt ſich mit Wolken, Blitze leuchten, das Gewitter zieht heran, es bricht aus, die Tugend fällt und die Liebe entflieht.

Eben während dieſes erſten Herzensgewitters war es, daß Mathilde ihre Blicke auf den Schulmeiſter warf, deſſen lächelndem und zugleich angenehmem Geſichte Mathildens phantaſtiſche Empfindſamkeit noch viel mehr Reize verlieh.

Mathilde ſaß bei untergehender Sonne an ihrem Fenſter, das in den Garten ging und erblickte ihren Vater, der mit dem Magiſter in einer Allee auf- und niederging. Sie ſprachen über landwirthſchaftliche Verbeſſerungen. Mathildens Blicke folgten dem Schulmeiſter etwas zerſtreut, denn ſie hatte nach und nach ein Ver-

gnügen daran gefunden, den ſchlichten, kräftigen Mann zu ſehen. Als aber die Nacht kam, hatte ſich ihre Einbildungskraft ſchon ſo geſteigert, daß es ihr ſchien, er ſei der ſchönſte aller Männer. Sie hätte wohl einen beſſern Schnitt und mehr Auswahl in ſeiner Kleidung gewünſcht, allein das alte Sprichwort: Das Kleid macht nicht den Mann, kam ihr zu Sinnen. Von dieſem Abend an bildete ſie ſich ein, ſie ſei die Geliebte des Schulmeiſters. Den nächſten Morgen putzte ſie ſich für ihn, und am folgenden ging ſie ihm in den Garten entgegen, und fragte ihn erröthend, ob er die Blumen liebe? Weißmann ſah ſie verlegen an und antwortete: „Wer wird denn die ſchönen Blumen nicht lieben?“ — Um die Röthe zu verbergen, neigte ſich Mathilde zu einem Geranium, und dabei blieb ihr Kleid an einem Roſenſtrauche hangen, Weißmann machte dasſelbe mit zitternder Hand los, und wollte zugleich ſeine Galanterie zeigen, indem er mit dem uralten Gemeinplatz herausplatzte: „Keine Roſe ohne Dornen.“

Das Fräulein entfloh ganz verwirrt.—„Er liebt mich, ich bin verloren,“ murmelte ſie in Entzückung. „Ach, wie ſchön!“ rief ſie, „ſagte er: „Keine Roſe ohne Dornen!“ So ſpricht nur eine liebende Seele. Freilich wäre dieß noch ſchöner, wenn er es in Verſen geſagt hätte.“ — Eine ganze Stunde verſuchte ſie Weißmann's Proſa in Verſen zu verſchönern, und ſchrieb auf ein Roſapapier:

An Mathilde!

Dein Kleid erhaſchte eine rothe Dornen-Roſe
Und hielt dich feſt, dich weiße Dornenloſe.

Sie ſchlief wenig. Am anderen Morgen, als ſie im Garten eben „den Kerker von Edinburgh“ las, fiel eine gepflückte Roſe zu ihren Füßen. Die kommt von ihm! dachte ſie entzückt. Sie drückte die Blume an ihren Buſen, und ſuchte, ob ihre Blätter nicht ein Liebesbriefchen verbargen, und als ſie keines fand, ſagte ſie: „Das wäre auch zu gemein, die Roſe ſchließt an und für ſich ſchon ein Geſtändniß in ſich, jedes Blatt iſt eine Erklärung.“ — Sie entblätterte die Roſe und fragte dabei: „Er liebt mich — vom Herzen — mit Schmerzen“ u. ſ. w.

Die Roſe hatte eine Magd, die ſie an einer, Mathildens Ruheplatz überragenden Stelle gepflückt hatte, herabfallen laſſen.

Am Abende begegnete Mathilde Herrn Andreas in einer Laube. Der arme Schulmeiſter wußte nicht wie er das Geſpräch beginnen ſollte, und fing daher an von der geheimen Wiſſenſchaft der Aegyptier zu reden. Er hatte am Morgen eben ein kleines Büchlein betitelt: „Die ſchwarze Kunſt“ geleſen, und Leute, die nicht viel wiſſen, kramen gewöhnlich mit demjenigen aus, was ſie zuletzt gelernt haben. „Das ſind große Magier,“ ſagte er nach einigem Stillſchweigen, „welche aus den Linien der Hand die Zukunft wahrſagen.“

Ha! dachte Mathilde, er will, ich ſoll ihm meine Hand reichen, welch ein Gefühl und welche Delicateſſe. Sie reichte Weißmann die Hand und ſagte: „Nun ſo weißagen Sie mir die Zukunft!“

Weit entfernte, das weiße Sammthändchen zu drücken, berührte Andreas es kaum mit den Spitzen ſeiner Finger, was ihm Mathilde auf's neue für ein tiefes Zartgefühl anrechnete; er machte große Augen und betrach-

tete die Linien in Mathildens zarter Hand, dann ſagte er: „Sie werden lange leben, Fräulein, dieſe Linie hat kein Ende.“

„Haben Sie mir ſonſt nichts zu ſagen, lieber Weißmann?“

Neuerdings die Linien aufmerkſam betrachtend, ſprach Andreas nach einigem Zögern: „Wenn Sie durchaus alles wiſſen wollen, ſo ſage ich Ihnen mit innigem Bedauern: Sie werden ein ſehr bewegtes Leben führen, und arm ſterben.“

Fräulein Mathilde, erfreut über dieſe Weißagung, hüpfte davon wie ein Reh und rief: „Gott ſei gelobt! Ich habe es immer geahnt, mein Leben werde ein ſchöner Roman ſein.“

Andreas ging nach Hauſe. Da er zum Fenſter kam, hielt ſeine Frau eben ihre Hand über die Brüſtung, um den Tauben Futter zu ſtreuen; dieſe Hand war recht hübſch geformt, aber von der Sonne gebräunt. Während er auf das Nachteſſen wartete, ſuchte der arme Schulmeiſter vergebens das Bild des ſchönen Armes, den er heute geſehen, zu verwiſchen. Er ſpielte mit dem Pfande ſeiner ehelichen Liebe, aber nicht ſo heiter wie ſonſt. Er ſchlief dieſe Nacht wenig, ſein Herz ſchlug heftig; er hatte beinahe Furcht vor dem Morgen. Als ſeine Frau bei den erſten Sonnenſtrahlen erwachte, und ihm wie gewöhnlich einen Kuß gab, umarmte er ſie zärtlicher als ſonſt, allein er dachte dabei an Mathilde. Nach einer Stunde aber, als er zur Frühmeſſe geläutet und ſeine Küſtergeſchäfte beſorgt hatte, war es in ſeinem Inneren ruhiger geworden, er lächelte über ſeine nächtlichen Beängſtigungen, und ſchob die Schuld ſeiner

Schlaflosigkeit auf den Kaffee, den er gestern abends getrunken hatte.

Mathilde verfolgte ihre Reise in's blaue. Phantastische Träume umgaukelten sie unablässig, und die ausschweifendsten, tollsten Hoffnungen in Hinsicht auf Andreas erfüllte ihre Seele. — „Wir haben keine Helden mehr," sprach sie zu sich selbst, wir leben in den Zeiten der Ruhe und der Wissenschaft. Anstatt sich durch Muth auszuzeichnen, wird sich mein Geliebter durch seinen Geist über die anderen erheben, und mein Vermögen soll ihm zur Leiter dienen. Er wird ein ausgezeichneter romantischer Dichter werden, die Welt wird ihn bewundern und er wird unseren Kindern einen berühmten Namen hinterlassen." — Wenn Mathilde aber dann bedachte, daß Weißmann verheiratet sei, so beschloß sie mit ihm in ein fernes Land zu fliehen, und dort in einem stillen lachenden Thale nur der Liebe zu leben.

Ich würde viele Worte nöthig haben, um die empfindsamen Phantasien dieses jungen verirrten Herzens zu beschreiben.

Mathilde begegnete Weißmann oft im Garten. Der Schulmeister unterhielt sich gut mit den, wie er es nannte, kindischen und unschuldigen Reden und dem absonderlichen Benehmen des jungen Mädchens. Die Erinnerungen an den Garten verloren sich bei ihm stets wieder bei seinen Schul- und Kirchengeschäften, bei den Umarmungen seines Weibes und Kindes, so daß er sich dem vorübergehenden Vergnügen in Mathildens Nähe nicht entziehen zu müssen glaubte. Eines Abends, der Himmel glänzte voll Sternen, die Blumen hauchten ihre Düfte aus, die milde Abendluft fächelte ihre glühenden Wangen, warf sie sich außer sich in Weiß-

manns Arme. — Er war verführt und ſie war verloren.

Die erſten Tage, welche hierauf folgten, verbarg ſich Mathilde vor aller Augen, wie Eva nach der erſten Sünde; ſie wollte den Apfel von ſich werfen, den zu pflücken ſie von der Schlange war verleitet worden, bald aber gewöhnte ſie ſich an die Vorwürfe, die ſie ſich ſelbſt gemacht, und erſtickte die Stimme der Unſchuld durch Vorſtellungen der Süßigkeit ihrer Schuld.

Der Schulmeiſter wußte gar nicht, wie ihm geſchah; er glaubte manchmahl, er habe nur geträumt, er war entzückt über ſein Glück und kratzte ſich dabei ängſtlich am Kopfe. Erzogen in häuslicher Tugend, war er oft untröſtlich darüber, daß eine Seite ſeiner Lebensgeſchichte mit einer romantiſchen Begebenheit angefüllt war. Er hatte nie geträumt als von ganz einfachen Dingen, unterthänig und ſchüchtern wie er war, ſchritt ſein Ehrgeiz nie über die Schwelle ſeines Hauſes. Er begehrte nichts, als von ſeinen Schülern das Schulgeld, von ſeinem Pfarrer die Gebühren für Orgelſchlagen und Meßnerdienſte, und von ſeinem Weibe ein wohlſchmeckendes Eſſen, mehr wollte er nicht, aber das Schickſal wollte mehr von ihm.

Mathilde verſank immer mehr und mit einem größeren Vergnügen in romantiſche Träume, und jeden Tag bildeten ſich in ihrem Kopfe neue Abenteuer. Um dem Leſer mit einem Mahle einen Begriff von ihrem leidenſchaftlichen und launenhaften Charakter zu geben, mag er nun folgende Liebes-Epiſode erfahren.

Ritter von Edelſchein mußte eine Reiſe unternehmen, um die Miethe von ſeinen Pächtern einzutreiben. Ma-

thilde, ganz allein mit ihrer Dienerschaft, war vollständige Herrin ihrer Handlungen; allein da nach ihrer Meinung es keine wahre Liebe ohne Hindernisse gab, so gab sie Weißmann ein Rendezvous in ihrem Zimmer, und vorgebend, daß sie von allen Seiten bewacht werde, verlangte sie von ihm, daß er beim Fenster einsteige.

Der arme Schulmeister mußte sich dazu bequemen, er zerriß sich die Hände, er war in Gefahr den Hals zu brechen, allein mit Hilfe eines Spaliers gelang es ihm endlich doch, das Fenster zu erreichen. Nach einer Stunde mußte er auf demselben Wege wieder zurück. Als er auf dem Boden stand, sprach er mit kläglichem Tone: „Lieber Himmel! Was für eine Verwüstung hab' ich da unter den schönen Pfirsichen angerichtet. Es wäre doch so einfach und leicht gewesen, über die Stiege hinauf und bei der Thüre hinein zu gehen." —

Ein Jahr verfloß. Weißmann versuchte vergebens den Reizen Mathildens und ihren Versuchungen zu widerstehen. Jeden Morgen nahm er sich fest vor, sie nicht mehr zu sehen, jeden Abend aber scheiterte sein Vornehmen wieder. Ungeachtet der Unvorsichtigkeit Mathildens blieb ihr Verhältniß doch kein Geheimniß. Vergebens suchte eine Magd des Hauses ihre Bemerkungen hierüber zu verbreiten; kein Mensch glaubte, daß das edle Ritterfräulein von Edelschein sich mit einem Schulmeister in ein Liebesverständniß eingelassen haben könne. Indessen erhielt doch Frau Weißmann von ihren Nachbarinnen einige Winke, und Herr von Edelschein bekam von allen Seiten anonyme Briefe. Der Schleier, mit dem sich die Liebenden bedeckten, war schon durchsichtig geworden. Endlich wurde alles ent-

deckt. Der Edelmann ſchloß dem Schulmeiſter ſeine Thüre, leider etwas zu ſpät.

Eines Abends, als Mathilde etwas Freiheit genoß, lief ſie in die Kirche und heftete an das herabhangende Glockenſeil mit einer Stecknadel ein Papier. Sie war noch nicht zu Hauſe, als der Schulmeiſter kam, um zum Abendgebete zu läuten, er fand das Papier, worauf er, obſchon er Schulmeiſter war, nur mit Mühe die Worte las: „Heute Mitternacht bei der kleinen Gartenthüre.“

Weißmann zog die Glocke mit zitternder Hand, indem er bei ſich überdachte, ob er ſich bei dieſem Rendezvous einfinden ſollte oder nicht, denn er beſaß nicht großen Muth und war kein Freund von Abenteuern. Er fürchtete eine Falle, die ihm vielleicht der Ritter, oder ſein Weib legen könnte, und beſchloß zu Hauſe zu bleiben. Bald aber kamen ihm menſchlichere Ideen, Mathildens bezauberndes Bild trat vor ſeine Blicke, blaß vor Liebe und Schmerz; er wurde noch einmahl verführt und beſchloß ſich einzufinden. Plötzlich erbleichte er, ſeine zitternde Hand ließ den Glockenſtrang fahren, denn er bemerkte, daß er in ſeiner verliebten Zerſtreuung viermahl zum Gebete geläutet habe. Die Weiber vom Dorfe, die vom Felde heimkehrten, wunderten ſich nicht wenig und ſagten zu einander: Was fällt denn heute unſerem Schulmeiſter ein?

Weißmann wußte der Aufmerkſamkeit ſeines Weibes zu entwiſchen, und ſtellte ſich um Mitternacht bei der kleinen Gartenthüre ein. „Ich erwarte dich ſchon eine Stunde,“ ſchrie ihm Mathilde entgegen. Er näherte ſich bebend, und bat ſie um Gotteswillen, etwas leiſer zu ſchreien.

„Bleibe hier," fuhr ſie fort, ihm die Hand drückend, und eilte in das Haus.

„Dahinter ſteckt etwas," dachte der Schulmeiſter. Vorſichtig entfernte er ſich etwas von der Gartenthüre, ſtützte ſich auf den Stamm eines Apfelbaumes, und mit bewegten Herzen, lauſchenden Ohren und ſpähenden Blicken harrte er auf Mathildens Rückkehr. Eine halbe Stunde war verfloſſen, und das Mädchen erſchien noch nicht, er verlor ſchon die Geduld, da vernahm er ein leiſes Rauſchen und trat wieder zur Gartenthüre.

„Höre mich," ſprach ſie eilig, „entweder du entführſt mich, oder ich entführe dich. Mache keine Einwendungen. Ich habe deine Rolle übernommen, weil du ihr nicht gewachſen biſt; übernimm du die meinige, ſei ergeben und gehorſam wie eine Frau, aber falle mir nicht etwa wie dieſe ſchwachen Geſchöpfe in Ohnmacht, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der arme Magiſter ſtammelte einige Worte, aber Mathilde hielt ihm die Hand vor den Mund und ſagte: „Kein Wort weiter, ſpäter magſt du reden, wenn wir weit genug entflohen ſind."

„Ich will aber nicht entfliehen!" ſchrie Weißmann.

„Recht gut, du führſt deine Frauenrolle vortrefflich aus. Ich will nicht! — Aber ich muß fort aus einem Lande, wo nie eine Emancipation der Frauen Statt haben wird; willſt du mich allein ziehen laſſen? Wäre das, ſo bleibt noch ein Mittel mich an dir Grauſamen zu rächen." Bei dieſen Worten zog Mathilde einen Dolch aus dem Buſen und ließ ihn im Mondenlicht ſchimmern.

Weißmann erbebte.

„Wohlan," ſprach Mathilde mit entſchloſſenem Tone, „ſoll ich vollenden, wollen wir miteinander in eine andere Welt flüchten?"

„Nein, nein, wir wollen noch in dieſer bleiben!" ſchrie Weißmann, „entführe mich, meinetwegen in die Hölle, wenn du willſt!"

„So iſt es recht, mein Getreuer," erwiederte Mathilde ihn an ihre Bruſt drückend, „fort in die Hölle, wenn es ſein muß, aber auf einem roſenbeſtreuten Wege."

Es erſchien eine Magd, die einen Eſel führte. Mathilde empfahl ihr ja nichts zu vergeſſen, und während die Magd dem Eſel einen kleinen Koffer und einen Reiſeſack auflud, nahm Mathilde den Arm Weißmanns und führte ihn auf die Landſtraße. Der Schulmeiſter in der größten Angſt dachte nach, ob er nicht lieber Reißaus nehmen ſollte. Mathilde freute ſich, daß der erſte Theil ihres Romans zu Ende ging.

Von dem Dorfe bis zum nächſten Städtchen zählte man nur zwei Meilen, Mathilde mußte aber ihre zarten kleinen Füßchen durch volle vier Stunden auf dem ſteinigen Wege ermüden, um dahin zu gelangen; denn der Eſel hatte genug zu tragen. Uebrigens zog es die Romanenheldin auch vor, hinzuwandeln am Arme des Geliebten, der ſchweigend und ganz zerſchmettert neben ihr hintrabte. Vergebens ſuchte ſie ihn durch liebevolles Geſchwätz zu ermuthigen. „Peinigen dich nicht etwa ſchon mädchenhafte Gewiſſensbiſſe?" fragte ſie. „Bedauerſt du deine alte Schulmeiſter-Barake, deinen Kohl und Salat, und deinen Magiſter-Scepter? Haſt du Furcht mit mir Hungers zu ſterben? Ach wie herrlich wäre es für zwei Liebende, miteinander hinüber zu gehen!

Indeſſen fürchte nichts für deinen Magen, zu jedem anderen würd' ich ſagen: Fürchte nichts für dein Herz. Ich trage einen Renten-Contract mit dem Staate auf jährliche 2000 Gulden als Erbſchaft meiner Mutter bei mir, ich habe allen meinen Schmuck mit mir genommen, außerdem bin ich im nächſten Jahre großjährig und kann den ganzen nicht unbedeutenden Nachlaß meiner Mutter in Anſpruch nehmen."

Der Schulmeiſter ſeufzte und ließ den Kopf hangen. Bis jetzt hatte er geſchwankt, ob er nach Hauſe zurückkehren, oder Mathilden folgen ſollte, aber die 2000 fl. Renten und der mütterliche Nachlaß vollendeten endlich ſeine Verführung, und er verſprach ſich Mathilden ſo feſt anzuſchließen, wie das Moos dem Steine. — „Worüber könnt' ich mich denn auch beklagen?" ſprach er zu ſich ſelbſt, — „ein ſchönes Mädchen und ein gutes Einkommen. Ich habe Zeit und lerne recht gut Latein, und treibe Muſik, das wird ein vortreffliches Leben werden."

Andreas und Mathilde kamen ohne Hinderniß in der Hauptſtadt an. Sie bezogen eine kleine Wohnung in einer abgelegenen Straße, wo ſie in den erſten Monaten ruhig lebten. Endlich gelang es Herrn von Edelſchein, den Aufenthaltsort ſeiner Tochter zu entdecken. Er wandte Bitten und Drohungen an, er beſchwor Mathilden bei ſeinen grauen Haaren und drohte ihr mit ſeinem Fluche, um ſie zu vermögen zu ihm zurück zu kehren. Die arme Verirrte widerſtand allem, ſie ſah in all' dem nur ein neues Capitel ihres Lebensromanes. Der arme Vater ſtarb aus Gram, und Mathilde ſchaffte ſich ein Trauerkleid an.

Nach des Ritters Tode hatten die beiden Liebenden keine Urſache mehr ſich zu verbergen, ſie waren durch deſſen Erb-

ſchaft reich geworden und bezogen ein ſchönes Haus in einer beſuchten Straße. Der arme Teufel von Schulmeiſter ließ ſich nun ganz ſo gehen, wie ihn das Schickſal leitete. Sein Weib ſchrieb ihm eine Menge Briefe voll orthographiſcher Fehler, in denen ſie ihm das Maß beilegte, wie groß ihr Junge ſchon geworden ſei, und worin ſie ihm kläglich ihre verlaſſene Lage beſchrieb; er küßte die Briefe, weinte, dachte aber in einer Stunde nicht mehr daran. Während des ganzen erſten Jahres wandelte er wie berauſcht auf der Bahn des Böſen fort. Auch befriedigte er ſeine Lieblingsneigungen, er lernte Latein und hielt ſich viele Zeitungen. Aber am Ende des Jahres fing ihn die Langeweile zu quälen an. Der Müßiggang, der ihm anfangs ſo behaglich geſchienen, fiel ihm wie ein bleierner Mantel auf die Schulter. Er war für die Arbeit geboren, ſeine ſtarken Arme wollten ſich rühren; aus dem Volke geboren, hatte Gott auch ihm, wie ſeinen Brüdern, keine andere Ruhe als die ewige vorbehalten. Er wünſchte ſich ſein voriges Leben zurück, das ihm jetzt um ſo angenehmer erſchien, als er es durch das Prisma der Erinnerung ſah, er ſehnte ſich nach ſeinen Rangen von Schülern, nach ſeinen kirchlichen Verrichtungen und nach den naiven Ergüſſen der Liebe ſeines Weibes. Bedauert den armen Schulmeiſter, der zur Ruhe der Alten und Schwachen verdammt war und der oft von ſich ſelbſt ſagte: „Ich ſpiele hier die Rolle eines Todten.“

Mathilde hingegen langweilte ſich nicht, ſie verfolgte immer mit Theilnahme den Roman ihres Lebens, überlas oft die früheren Capitel und ſuchte die Auflöſung voraus zu errathen. In den langen Abendſtunden verlor ſie ſich oft in die phantaſtiſcheſten Ideen. — „Ach, wenn du ein Schriftſteller

würdeſt," ſagte ſie oft zu Weißmann, „was wäre das herrliches! Du würdeſt der Welt Meiſterwerke liefern." —In den Augen des armen Schulmeiſters waren Meiſterwerke: Die Sprachlehre, die Erdbeſchreibung in Fragen und Antworten, der Krakauer-Kalender und ſeine Journale. Er hatte nur einmahl in ſeinem Leben mit einer wiſſenſchaftlichen Verhandlung ſich abgegeben. Er hatte ſich nämlich gefragt, warum ſich denn die Erde die Mühe gebe, ſich um die Sonne zu drehen? Frau Weißmann ſagte ſehr vernünftig, ſie meine die Erde drehe ſich nicht um die Sonne, ſondern vor der Sonne, ſo wie ein Kalbsſchlegel am Spieße vor dem Feuer. Weißmann nahm das übel, ſein Weib wurde heftig, und während ihres Streites lief die Milchſuppe über, Frau Weißmann wollte ſchnell zum Herde laufen, und ſtieß dabei die Wiege um, das Kind ſchrie dabei erbärmlich und Weißmann nahm ſich vor, nie mehr von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden zu ſprechen.

Mathilde ſah, daß Andreas immer der alte blieb; er hatte zwar andere Kleider angezogen, aber er blieb Schulmeiſter, und that nichts lieber, als Pſalmen und Grablieder ſingen, ſchöne Buchſtaben malen und der Köchin das Küchenbuch zuſammen rechnen.

Es kam endlich eine Zeit, wo es Mathilden auffiel, daß Andreas ſo oft vom Hauſe abweſend war. Beſonders an Sonn- und Feſttagen ging er des Morgens aus und kam erſt abends nach Hauſe. Bald ſagte er, er habe einen großen Spaziergang gemacht, bald, er habe Freunde getroffen, oder er habe einer Muſik oder Revue beigewohnt. Vergebens bat ihn Mathilde ſie mitzunehmen, er fand

immer Hinderniſſe und ging allein. Wohin ging er? Mathilde war anfangs darüber unruhig, dann eiferſüchtig.

Entſchloſſen das Räthſel zu löſen, folgte ſie dem Andreas eines Morgens heimlich. Er ging durch mehrere Gaſſen endlich in einen öffentlichen Garten. — „Ah! dachte Mathilde, hier hat er gewiß ein Rendezvous.“ — Endlich ſchlug es 10 Uhr und der Schulmeiſter eilte ſchnelleren Schrittes davon. Mathilde folgte ihm wieder und ſah wie er in eine Kirche ging. — „Sieh da, wie in Spanien, dachte ſie, ein Stelldichein in der Kirche!“ — Das Gotteshaus war noch leer und Andreas wie verſchwunden. Sie kniete an einem Pfeiler nieder und bat Gott, ihr dieſes ſchreckliche Geheimniß zu enthüllen. Allgemach füllte ſich die Kirche, Frauen und Mädchen erſchienen, und die Eiferſüchtige betrachtete jede und dachte: „Iſt es dieſes ſchöne Mädchen? oder jene reizende Frau?“ Das feierliche Hochamt begann und mit ihm der Geſang auf dem Chore. Mathilde eilte über eine Stiege in ein Seiten-Oratorium, um die Kirche beſſer überſehen und vielleicht auf dieſe Art ihren verlorenen Andreas wiederfinden zu können. Bei dem herrlichen Gloria fielen ihre Blicke unwillkürlich auf den Chor, und was erblickte ſie? Unter den Choriſten ſtand auch Andreas und ſang mit vergnügtem Geſichte aus Leibeskräften mit.

Ganz enttäuſcht und in ihrer romanhaften Idee ganz erniedrigt, eilte ſie weinend nach Hauſe. Als Andreas erſt abends, nachdem er vormittags in drei Kirchen die Meſſen und nachmittags in eben ſo vielen die Veſpern mitgeſungen hatte, — nach Hauſe kam, überhäufte ſie ihn mit Vorwürfen. „Wie erbarmungswürdig!“ rief ſie, „Choriſt! Kirchenchoriſt! Wenn es noch bei der Oper wäre. Iſt das

die Tribune, worauf dich meine Liebe erhoben hat? O mein Gott, wie sehr bin ich bestraft! Ich war blind als ich hoffte, diesen Menschen zu metamorphosiren. Du warst Schulmeister und wirst Schulmeister bleiben." — „Ja," schrie Andreas, „ich war Schulmeister und will auch Schulmeister bleiben. Das Gewitter muß einmahl losbrechen, ich muß meinem Herzen Luft machen. Ich habe es lange genug versucht, meine arme Natur zu unterdrücken, es geht nicht mehr. Verzeih' mir, Mathilde, ich bin deiner unwürdig, aber ich leide selbst dabei, wie ein Märtyrer. Unser Herrgott selbst hat dich zum Nichtsthun erschaffen, man sieht es an deinen Händen und Füßen, er hat dich erschaffen wie eine schöne Blume zur Lust der Augen. Ich hingegen bin aus anderem Stoffe gemacht zur Arbeit. Die Ruhe ist für mich die größte Plage. Ungeachtet deiner liebevollen Sorgfalt vergehen mir die Tage langsam, und die Langweile erdrückt mich. Ich weiß nicht, ob es eine Strafe des Himmels ist, aber ich sehe alles schwarz, es ist immer Nacht für mich. Habe Mitleid mit mir, meine gute Mathilde, schicke die Magd und den Bedienten weg, laß mich die Zimmer auskehren, die Kleider reinigen, das Holz klein machen, laß mich in den Kirchen läuten und singen, sonst halt' ich's nicht aus, gehe durch und nach Pellenberg zurück." — Nach diesem Geständnisse that Weißmann einen tiefen Athemzug und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Mathilde aber antwortete mit emporgeworfenem Kopfe: „Lieber sterben, als meinen Geliebten als Choristen sehen. Ich verbiete es dir, jemahls wieder im Chor mitzusingen."

Andreas wagte es nicht etwas dagegen zu sagen, Tage voll Unmuth und Langeweile folgten dieser Scene. Er

hatte Zeit nachzudenken, und da sah er denn sein Häuschen, beschattet vom Glockenthurme, seinen Garten worin er so viele Fruchtbäume selbst gesetzt und mit edlem Obste befruchtet hatte, sein armes Weib, das über ihre Verlassenheit weinte und seinen Knaben, der auch weinte, weil er die Mutter weinen sah. Er erinnerte sich der schönen Tage, wo er zweimahl zum Gebete läutete, wo er seinen Schülern die Ruthe gab, und er seufzte tief und beklommen.

Eines Abends, nachdem er eben wieder solchen Erinnerungen nachgehangen hatte, nahm er Hut und Stock und ging heimlich fort, ohne zu wissen wohin. Er sah, wie eben die Diligence abfuhr, er setzte sich ein und sagte der Hauptstadt und Mathilden ein ewiges Lebewohl.

Die beiden nachfolgenden Briefe werden diese kleine Erzählung schließen.

An Fräulein Mathilde von Edelschein.

Pellenberg den 16. Juli 18—.

Meine arme Mathilde!

Ich habe dir immer gesagt, daß ich deiner unwürdig sei, aber mein Herz ist mehr werth, als ich, und dieses hab' ich dir zurückgelassen. Dessenungeachtet aber habe ich mein Weib mit Vergnügen wieder gesehen! Sie hat so viel geweint. Ich bin des Abends angekommen, sie war ganz allein in unserem kleinen Hause, und strickte traurig. Ich sah sie lange durch das Fenster an und wurde unruhig, weil ich unser Kind nicht gewahr wurde, endlich bemerkte ich, daß es in dem Bette lag, worin ich oft so gut schlief. Ich trat zitternd ein, weil ich fürchtete, mein Weib würde mir einen

ſchrecklichen Spectakel machen, allein ſie ſtieß nur einen lauten Schrei aus und ſtürzte in meine Arme. — „Biſt du endlich da?“ rief ſie, „ich wußte ja, daß du wieder kommen würdeſt. Und deine ſchöne Dame?“ — fuhr ſie fort, ſich aus den Armen windend — „Verzeih'“ — erwiederte ich, „und reden wir nicht mehr von ihr.“ — „Du kommſt eben recht,“ ſagte ſie, „ich habe ein Gerücht von Bohnen zubereitet, und auf dich gedacht, als ich ſie einſammelte.“ — „Und unſer Junge, wo iſt er?“ — „Er ſchläft an deiner Stelle, böſer Mann. Seine Wiege ſteht aber noch immer am Fuße des Bettes, ich wollte ſie ſchon verkaufen, aber man weiß nicht, ob man ſie nicht noch braucht.“ — Mit dieſen Worten ging mein Weib zum Feuer und goß Milch in die Bohnen, und ich trat zum Bette und küßte meinen Buben.

Ich weiß nicht, warum ich dir das alles ſchreibe, Mathilde, aber es lag mir auf dem Herzen, und ich öffne dir dieſes. Ich habe Hoffnung, wieder Schulmeiſter in Pellenberg zu werden. Sie haben mich noch lieb hier, und über den Scandal, den wir gemacht haben, lachen ſie jetzt und bedauern mich ſogar, wenn ich ihnen erzähle, wie ſehr ich mich wieder hieher zurückgeſehnt habe. Sieh, liebe Mathilde, mache es ſo wie ich, und tritt wieder in's bürgerliche Leben zurück, da hat man keine Langeweile. Verheirate dich, das, was geſchehen iſt, wird man dir nicht ſo verübeln, und es werden ſich Freier genug finden; denn du biſt reich. Ja, heirate, Mathilde, heirate, da kriegt man kleine Kinder, und das thut dem Herzen wohl. Man ſchaukelt ſie, man führt ſie ſpazieren, man liebkoſet ſie, und dabei vergeht die Zeit. Vor allem bleibe nicht in der Hauptſtadt, das iſt ein ſchlimmer Aufenthalt. Glaube nicht, daß

ich dir nicht mehr gut bin, die Thränen ſteigen mir in die Augen, indem ich dir dieſen Abſchiedsbrief ſchreibe, und wenn du nur eine Stunde weit entfernt wäreſt, ſo würde ich zu dir eilen, um dich zu umarmen. O lieber Gott! wie mußt du dich ſo fern und ſo allein langweilen.

Lebe wohl, Mathilde, ich muß jetzt in die Kirche gehen, um Gebet zu läuten, dieſe Vergünſtigung hat man mir ſchon zugeſtanden.

Andreas Weißmann.

An Herrn Andreas Weißmann,
ehemahls Schulmeiſter in Pellenberg.

W. den 20. Juli 18—.

Mit eiſiger Hand ſchreib' ich Ihnen dieſe Zeilen. Ich hab' es Ihnen oft geſagt, mein Freund, das Leben iſt ein Roman. Mein Roman geht zu Ende, das Schickſal fängt an, das letzte Capitel zu dictiren. Der Roman Ihrer armen Mathilde iſt nicht weniger intereſſant, als ein anderer; wenn ich ihn mit ſechzehn Jahren geleſen hätte, ich würde Thränen geweint haben.

Wir ſind getrennt, und ich leide, aber auch der Schmerz hat ſein ſüßes. Als ich Ihren Brief las, kam mir ein Gedanke der Rache, ich wollte nach Pellenberg gehen, den Stahl erſt in Ihr treuloſes Herz, dann von Ihrem Blute rauchend in das meinige ſtoßen, doch beſann ich mich anders. Mit einem treuen Geliebten ſterben iſt ſüß, einen ungetreuen verachtet man. Ich ließ mir Kohlen bringen, allein

wozu, der Gram wird mich ohnedieß bald verzehren. Ich ließ einen Notar kommen und dictirte ihm mein Teſtament. Ich will in dem Kirchhofe zu Pellenberg begraben werden an der Seite meines Vaters. Eine zerbrochene Säule und eine Trauerweide ſoll auf meinem Grabe ſtehen. Der Kirchhof iſt vor deinen Fenſtern, da wirſt du täglich meinen Schatten ſehen, und dieß ſei die Rache

deiner unglücklichen
Mathilde.

Troſt.

Jede Zeit iſt ſchon geweſen, jede Zeit wird wieder ſein,
Jede Zeit braucht, um zu werden, ihre Zeit, wie Korn und Wein;
Darum laßt uns nicht verzagen, wann es gähret, wann es toſ't:
Jedes Korn war einmahl — Moder, jeder Mein war einmahl — Moſt.

J. G. Seidl.

Laienbrevier.

1.

Ihr ſeid gerührt, wenn eine falſche Thräne
Auf kunſtgebleichten Wangen leiſe bebt;
Und freut euch mit, wenn truggeübt ein Auge
Wie wonnetrunken ſich zum Himmel hebt.

Doch lacht ihr nur, ſeht ihr ein Kind ſich härmen,
Und ſeid ſo kalt, wenn's ſich des Lebens freut:
Ihr meint gewiß: in dieſem kleinen Herzen
Sei wohl kein großer Raum für Luſt und Leid.

Oh glaubt es nicht! Iſt doch im kleinſten Tropfen,
Den auf ein welkes Blatt der Thau geweint,
Auch Raum genug für einen ganzen Himmel,
Ob er nun klar, ob thränenfeucht erſcheint!

2.

Gebeugt vom Druck der heißen Sonnenſtrahlen
Die Blume einſtens eine Wolke bat:
„Oh ſende mir, zur Lindrung meiner Qualen,
Nur einen Tropfen auf mein welkes Blatt!“

Die Wolke flo dahin mit raſcher Eile,
Und ſah herab mit kaltem, ſtarrem Blick;
„Es ſei“ — ſprach ſie voll Stolz — „nach kurzer Weile
Will dein gedenken ich, — und kehr' zurück“ —

Wohl kehrte ſie zurück, wohl kam ſie wieder, —
Doch ach! zu ſpät war's für des Blümchens Noth;
Längſt hatt' es ſchon geſenkt ſein Köpfchen nieder,
Entblättert lag es da, verwelkt — und todt.

Drum denkt der Wolke, wenn in Schmerzenstagen
Die Armuth euch um milde Gaben fleht:
Woll't nie dem Elend ſüßen Troſt verſagen —
Doch ſäumt auch nicht, daß ihr nicht kommt zu ſpät!

3.

Ein bunter, leichter Schmetterling, der ſpielend
Empor zum Lichtazur des Himmels fliegt,
Ein Blumenblatt, das, Sonnenkuß nur fühlend,
In blauer Lüfte Liebeshauch ſich wiegt:

So iſt, o Knabe, jetzt dein frohes Leben,
Ein Schmetterling, ein Blatt, ein Tropfe Schaum;
Du ſiehſt ſie ſorgenlos vergeh'n, entſchweben,
Und meinſt: es kehrt gewiß der ſchöne Traum.

Und meinſt: ein Eden ſei die Welt, die ſchöne,
Und jeder Tag ein Lächeln der Natur —
O glaub' es nicht! — einſt wird ſo manche Thräne
Auf deinen Wangen zeichnen ihre Spur.

Denn wiſſe, Knabe: Dulden und Ertragen
Das iſt des Menſchen hartverhängtes Loos:
Drum lern' entbehren, — lerne früh entſagen,
Und werd' im Leiden ſtark, — in Schmerzen groß!

4.

Ja nur der Schmerz iſt ewig! Saget nimmer,
Es gab' im Daſein dennoch ſüße Stunden,
Wo ausgeglüht, verlöſcht des Schmerzens Glimmer,
Ein Engel Kühlung weht auf unſre Wunden.

Denn dieſer Engel ſchreibt mit Roſenſchimmer
Auf unſre Wangen, was wir dann empfunden,
Und drum vergeht auch gleich der Traum auf immer,
Denn Roſenpurpur iſt ja bald verſchwunden.

Doch Stunden gibt's des tiefſten Seelenſchmerzens.
Wo uns Verzweiflung lodert im Gehirne,
Die Fibern all' zerreißend unſres Herzens.

Die ſchreibt ein Dämon uns, zur ew'gen Gabe,
Mit tiefen Furchen auf die bleiche Stirne,
Und Furchen, wißt ihr, bleiben bis zum Grabe!

Cajetan Cerri.

Reich und arm.

Neide nicht ſein Gold dem Wucherer,
Wenn dein Herz von Vorwurf rein:
Beſſer iſt's ein reicher Armer,
Als ein armer Reicher ſein!

J. G. Seidl.

1.

Heimatlied.

Am grünen Donauufer
Da ſteht ein Herd,
Dem hat meine raſche Jugend
Den Rücken gekehrt.

Am grünen Donauufer
Eine Blume blüht: —
Leb' ewig wohl, mein Liebchen,
Dich Gott behüt'!

Am grünen Donauufer
Eine Weide ſich wiegt: —
Meine alte liebe Mutter
Begraben da liegt.

Am grünen Donauufer
Nahm Abſchied ich,
Und weinend auf fremder Straße
Ich fürder ſchlich.

2.

Liederblume.

Liederblume, ſteig' zur Höh',
Winter geht zu Ende,
In des Frühlings Blütenſchnee
Streu' auch deine Spende.

Was du ſtill im Winter haſt
Ausgedacht im Herzen,
Zünd' es für den lieben Gaſt
An in tauſend Kerzen.

Wie am Abend, wenn der Chriſt
Kommt zu allen Kleinen,
So am Morgen, wie du biſt,
Zeige dich den Deinen!

3.

Hirtenknabe.

Habe jüngſt eine Thräne geweint,
Niemand konnt' es ſehen —
Nur der Lenz, der liebe Freund,
Ließ an der Stelle, wo ich geweint,
Ein roth Blümchen erſtehen.

Und am jüngſten Morgen kam
Liebchen mit frohem Herzen,
An die Bruſt ſie das Blümchen nahm,
Wußte nicht, woher es kam,
Blümchen meiner Schmerzen.

Daß ich ihr nun doppelt werth,
Schien ihr Blick zu geſtehen,
Als ich abends, heimgekehrt,
An dem kleinen Feuerherd
Grüßend ſie geſehen. —

Ludwig Hall.

1.

Am Abend.

Die Wipfel der Bäume ſonnen ſich,
Indeß ihr Stamm im Dunkel lebt,
Die Blüten alle drängen ſich,
Nach oben jedes Blättlein ſtrebt.

Wie gleichſt du meinem Herzen, Baum,
Wie biſt du meinem Leben gleich:
Die Wünſche wohnen im Sonnentraum,
Das Herz, das arme, im Schattenreich!

2.

Frühlingslied.

Wie eine Roſenknoſpe
Entfaltet ſich Natur,
Denn alles keimt und blühet
Und ſproßt und grünet nur.

Und was die Nachtigallen
Von ihrem ſüßen Klang
Verſchwenden und verſchallen,
Das iſt ein Frühlingsſang.

Und was die Blüten träumen
Im hellen Silberſchaum,
Gewiegt auf grünen Bäumen,
Das iſt ein Frühlingstraum.

Und was mein Herz beweget,
Was mich zum Himmel zieht,
Im Innerſten ſich reget,
Das iſt — ein Frühlingslied.

3.

Einſiedlers Wintertraum.

Blauer Himmel, Wachtelſchlag,
Frühlingswehen, grüner Haag,
Lebt in meinen Träumen,
Wenn im Dunkel Schnee und Eis
Sich im Walde, blüteweiß,
Wiegt auf allen Bäumen.

Und mein Haus ſteht in dem Wald,
Wo kein Menſchentritt erſchallt,
An der tiefſten Stelle,
Bis heran mit Leid und Freud'
Kommt die holde Blütezeit
Bis an meine Zelle.

Einſam bin ich, ganz allein
Träumend, wie ein Vögelein
Sitzt in ſeinem Neſte;
Stumme Tannen ſteh'n um's Haus,
Strecken in die Nacht hinaus
Die beeiſ'ten Aeſte.

Gottlieb Friedrich

Kalt!

Aus der noch ungedruckten Dorfgeſchichte: Magiſter Ringewaldt.)

Es iſt ſo kalt, kein warmes Wort
Will ſich der Bruſt entwinden,
Die beiden wandern ſchweigend fort,
Kein Wort ſie können finden.

Allüberall ſtarrt kalter Reif
Auf Bäumen und auf Sträuchen;
Wohl ſcheint ein matter Sonnenſtreif,
Doch will der Reif nicht weichen.

Kalt iſt's, kein warmes Wort wird laut,
Die weißbereiften Bäume,
Es ſind, mit Aug' und Herz geſchaut,
Kryſtalliſirte Träume.

Sieh, was ich einſt, was du geträumt,
Da hängt's am Strauch erfroren,
Des Lenzes Saft hat ausgeſchäumt,
Die Jugend iſt verloren.

Verloren iſt der friſche Muth,
Am Leben ſich zu ſonnen,
Verglommen alle Herzensglut,
Der Liebe Born verronnen.

Und doch ſo ohne warmes Wort
Auf ſchaurig kalter Heide,
So handverſchlungen immerfort,
So wandern alle beide.

Wenn aber Glut dem Wort gebricht
Das Herz voll zartem Sehnen,
Es hat doch Wärme noch, — es ſpricht
In heißen, heißen Thränen.

Chr. Oeſer *).

1.

Blütenſchnee.

Mitten in dem Blütenſchnee
Saß ich unter'm Baume,
Flocken fielen immerzu,
Wie von Federflaume.

Noch nicht lang, daß aus der Höh'
Andre Flocken fielen;
O Natur, wie weißt du ſchön,
Wie ſo ſchön zu ſpielen.

*) Tobias Gottfried Schröer, als Profeſſor der Geſchichte, Aeſthetik und deutſchen Literatur am evang. Lyceum zu Preßburg geſtorben am 2. Mai 1850. A. d. R.

Damahls täuſcht' ich mich ſo gern,
Daß es Blüten ſtreute,
Jetzt im Frühling, jetzt im Mai
Iſt's, als ob es ſchneite.

2.

Leben.

Wenn ich der Erdenwonnen all gedenke,
Mich in den Anblick all der Welt verſenke,
Da denk' ich oft voll ſtiller Seligkeit:
Was willſt du, Seele, noch Unſterblichkeit? —

Haſt du gelebt in dir, durch dich ein Ganzes,
Haſt du geſchaut die Welt voll reichen Glanzes,
Haſt du die Luſt und auch den Schmerz gefühlt,
Ein Leben hin — gekämpfet und — geſpielt;

Haſt du geſättigt einmahl deine Sinnen,
Und deinen Geiſt nach außen und nach innen
Erweitert, zu begreifen, deine Welt —
Verliſch, o Staub, ſobald es Gott gefällt!

Carl Julius (Schröder *).

---

*) Sohn des vorigen, Profeſſor der deutſchen Literatur an der Univerſität zu Peſth. A. d. R.

Schützensage.

Es war im schönen Maien, grün waren Thal und Höh',
Vom Berge lachte nieder der Bäume Blütenschnee,
Der Himmel war so heiter, die Lüfte schwiegen still,
Da galt's ein lustig Schießen und Knallen im Kampill.

Du kennst die traute Stelle, wo die Capelle steht,
Wo leise, leise murmelnd der Fluß vorübergeht,
Dort flattern hell die Fahnen, dort locket Kranz und Best,
Und ziehet manchen Schützen zum muntern Frühlingsfest.

Und wenn es kracht in's Schwarze, der Mörser donnernd knallt,
Da hebet sich ein Singen, das rings im Thale hallt;
Pfeift aber rasch die Kugel am fernen Ziel vorbei,
Da schweigen Lust und Freude, der Schütze flucht dem Blei.

Es ist ein böses Treiben, ein Schwanken um das Glück,
Den besten trügt der Stutzen, den sichersten der Blick;
Und der sich sonst die Fahnen, die Zierden all' gepflückt,
Dem ist der Tanz verbittert, dem ist kein Schuß geglückt.

Zehnmahl hatt' er geſchoſſen, zehnmahl ward er gefoppt,
Zehnmahl hatt' er gefehlet, wie er auch flucht und tobt;
Und als zum eilften Mahle er nach dem Stutzen fuhr,
Da ballt' er ſeine Hände und rief den tollen Schwur:

„Der Teufel iſt im Spiele, mein Stutzen iſt gebannt,
Daß mich ohn' Ende narren die Scheibe und der Stand:
Und treff' ich nicht die Scheibe, ſo treff' ich unſern Herrn,
Und glückt's nicht in der Nähe, ſo trotzt mir nicht die Fern'!" —

Horch! luſtig knallt die Büchſe; flog in das Rund das Blei?
Nein, tückiſch pfiff die Kugel am Scheibenrand vorbei.
Ein Schuß noch! — ausgeſchoſſen iſt dann die heil'ge Zahl;
Glück auf, berühmter Schütze, und triff zum letzten Mahl!

Was eilfmahl ſich verweigert, kehrt oft zum zwölften Mahl,
Das Ende bringt oft zehnfach, was uns der Anfang ſtahl.
Raſch iſt geputzt, geladen, der Hut in's Aug gedrückt;
Wie wild und wie verworren der Schützenkönig blickt!

Den Stutzen an der Schulter zielt er wohl in die Fern',
Doch nicht nach Block und Scheibe blickt ſeines Auges Stern;
Jenſeits des Eiſack's ſtehet einſam ein Chriſtusbild,
Das blicket in die Wellen ſo leidend, fromm und mild.

„Und treff' ich nicht die Scheibe, ſo treff' ich unſern Herrn,
Und hilft mir nicht der Himmel, hilft mir die Hölle gern."
Ein Schuß fällt, ob den Waſſern ſummt dumpf die Kugel hin,
Es rauſcht der Eiche Krone, die Wellen wilder zieh'n.

Die Rebe an dem Strande erzitterte ſo bang,
Als wild des Wilden Kugel in's heil'ge Bildniß drang:
»Hochauf! den Hut geſchwungen, die Probe iſt geglückt,
Hab' einen Schuß geſchoſſen, wie ſich's dem Meiſter ſchickt!«

Hoch jubelt nun der Schütze, doch plötzlich ſtockt der Mund,
Vom Strand kam eine Kugel, drang in des Herzens Grund,
Sie pfiff vom Kreuz zurücke, die jüngſt hinüberdrang, —
Wie purpurroth das Herzblut des Frevlers Bruſt entſprang.

Die Eiche rauſcht im Winde, der ſauſend weht und zieht,
Des Eiſack's Wellen ſingen ein ernſtes Todtenlied,
Es brauſen wilde Stürme, wo's früher war ſo ſtill,
Da war das frohe Schießen verhallet im Kampill.

Ignaz Zingerle.

Die Krone von Thule.

Viel melden alte Sagen
Von Thule im Ocean,
Wo jetzt nur Felſen ragen:
Eine Krone hängt daran.

Mag ſie auch golden blinken,
Trägt keiner doch nach ihr Begehr,
Als ſteinerne Wächter winken
Die Klippen um ſie her. —

Einſt thronte ein König mächtig
Auf jenem Inſelſtrand,
Der herrſchte reich und prächtig,
Der kämpfte mit ſtarker Hand.

Doch ſchaurige Gedanken,
Die drückten ſein Herz gar ſchwer,
Denn tiefer und tiefer ſanken
Die Ufer hinab in's Meer.

Die Unterthanen flohen
Den Strand mit Hab' und Gut,
Stets näher ſahen ſie drohen
Die ſauſende, brauſende Flut.

Es bleibt der alte König
  Zurück nur ganz allein; —
Nichts iſt ihm mehr unterthänig,
  Der Felſen nur iſt noch ſein.

Bis daß die letzten Stützen
  Dem ſchwanken Reich geraubt,
Will er es noch beſitzen,
  Dort betten das müde Haupt.

Und als ſich ſchon erhoben
  Die Fluten über den Strand,
Der alte Herrſcher droben
  Am höchſten Riffe ſtand.

Und an der ſpitzen Klippe
  Hängt' er die Krone auf,
Sprach noch mit ſterbender Lippe:
  „Leb' wohl!“ ſprach nichts mehr drauf. —

Die Krone hängt am Riffe,
  Und glänzt in's blaue Meer,
Doch keines aller Schiffe
  Trägt nach der Krone Begehr.

Theodor Meynert.

Die Fiſcherin von Bukke-Fiörd.

Im Bukke-Fiörd am Norwegerſtrand,
Vor ärmlichem Haus in lockerem Sand,
Da rudert im Kahn ein alterndes Weib,
Die Stirn geſenkt, gebogen den Leib.

Sie kreiſet, beſpritzt von fliegendem Schaum,
Um ruhigen Ort im wogenden Raum;
Sie ſtarrt hinab mit offenem Mund,
Durchſchauend die Flut, erſpähend den Grund.

Sie ſuchet in Angſt, in zagendem Grau'n,
Tief unten im Sand den Gatten zu ſchau'n;
Sie ſuchet nach ihm tagtäglich ſchon lang,
Seit ſie ihn geſeh'n in hölliſchem Zwang.

Er ſetzte den Fuß, er tauchte die Bruſt
In's kühlende Naß, ihn labte die Luſt,
Da tönte Geſchrei, es zogen hinab
Die Fiſche des Meer's den Fiſcher in's Grab.

Seit ſolchem Geſchick umſchlungen von Wahn
Ruft ſchaurig das Weib im ſchwankenden Kahn:
»Jetzt hebt er das Haupt, — jetzt ſtreckt er den Arm, —
»Jetzt ſinkt er auf's neu, — daß Gott ſich erbarm'! —

„Nun fand er das Netz, das lang' er geſucht. —
„Wie iſt es gefüllt! — kaum zieht er die Wucht. —
„O bring' ſie herauf, zum Nachen, in's Haus! —
„O weh' mir, o weh', wer hilft ihm heraus! —

„Matroſen hieher! Nicht ſegelt vorbei,
„Mein Gatte verſinkt, entſetzlicher Schrei!
„Friſch, ziehet das Netz! — Er tauchet an's Licht,
„Sieh — traulicher Gruß! — Nun laß' ich ihn nicht.“

Laut weinet im Kahn das bebende Weib,
Luſttrunken das Aug', erhoben den Leib,
Sie rudert in Haſt zum Häuschen im Sand,
Und jubelt noch lang am hallenden Strand.

Adolph Bube.

Das öde Haus.

Wie ſteht das Haus ſo einſam da,
Wo ich mein treues Liebchen ſah,
Mein Liebchen, einem Engel gleich,
An jeder edlen Tugend reich.

Wie oft ſtand ſie am Fenſter hier,
Gieng ich vorbei, und nickte mir,
Und nickte mir ſo freundlich zu,
Gab dem betrübten Herzen Ruh'.

Zur Abendzeit gieng ich vorbei
Auch oft in ſüßer Träumerei;
War gleich verhüllt ihr Fenſterlein,
So grüßte mich doch milder Schein.

Und ich gedachte ihrer Lieb',
Gedachte, was dem Leben blieb',
Hätt' nicht das Herz ein zweites Herz
Zum Mitgefühl für Freud' und Schmerz.

Nun iſt ſie fern, nun iſt ſie weit,
Läßt mich in trüber Einſamkeit,
Und wie das Haus, wo ich ſie ſah,
Steh' ich auch ſtill und trauernd da.

Wilhelm Kilzer.

Ein Abenteuer in Wien.

Von

Dr. Fernand Stamm.

Im Vorübergehen war mein Blick einige Mahle auf einige Mädchen gefallen, welche unter tauſend anderen ſchönen Mädchen, die Wien hat, auf der Freiung unter einer Eiche ſtanden. Die kleine Gruppe mögen Schweſtern ſein, ſchloß ich aus der Aehnlichkeit der Geſichter, obgleich ihre Tracht eine verſchiedene war. Das Auge wählt noch unter den Roſen eines Strauches, unter den Sternen des Himmels, unter mehreren gleichen Schweſtern, denn unter ſchönem iſt ſein Ziel das ſchönſte. Der erſt flüchtige Blick ermüdete bei jedem neuen Vorübergehen und ſäumte ſchon beim dritten Mahle auf der einen gar ſo lieblichen Geſtalt, er ruhte beim vierten Mahle, und beim fünften hing er ſo feſt, daß auch der Schritt ſtockte. Das iſt Männerſchickſal; und ich bin ein Mann, nichts männliches iſt mir fremd.

„Nun ſo trinke dich toll und voll, mein Auge!“ ſagte ich, und meine Blicke ſaßen, wie ſaugende Bienen, auf dem lieblichen Mädchen und ſammelten die Honigſüße der Schönheit. Sie hielt ihr Auge gegen Himmel gewandt, den hellen Blick wie vom wachen Traum überſchleiert. — „Ich darf mich ungeſehen ihr nahen, ſie bemerkt nicht den Dieb. —

Den Dieb? Heißt das ſtehlen, wo der Beſtohlene nicht ärmer wird und nur der Nehmer reich? Ei das iſt kein Diebſtahl, wenn man heimlich Blicke nimmt, einen leiſen Händedruck und Küſſe. Küſſe? Was rührt ſich hier mein Gewiſſen, als ob es doch nicht recht ſei, als ob auch Seufzer, Händedrücke und Küſſe erſchöpflich wären, als ob ein Mädchen ſich ganz arm küſſen könne! Aber Blicke von einer träumenden geſtohlen? Nein! dieſes liebliche Mädchen iſt ſo reich an Schönheit, wie die Sonne an Strahlen, ihr Glanz ermattet nicht. — Was ſie doch ſinnt. Es muß ein ſüßes Geheimniß ſein, dem ſie nachdenkt! Biſt du eine Dichterin, und willſt du ein frohes Gefühl in ſchönen Worten verewigen? Etwa die Liebe? O, wenn du lieben könnteſt! Die Liebe iſt ſo wunderthätig, ſo verklärend, daß ein ſchlichter Erdenleib in ihrem Flammenlicht anmuthig und gefällig wird. Wenn du lieben könnteſt in deiner Schönheit voller Pracht! Zu einer Göttin würdeſt du, die aus den Höhen des Olympos niederſtieg, und der entzückten Welt die Wunder der Liebe erklären wollte. Doch nein, du biſt frömmer, als Aphrodite, als Hebe und Athene; du biſt wohl ein Engel, den heiliges Mitgefühl für die Menſchen niederzog, und den jetzt das Heimweh nach den Himmel zurückruft! Oder biſt du eine Königin, welche nachdenkt, wie ſie ihre Völker dem ewigen Glücke des Friedens entgegen führen könne? Oder biſt du das liebliche Schiffermädchen, das du ſcheinſt, und die Krone iſt nur ein Blumenkranz, und an's Ruder gelehnt denkſt du eines fernen Geliebten, der in die Welt zog über's Meer, und den du erwarteſt aus überſeeiſcher Fremde, weil ihn dir ein Wahrſager, den du in Herzen birgſt, ankündigte? Mädchen, nimm mich für ihn, für deinen Freund, wenn du ein Schiffermäd-

chen, für deinen Unterthan, wenn du eine Königin, für deinen frommen Verehrer, wenn du ein Himmelsbote biſt! — Sie hört mein Flüſtern nicht! Sie träumt fort wie ein in tiefem Metallſchlaf verſunkenes Bild von Erz. Man könnte dich dafür halten, für den Raub, den die Kunſt an den ſchönſten Geſtalten der Wirklichkeit und Dichtung beging, um das Ideal der Frau zu ſchaffen; aber du lebſt, dein Mund öffnet ſich eben zu dem leiſen Seufzer, mit dem ein angenehmer Traum der Seele entflieht, dein Auge, obwohl ohne den klaren Blick, mit dem der Geiſt wie an's offene Fenſter ſeiner Wohnung tritt, iſt wie im Leben aufgeſchloſſen, und das Gewand, das deinen Leib loſe umfließt, ſchwankt noch von der letzten Bewegung. Du träumſt nur von deinem Himmel und ſehnſt dich heim. O bleib, du liebliches Mädchen! Du ſollſt haben, was die Erde zartes und ſchönes hat: Blumen, duftiger, als du in dein aufgelöstes Haar geſchlungen trägſt, ſchönere Vergißmeinnicht und ſchönere Waſſerlilien, und ſtatt des ſchlichten Schilfes Roſen und Nelken. Dieſe Blumen gehören dir, denn ſie ſind das Eigenthum der Schönheit. O bleibe! Mache dich frei von der träumeriſchen Sehnſucht nach den Wolken, aus deren goldenem Abendrothe du niederſankſt!" — Sie hört mich nicht. Ich will ſie kräftiger wecken, als mit der leiſen Bitte, ich will ſie mit dem Zauberworte wecken, vor deſſen Klange noch kein Mädchenohr ganz verſchloſſen blieb: „Mädchen, ich liebe dich! Mein Auge trank in ſüßen Zügen deine Schönheit und iſt berauſcht davon, mein Ohr ſehnt ſich nach der Muſik deiner Rede, meine Seele, die dir angehört, iſt ein fremder Gaſt in meinem Leibe geworden, — o bringe ſie mir mit deinem Herzen zurück, erſchließe deine Lippen in Lächeln,

ſenke deine Blicke auf mich! und deine niedergeſunkene Hand, ziehe ſie nicht zurück, wenn mein Kuß ſie berührt! — — Kalt, fürchterlich kalt! Biſt du geſtorben? Floh die ſehnende Seele aus deinem aufwärtsgewandten Auge in den Himmel, den ſchönen Leib auf Erden vergeſſend? Wäre das kein Körper, den ſich der Geiſt aufbaute, wäreſt du nur ein Erdgebilde, nur in ſchöner Form erſtarrtes Metall? — Was iſt hier zu deinen Füßen eingegraben? — „Schwanthaler —" Und auf der Ruderſchaufel? — „Gegoſſen von Ferdinand Miller." .... Alſo nicht geſtorben, ſondern todt, für ewig todt geboren! Weh mir! Weh dir Künſtler! Dieſe Geſtalt wird dich einſt vor Gericht fordern und ihre Seele von dir begehren; dieſe ſchöne Leiche wird das Leben von dir verlangen, deſſen Schein du ihr trügeriſch geliehen, ein Leben, deſſen Wunder einer ewigen Dauer würdig ſind, deſſen Luſt ſo beglückt, deſſen Schmerzen ſelbſt uns lieb werden können durch die Zaubergewohnheit des Daſeins! Und wenn ſie es unter der Laſt des metallenen Todes nicht vermag die Klage zu führen, ſo werde ich ihre Seele von dir fordern, du harter Mann, deſſen Meißel mordet, indem er beleben will."

Ich ballte die Fauſt in glühendem Zorn und wüthete laut gegen Schwanthaler. Da berührte ein Mann, deſſen Nahen ich nicht gehört hatte, ſanft meine Schulter und ſprach: „Das Mädchen, deſſen Bild hier ſteht, lebt!"

„Wo?" rief ich zitternd im Wechſel von Schmerz und Freude.

„Gehen Sie nach Böhmen und fragen Sie im Rieſengebirge nach ihrer Wiege. Verfolgen Sie ihre Spur durch Deutſchland bis in's Meer hinter Hamburg; aus den Flu-

ten des Elbeſtromes wird Ihrer Sehnſucht das Mädchen entgegenkommen."

„Alſo glauben Sie, das göttliche Mädchen lebe?"

„Nur Gott kann ſchaffen — die Künſtler können nur nachbilden."

„Und Sie glauben, ich würde von dem Mädchen gehört, verſtanden?"

Der Mann lächelte: „Fürchten Sie, es ſei Dichterloos: nicht verſtanden zu werden? Ein Wort aus der Seele kommt in die fremdeſte Seele immer wieder, wie in eine Heimat, bekannt und gerngeſehen."

„O es kam aus meiner Seele! Und Sie glauben, ich werde das Urbild finden? guter Mann!"

„Gewiß, vor der Ewigkeit iſt nichts verborgen!—"

Ich wollte ſeine Hand faſſen, um ſie ihm dankbar zu drücken. Er hatte ſich bei den letzten Worten hinter den Brunnen gezogen und war verſchwunden. Ich riß mich von dem ſchönen Bilde los, und ging nach Böhmen, das Urweſen desſelben zu ſuchen. —

Dalmatiniſche Volksweiſen.

Nachgebildet

von

Johann Gabriel Seidl.

1.

Goldſchmied Janko ſchrieb ein Briefchen,
Sendet es an Magdalena,
An das ſchöne Webermädchen.
Alſo ſteht im Brief geſchrieben:
„Liebe Schweſter Magdalena,
Hab' gehört, du webſt ſo kunſtreich,
Schick' dir drum ein halb Pfund Seide;
Sollſt daraus ein Kleid mir weben,
Das mir reicht bis an die Knöchel;
Bleibt dir aber etwas übrig,
Nun — ſo ſtick' mir noch ein Tüchlein!"
Magdalena ſchreibt zur Antwort:
„Hab' gehört, du ſeiſt als Goldſchmied
Weit geſchickter als die andern,
Schick' darum ein halb Pfund Gold dir;
Mach' mir Webſtuhl draus und Spindel,
Bleibt dir aber etwas übrig,
Mach' daraus noch einen Degen,
Den man um den Leib kann gürten. —
So, — nun bleib geſund, mein Bruder!"

2.

„Sprich, warum ſo traurig, ſchöne Jela,
Wärmſt mit Seufzern du die Luft beſtändig,
Irrſt du einſam ſinnend durch die Wälder,
Längs dem Meeresufer auf und nieder?
Biſt du etwa gar unglücklich, Mädchen?“
Alſo fragt aus Mitleid ſie ein Rebhuhn. —
„Ja, unglücklich bin ich, liebes Vöglein!
Einen theuren Vielgeliebten hatt' ich,
Und nun hat er treulos mich vergeſſen;
Flüchtig flattert er zu andern Mädchen,
Sagt mir nicht einmahl, warum er treulos! —
Sie bereitet ſich das Hochzeitkränzlein,
Und ich — pflanze Wermuth mir im Beetchen;
Sie erwartet Tage voll der Wonnen,
Ich erwarte nur — den Pfeil des Todes;
Doch wenn er zum Altar tritt, der falſche,
Soll ihn eine Todtenbahre ſchrecken.“ —
Spricht das Rebhuhn: „Ei du närriſch Mädchen!
Flog erſt jüngſt an ſeinem Haus vorüber,
Sah ihn Kurzweil treiben wohl mit andern,
Doch ſein Herz bewahrt er dir, bewahret
Dir allein den erſten Liebesſeufzer!“ —
„Höre, Vöglein, wenn du Wahrheit kündeſt,
Will ich dir vom allerfeinſten Golde
Gar ein kunſtreich Häuschen flechten laſſen,
Will tagtäglich dein zuerſt gedenken,
Und mit eignen Lippen dir die Körner
Durch's vergoldete Geſtäbe reichen!“

3.

Kreiſ't ein Hirſch umher auf grüner Fläche,
Weidet heute, liegt darnieder morgen,
Stöhnet ſchmerzensvoll am dritten Tage.
Ruft ihn an des Waldes weiße Wila:
„Sag', unſtäter Hirſch des Waldes, ſage,
Welcher bittre Gram dein Herz zerfleiſchet,
Daß, wenn heut' im Walde du geweidet,
Du wie krank darniederliegeſt morgen,
Und am dritten Tage ſchmerzlich ſtöhneſt?“ —
Spricht das tiefbetrübte Thier: „O Wila,
In der Nähe war ich, als zur Quelle
Meine Hirſchkuh ihren Lauf gewendet,
Und nun kam ſie aus dem Wald nicht wieder.
Ob entweder ſie des Weg's verfehlte,
Oder fiel in eines Jägers Hände,
Oder einem andern Hirſch ſich hingab!?
Wenn des Weges ſie verfehlt, die arme,
Bring' ſie mir zurück, o güt'ge Wila;
Hat ein Jäger ſie auf's Korn genommen,
Laß' ihn meine Herzensangſt empfinden;
Gab ſie hin ſich einem andern Hirſche, —
Laß ſie fallen in das Garn des Jägers!“

4.

Die ärmſte, ſie war ſo lieblich,
Wie dort am Himmel fern
Der Bote ſüßer Ruhe,
Der ſilberne Abendſtern.

Es wollte die Hand der Aeltern
Beim erſten Morgenglanz
Die ſchönen Locken ihr ſchmücken
Mit einem Blumenkranz.

Die ärmſte, während die Zukunft
Ihr lacht' im roſigſten Schein,
Erſchien ihr der Tag des Todes,
Und weinend grub man ſie ein.

Da liegt ſie nun unter dem Hügel,
Man legte den Kranz ihr drauf:
Hier unten verwelkte die Roſe,
Dort oben blühte ſie auf!

5.

An dem Fenſter ſaß das Wundermädchen,
Heftet' auf die hohe See die Augen,
Rief, ganz Lächeln und mit einem Stimmchen
Zum Verlieben, ſolches in die Fluten:
„O daß ich die Edelſteine hätte,
Die du birgſt, o Meer, im tiefſten Herzen,
Um mich arme reich damit zu ſchmücken!
Ha — vor Luſt wollt' ich mit meinen Thränen
Goldighell, ſo groß du biſt, dich färben!“ —
Spricht das Meer: „Und hätt' ich deine Augen,
Um den Blick ſo recht auf dich zu heften,
Um dich, Himmelsweſen, Liebesperle,
Einen Augenblick nur anzuſchauen, —
Durch dein holdes Angeſicht verzaubert
Würd' ich meine ganze Flut verweinen!“

6.

Janko höre, heute morgens,
Als ich Blumen pflückt' im Garten,
Fand ich eine allerliebſte, —
Aber ach! ſie — duftet nicht!

Ganz umkränzt mit grünen Blättchen
Iſt ſie, ſchön, voll bunter Farben, —
Aber ach! ſie — duftet nicht! —

„Wenn der Morgen wiederkehret,
„Nimm das Blümchen dann und leg' es
„Auf dein Herzchen, meine Jela,
„Und — was gilt's! — dann duftet es!"

7.

„Hört' ich recht? Du gehſt von hier?
„Darf ich mit dir eilen?" —
„„Kind, da kannſt du nicht mit mir:
„„Du mußt hier verweilen!

„„Mit den Vöglein im grünen Hain
„„Muß ich weiterfliegen!"" —
„Bleib! Laß uns mit den Fiſchelein
„Lieber im Meer uns wiegen!" —

Und miteinander zu ſchwimmen drin
Rüſteten ſie ſich munter! —
Sie ſchwamm heil an's Ufer hin,
Aber er — gieng unter.

»»Schnell, Cattina, ſchnell herbei!
»»Laß mich doch nicht ertrinken!«« —
»Fürchte nichts, deine feſte Treu'
»Läßt dich ja nicht verſinken!«

8.

Fragt die Mutter ihre Mariettina:
»Biſt du ſchon mit deiner Wäſche fertig?« —
Sagt Maria: »Hab' kaum angefangen!?»
Fragt die Mutter ſie: »Was haſt denn alſo
Du gethan im ganzen lieben Tage?» —
Sagt Maria: »Habe mir am Strande
Vollgepflückt den Schooß mit Roſen, Mutter;
Hab' in Bruders Kahn ſie ausgeſchüttet,
Und er gab dafür mir ſchöne Seide.
Und ich flocht daraus drei nette Kränzlein;
Eines gab ich meinem Bruder, eines
Hob ich für mich ſelber auf, — das dritte
Hab' ich Mutter in das Meer geworfen. —
Schwimme, ſchwimme, du mein liebes Kränzlein,
Schwimm' an's Ufer, wo mein Janko hauſet,
Um mir ſeine Mutter zu erbitten!«

9.

Nun du todt biſt, meine ſüße Liebe,
Wohin leg' ich dich zur Ruheſtatt?
In mein Herz? — Dort kannſt du Ruh' nicht finden,
Weil es ſelbſt die Ruh' verloren hat.

Soll ich in der Erde dich beſtatten?
Nicht vermodern könnteſt du in ihr:
Denn gewiß, der Erde fromme Wila
Machte einen Edelſtein aus dir!

Soll ich etwa dich in's Meer verſenken?
Nicht verzehren würd' es dich zur Stell':
Denn gewiß des Meeres fromme Wila
Macht' aus dir die ſchönſte Perle ſchnell.

Dann, mein Schatz, dich aus der Erde graben
Würden ſie vor Gier nach Gut und Geld,
Aus dem Meere würden ſie dich holen,
Daß du gingſt als Waare durch die Welt! —

Nein, von meiner Seufzer Hauch getragen,
Schweb', o Herzensfreundin, himmelan,
Und ein Stern ſei, der von dort mir leuchtet,
Wo kein Menſch ihn je mir rauben kann!

10.

Alſo prahlet eine ſtolze Jungfrau:
„Spinnen will ich nicht, ich will nicht ſticken,
Arm an Herden ſoll das Thal mir werden,
Aber dort auf jenes Berges Gipfel

Will ich aufbau'n eine ſchöne Kirche,
Will die Pfeiler laſſen hau'n aus Marmor,
Und aus Buchs Gebälk und Kuppel zimmern!«
Und der Zaar vernahm, womit ſie prahlte,
Und er ſandte ſeine beiden Neffen,
Daß in's Schloß ſie ihm die Stolze brächten.
Aber als die beiden ſie erblickten,
Schnell verraucht in ihren jungen Herzen
War der Muth, ſie zogen ſtumm nach Hauſe.
Und zum Zaare ſprachen beide kleinlaut:
»Wo iſt, Zaar, die Kühnheit deiner Braven?
Wenn wir's nicht gewagt, ihr nur zu nahen,
Sprich, wie ſollten wir in's Schloß ſie bringen?
Eine Königin im Hofe ſaß ſie,
Goldner Tiſche drei zu ihren Füßen,
Ein Barett von Pelz auf ihrem Haupte,
Und ein Schwert zur Seite, blank und drohend.«
Kalten Spott im rollend wilden Auge
Rief der Zaar nun gegen ſie zuſammen
All' ſein Kriegsvolk, Araber zweihundert,
Janitſcharen tauſend, hundert Tartarn.
Als ſie kommen ſah die ſtolze Jungfrau,
Raſchen Sprung's war ſie im grünen Garten,
Schnallt auf einen jungen Hirſch den Sattel,
Zäumet ihn mit einer böſen Natter,
Geißelt ihn mit einer zweiten Schlange,
Sprengt ſo kühn des Zaaren Reih'n entgegen,
Schwingt die mächt'ge Keule auf die einen,
Schlägt nicht müde mit dem Schwert die andern,
Jagt die dritten rücklings in die Sümpfe;
Unaufhaltſam flieh'n die feigen Schaaren.
Und der Zaar, verhängten Zügels ſprengend,
Sieht, gewendet, ſie auf ſeinen Ferſen;
Abgeſtreift im Winde fliegt ſein Turban,
Zeit nicht hat er ihn vom Haar zu löſen.

„Zaar,“ ſo ruft ſie, „mäßige dein Feuer,
Du verſuchſt umſonſt mir zu entkommen!“ —
Und ausreißen läßt ſie ihm die Augen,
Jagt ihn in die Berge, daß er lebe
Als ein wildes Thier mit wilden Thieren.
Jammernd wankt der Zaar von Baum zu Baume,
Wie von Aſt zu Aſt ein Vogel flattert.

11.

Sprach der Mond zum Morgenſterne ſchmollend:
„Sprich, was ſäumeſt du ſo lang im Meere,
Wo nur weilteſt du drei lange Tage?“
Sprach der Morgenſtern zum Monde lächelnd:
„Ueber Belgrad ſtaunend ſtand ich ſtille,
Um ein ſeltnes Wunder zu betrachten.
Hielt Demeter Giazhizh dort mit Bogdan
Theilung über's väterliche Erbe:
Bruder war dem Bruder wohlgewogen.
Nahm Demeter ſich den weiten Landſtrich
Von Bulgarien bis zum Banate,
Wo die Donau rollt die dunklen Wellen;
Nahm ſich Bogdan jene grünen Ebnen,
Die von Syrmien ſich weithin dehnen
Bis in Serbiens fruchtbare Fluren;
Und die Stadt Uſizza nahmen beide,
Jener, was hinanreicht bis zur Höhe,
Dieſer, was herabſteigt bis zum Fluſſe.
Aber wie ſie einig ſind im großen,
So entzwei'n ſie, uneins, ſich im kleinen,
Eines Falken, eines Rößleins wegen.
Sagt Demeter barſch: „Ich will den Falken,
Ich das Rößlein!“ — „Die will ich!“ ſagt Bogdan. —

Nimmt Demeter bei der Morgendämm'rung
Roß und Falken, auf die Jagd zu reiten;
Drückt an's Herz noch eher ſeine Gattin,
Spricht zu ihr: „Vernimm, geliebte Jana,
„Du mußt Bogdan ſchwarzes Gift zutrinken;
Deinen Gatten ſiehſt du niemahls wieder,
Trinkt nicht Bogdan Gift aus deinen Händen!“ —
Da ſolch Wort vernimmt die fromme Gattin,
Steht ſie da verſteinert, denkt im Stillen:
„Hilf mir, Himmel, du aus dieſem Zweifel.
Tödt' ich meinen Schwager durch den Becher,
Steh' ich ſchuldbewußt vor meinem Gotte,
Steh' ein gräßlich Scheuſal vor den Menſchen.
Mit den Fingern wird man auf mich weiſen:
Seht die Mörderin des eignen Schwagers!
Und wer wird dem Gatten Gattin heißen,
Wenn ich ſeinen Willen nicht erfülle?“ —
Lange ſchwankt ſie ſo in bangen Qualen,
Endlich hat ſie, was zu thun, beſchloſſen.
In's Gemach, wo ſie des Hauſes waltet,
Geht ſie, nimmt dort eine goldne Taſſe,
Reich beſetzt mit koſtbarn Edelſteinen,
Einſt das Brautgeſchenk von ihrem Vater,
Füllt die Taſſe voll mit rothem Weine,
Tritt in edler Demuth, ſanft erröthend,
Vor den Schwager, ſpricht: „Geliebter Schwager,
Nimm den Becher ſammt dem rothen Weine,
Gib dafür das Roß mir und den Falken!“ —
Und der Schwager, tiefgerührten Herzens,
Gab dafür das Roß ihr und den Falken,
Jeden Groll's für immerdar vergeſſend. —
Streift den ganzen Tag umher Demeter,
Ließ den Falken immer noch nicht ſteigen;
Kommt zuletzt an eines See's Geſtade.
Da erhebt ſich eine wilde Ente,

Schwanken Flugs, im tiefen See ſich ſpiegelnd.
Seinen Falken läßt Demeter ſteigen;
Doch der Gegner packt ihn ſcharf am Flügel,
Und verwundet ihn daran zu Tode.
Seinen Falken ſieht Demeter fallen,
Wirft die Kleider weg und ſich in's Waſſer,
Daß er helfe ſeinem theuren Vogel.
Als er an das Ufer ihn gezogen
Und gelegt ihn auf den grünen Raſen,
Und die Wunde tief befunden, ſpricht er:
»Sag', wie wirſt du leben ohne Flügel?«
Gibt darauf zur Antwort ihm der Falke:
»Wie ein Bruder ohne ſeinen Bruder!«
Von Demeters Auge fällt die Binde;
Da gedenkt er an den Todesbecher,
Den er ſeine Gattin hieß credenzen;
Schwingt auf's Rößlein ſich in wilder Eile,
Dem Verbrechen noch zuvorzukommen;
Jagt zurück nach Belgrad im Galoppe.
Nicht mehr ferne von der Cerekbrücke
Glitſcht ſein Rößlein, bricht die Vorderfüße.
Tief darob bekümmert, läßt Demeter
An der Quelle Saum das Rößlein liegen,
Eilt von dannen und verſchlingt die Straße.
Noch nicht angelangt vor ſeinem Hauſe
Schreit er ſchon der Gattin zu von weitem:
»Jana, iſt der Brudermord geſchehen?« —
Und ſie wendet mild zu ihm die Augen:
»Vor dem Brudermord hat mir geſchaudert;
Nicht gemordet hab' ich meinen Schwager,
Sondern — Bruder ausgeſöhnt mit Bruder!«

12.

Lärmend krachen goldene Geſchütze,
Feſtlich ſchmückt der Brautzug ſich für Jela.
Während Jela ſeiner Ankunft harret,
Pflanzt den ganzen Tag ſie Heidelbeeren,
Pflanzt ſie für das Glück des Herzgeliebten.
Wenn das Glück ihm hold iſt, wird am Abend
Duftig Laub ſich an dem Strauche zeigen,
Werden über Nacht ſich Zweiglein bilden,
Wird er morgens ſchöne Kränze geben.
Und das Glück war hold dem Herzgeliebten,
Abends trieben ſchon die zarten Stängel,
Duftig Kraut war über Nacht gewachſen,
Schöne Kränze gab die Morgendämm'rung.
Und die Braut, ſie gab ein Kränzlein jedem,
Und dem Bräutigam gab ſie ſich ſelber,
Und da blieb kein Kranz ihr für den Vetter. —
„Laß dich's nicht verdrießen, lieber Junge,"
Sprach ſchön Jela zum gekränkten Vetter,
„Denn für dich hab' ich ein noch viel ſchönres,
O viel ſchönres Kränzlein vorbehalten:
Meine Schweſter, meine jüngre Schweſter." —

13.

Hat der Tod den Gatten ihr entriſſen,
Und den Herzensfreund und ihren Bruder.
Um den erſten rauſte ſie die Haare,
Riß die Wangen wund ſich um den zweiten,
Grub die Augen aus ſich um den dritten.
Wieder wachſen werden ihr die Haare,

Und die Wangen wieder ihr verheilen;
Nimmer glänzen werden ihre Augen.
Wenn das Herz um einen Bruder blutet,
Hört's im Leben nimmer auf zu bluten.

14.

Herzliebes, liebſtes Mägdelein,
Sag', willſt du nicht die meine ſein? —
„Du guter Junge, nein, nein, nein!
Die deine werd' ich niemahls ſein.
In einen Gaſthof will ich gehen,
In eine Goldtaff' um mich wandeln,
Eh' ich die deine möchte ſein!"

Herzliebes, liebſtes Mägdelein,
Dann miethet' ich als Wirth mich ein,
Und du wärſt dann mein Edelſtein.

„Du guter Junge, nein, nein, nein!
Ich werde nie die deine ſein.
In's Kaffehhaus ging' ich viel lieber,
Verwandelte mich in ein Schälchen,
Als ich die deine möchte ſein!"

Herzliebes, liebſtes Mägdelein,
Dann wollt' ich Kaffehwirth dort ſein,
Da wärſt du dennoch wieder mein!

„Du guter Junge, nein, nein, nein!
Ich werde nie die deine ſein.
Zum Walde flöh' ich vor dir lieber,
In eine Nachtigall verwandelt,
Als ich die deine möchte ſein!"

Herzliebes, liebſtes Mägdelein,
Schnell würd' ich dann ein Jäger ſein,
Dann wäreſt du mein Vögelein!

„Du guter Junge, nein, nein, nein!
Nie werd' ich deine Liebſte ſein.
Eh' würd' ich in das Meer mich ſtürzen,
Und in ein Fiſchlein mich verwandeln,
Als ich die deine möchte ſein!“
Und ich, Herzliebſte, würde ſtricken
Ein Netz mit feinen, feinen Maſchen,
Und in dem Netz das Fiſchlein haſchen,
Darum, darum, mein Mägdelein, —
Hilft nichts, — du mußt die meine ſein!

15.

Wie kommt's, du herzig Mädchen,
Daß ſich dein holdes Geſicht
Nicht färbt mit leiſem Purpurroth,
Und biſt doch gar ſo zart?

Mir ſcheint, du habeſt der Sonne
Gekämmt ihr ſchimmernd Haar,
Mir ſcheint, du habeſt den blaſſen Mond
Geſcheuert ſeinen Hof! —

„Gefehlt mein lieber Junge!
„Ich ſtand im Freien, und ſah
„Den Schimmer eben beſchäftiget
„Im Wettſtreit mit dem Blitz.

„Und rathe, was geſchah! — Der Blitz —
„Er gab dem Schimmer nach,
„Er gab ihm um vier Orangen nach
„Und um drei Aepfel von Gold!“ —

16.

Zwei Schweſterchen, die ärmſten,
Sie hatten keinen Liebſten;
Drum flochten ſie ſich einen
Aus weiß- und rother Seide,
Und fügten dran ein Büſtchen,
Aus Buchs gar fein geſchnitten,
Und zierten es mit zweier
Demanten dunklen Strahlen,
Und gaben zwei Blutegel
Ihm ſtatt der Augenbraunen,
Und eine Doppelreihe
Von Perlen ſtatt der Zähne,
Und auf die Lippen Zucker
Und Honig, alſo ſprechend:
„Iß, Artiger, und rede!“

17.

Böſe Nacht, durchſchauert und durchheult vom Wind,
Finſtre Nacht, von Wolken grauenhaft umhüllt,
Schwärzer noch, als deine Schreckgeſpenſter ſind,
Iſt der ſchwarze Kummer, der mein Herz erfüllt!

Aufgelöſt in Thränen ſchmilzt mein armes Herz,
Doch um ihre Quelle weiß nur ich allein:
Keine Mutter weinet über meinen Schmerz,
Keine Schweſter fühlet mit mir meine Pein.

Einen Liebſten hab' ich, aber fern von mir;
Wenn er kommt iſt oft ſchon Mitternacht vorbei,
Bis er aus dem Schlafe mich erwecket hier,
Rüſtet ſich der Haushahn ſchon zum Morgenſchrei.

Bis er mich geküſſet auf mein bleich Geſicht
Breitet ſchon die Dämm'rung ſich am Himmel aus,
Strahlt die Morgenſonne ſchon im Oſten licht, —
Kehre heim, o Theurer, in dein niedrig Haus! —

18.

Ein friſches Wäſſerlein
Ei — das möcht' ich ſein!
Wo ich dann quellen müßte,
O — ob ich's wüßte!

Dort unterm Fenſterlein, wo Liebchen ſich
Ankleidet und entkleidet, quölle — ich;
Sie tränke dann mit Luſt aus mir,
Ich — netzte kühl das Herzchen ihr!

19.

„O Mädchen, meine Liebſte!" —
Antwortet ihm das Mädchen:
„„Wie bin ich deine Liebſte?"" —
„Weil, Kind, mir deine Mutter
Verſprach, dich mir zu geben!" —
Antwortet ihm das Mädchen:
„„Wenn gegen meinen Willen
Mich dir die Mutter gäbe,
So würd' ich mich verwandeln
In eine kleine Wachtel,
Fortfliegen nach Tugari,
Mich in den Weizen ducken,
Wo unſre Dirnen dreſchen!"" —
Antwortet ihr der Jüngling:
„Dann würd' ich mich verwandeln
In einen kleinen Raben,
Und überall im Rücken

Der kleinen Wachtel folgen. —
Und wieder ſpricht der Jüngling:
»Wirſt Mädchen, doch die meine,
Weil, Kind, mir deine Mutter
Verſprach, dich mir zu geben.» —
Darauf das Mädchen wieder:
»»Wenn gegen meinen Willen
Mich dir die Mutter gäbe,
So würd' ich in ein Lämmchen
Mich alſobald verwandeln,
Und in die Berge laufen,
Und eilen in die Hürden
Zu unſern Hirtenmädchen.«« —
Antwortet ihr der Jüngling:
»Dann werd' ich um mich wandeln
Zu einem grimmen Wolfe,
Werd' in die Berge laufen,
Das Lämmchen dort ergreifen,
Die Weichen ihm zerfleiſchen,
Das Fell vom Leib ihm reißen!« —
Der Jüngling immer kühner,
Fährt fort zu wiederholen:
»O Mädchen, meine Liebſte!« —
Antwortet ihm das Mädchen:
»»Wie bin ich denn die deine?«« —
»Mir ſchenkt dich deine Mutter?« —
»»Wenn gegen meinen Willen
Mich dir die Mutter ſchenkte,
So würd' ich um mich wandeln
Zum Blumenkohl, da würd' ich
Im Garten eingeſchloſſen!«« —
Antwortet ihr der Jüngling:
»Dann würd' ich um mich wandeln
Zu einem kranken Zicklein;
Da würden ſie zu Hauſe

Mich laſſen, in den Garten
Mich führen, und ich würde
Den Blumenkohl abfreſſen!« —
»»Du ungeſtümer Junge,
So komme doch zur Einſicht!««

20.

Das Mädchen mähte Heu ab mit der Senſe,
Um ſeinem guten Rößlein es zu geben.
»Iß, iß, mein gutes Rößlein, morgen werden
Wir auf die Hochzeit meines Bruders gehen.
Drei Tage müſſen über Meer wir wandern,
Drei Tage müſſen wir zu Lande gehen?» —
Der Zelter fragt: »»Wie ſieht es aus, ſein Bräutchen?«« —
Das Mädchen drauf: »Haſt du geſeh'n den Raben?
Gerade ſo ſind ihre ſchwarzen Augen.
Haſt du geſeh'n die Egel? So gerade
Sind ihre Augenbrau'n. Haſt du geſehen
Die Aepfel? Grade ſo ſind ihre Wangen.
Haſt du geſeh'n die Perlen? So gerade
Sind ihre allerliebſten weißen Zähne.
O wie ſo ſchön iſt meines Bruders Bräutchen!»

21.

Wandelt ein Mägdlein
An's Meeresgeſtade,
Badet in grünlicher
Welle den Fuß.
Schleicht ihr ein Junge nach,
Flüchtig und leiſe,
Spricht zu dem Mägdlein
Mit lächelndem Gruß:

„Bade nur, bade nur,
Liebliches Weſen!
Wirſt doch als herziges
Bräutchen noch mein!“ —
„„Wär' ich verſichert
Und hätt' ich's verpfändet,
Daß du mein lieber
Getreuer wirſt ſein:
Wüſch' ich gar ſorglich
Mit lauterer Milch mir
Nacken und Buſen
Und Arm' und Geſicht,
Bis ſie den blendenden
Schnee auf den Bergen
Weit überträfen
An Schimmer und Licht.““ —
„Bade nur, bade nur,
Liebliches Weſen!
Wirſt doch als herziges
Bräutchen noch mein!“ —
„„Wär' ich verſichert
Und hätt' ich's verpfändet,
Daß du mein lieber
Getreuer wirſt ſein:
Würd' ich mit Blättern
Von Roſen mich trocknen,
Daß ich dir roſiger
Schiene hinfür;
Würde mich hüllen
In ſeidne Gewänder
Meinen geſchmeidigen,
Gliedern zur Zier!““

Inhalt.

Prosa.

	Seite
Traum — ein Lieben. Novelle von Franz Stelzhamer.	1
Die Tochter der Dora. Piemontesische Sage von Johann Gabriel Seidl	59
Eine Heiratsstiftung. Ländliche Geschichte von Anton Ritter von Perger	135
Schwärmerei und Natur. Lebensbild von J. F. Castelli	193
Ein Abenteuer in Wien, von Dr. Fernand Stamm . .	233

Gedichte.

Bube (Adolph). Die Fischerin von Bukke-Fiörd . .	230
Carneri (B.). Es spricht das Herz	191
Cerri (Cajetan). Laienbrevier	215
Drärler-Manfred. Dichter	189
Friedrich (Gottlieb). 1. Am Abend. 2. Frühlingslied.	220
3. Einsiedlers Wintertraum	221
Grillparzer (Franz). Napoleon. (Geschrieben im Jahre 1821.)	182
Hammer-Purgstall. Arabisches Sprichwort. Persische Lehre der Sofi Türkischer Spruch . .	134
Hall (Ludwig). 1. Heimatlied. 2. Lieberblume . . .	218
3. Hirtenknabe	219
Kilzer (Wilhelm). Das öde Haus	232

Seite
Meynert (Theodor). Die Krone von Thule . . . 228
Nienborf (Emma). Nur einmahl! 190
Oeser (Chr.). Kalt! (Aus der noch ungedruckten Dorfgeschichte: Magister Ringewaldt.) 222
Paoli (Betty). Das todte Kind 187
Schilling (Dr. August). Schattenriß 193
Schröer (Carl Julius). 1. Blütenschnee 223
2. Leben 224
Seidl (J. G.). Zusammenhang 184
Albumblatt 188
Trost 214
Reich und arm 217
Dalmatinische Volksweisen. Nachgebildet . . . 238
Zingerle (Ignaz). Schützensage 225
Zusner (Vincenz). Unser Häuschen 185

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

Digitized by Google